



universität
wien

DISSERTATION

Titel der Dissertation

„Beine statt Steine fördern“.
Aus dem interkulturellen Erfahrungsschatz
der Stipendiatinnen und Stipendiaten
des Pastoralen Forums.
Eine pastoraltheologische Studie.

Verfasserin

Mag. Veronika Prinz-Fülöpová

angestrebter akademischer Grad

Doktorin der Katholischen Theologie (Dr. theol.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 080 012

Dissertationsgebiet lt. Studienblatt: Katholische Theologie (Religionspädagogik)

Betreuer: DDr. Paul M. Zulehner

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	9
1. Bildungsbenachteiligung im Kommunismus.....	13
1.1 Religions- und Kirchenpolitik	13
Ausgefinkelte Kirchenfeindlichkeit	13
Parallelkirche – eine Kirche mit zwei Gesichtern	14
Zwei Seiten der Medaille	15
Kreative Kirchenlösungen	17
1.2 Verfolgungserfahrungen.....	19
Angst als treibende Kraft	20
1.3 Bildungsbenachteiligung, Bildungsmangel	21
Gezähmte Theologie.....	22
Die Bücherschmuggler	23
Das fürs Regime gefährliche Konzil	24
1.4 Bildungsarbeit als Herausforderung der freien Kirche	26
1.5 Gründung des Pastoralen Forums als Antwort	27
2. Verein Pastorales Forum	29
2.1 Entstehungsgeschichte	29
2.2 Vereinsstruktur	32
2.3 Fortbildung	33
Highlights: Drei pastoraltheologische Symposien	33
AUFBRUCH	36
2.4 Bildungsprogramme für DoktorandInnen und HabilitantInnen	39
Stipendienprogramm „Beine nicht Steine“	39
Zahlen und Fakten	39
Studienabschlüsse	41
Coaching	43

Cage Painting	44
2.5 Spezialinitiativen	51
PosT: Netzwerk und Verein	51
Train the Trainers.....	53
Schwerpunkt Orthodoxie.....	53
3. Erfahrungen der Alumni (Qualitative Interviews).....	55
3.1 Methodologie.....	56
Zwei Forschungsfragen	57
Vorverständnis und Hypothesen	57
Begriffsbildung.....	59
Operationalisierung	60
Gütekriterien.....	60
Vorbereitung der Interviews.....	63
Die Datenerhebung.....	68
Auswertung und Analyse im Detail	70
3.2 Auswertung der qualitativen Interviews	78
3.2.1 Sondierungsfragen.....	79
Derzeitige Tätigkeit.....	80
Studium bisher.....	81
Studiendauer in Wien	85
Ab wann in Wien.....	86
Warum nach Wien	87
Anfänge in Wien allgemein.....	90
3.2.2 Herausforderungen.....	91
Deutsche Sprache - größte Herausforderung.....	92
Das Wiener Universitätssystem - Herausforderung Nummer zwei ...	97
Unsicherheit durch viel Neues.....	101
Persönliche Positionierung	102
Herausforderungen außerhalb des Studiums	103
Einsamkeit.....	104
Stipendium.....	105
Wohnen	105

Sonstige Herausforderungen.....	106
3.2.3 Strategien.....	108
Deutsche Sprache verbessern	109
Gegen Einsamkeit ankämpfen / Kontakte knüpfen	111
Sich öffnen für Anderes, Neues.....	113
Sich Zeit gönnen / Geduld	114
Fragen	115
Vertrauen.....	115
Sonstige Strategien.....	115
3.2.4 Lernerfahrungen / Entwicklung.....	117
Neue Perspektive.....	118
Erweiterung der eigenen Wissenschaft	122
Eigenständigkeit / Freiheit.....	124
Offenheit.....	126
Andere Menschen/Länder.....	129
Neue (Pastoral)Theologie	130
Kultur des Dialogs	132
Kritikfähigkeit / Hinterfragen	134
Ordnung / Überblick.....	136
Professoren als Helfende.....	137
Fachliche Skills	138
Verbindung Theorie und Praxis	139
Kommunikation	140
Wichtigkeit eines Betreuers bzw. einer Betreuerin	140
Sonstiges.....	141
3.2.5 Unterschiede Ost versus West	142
Eine Perspektive versus verschiedene Perspektiven	143
Unantastbarkeit versus Kritik	147
Aktualität der Fragen.....	148
Vorgaben versus Eigenständigkeit	150
Kulturelle Unterschiede.....	151
Weniger versus mehr Ordnung	152
Unterschiedliche Themen in Ost und West wichtig.....	153
Eine Disziplin versus. mehrere Disziplinen	153
Breite versus Fokus.....	155

Autorität versus Kollegialität	155
Sonstiges	156
3.2.6 Betreuung der wissenschaftlichen Arbeiten	157
Kritik an der Betreuung	157
Positive Aussagen zum Thema Betreuung	164
Hätte ich gerne anders.....	171
3.2.7 Rückkehr ins Heimatland	175
Eher leicht	175
Eher schwer	177
3.2.8 Arbeit im Heimatland	181
Leichter Einstieg in den Arbeitsprozess.....	182
Schwieriger Einstieg in den Arbeitsprozess.....	185
Unterstützung der Heimatkirche	186
3.2.9 Gelerntes weitergeben	188
Nicht möglich bzw. nicht sinnvoll	188
Weitergabe des Gelernten	189
Seminare, Kurse, Universität	190
Kirche: Pfarre, Diözese.....	193
Artikel.....	194
Sonstige Bereiche	194
3.2.10 Wünsche für neue Stipendiatinnen und Stipendiaten.....	195
Angebote außerhalb der Pflicht wahrnehmen.....	196
Eigenständiges Denken.....	198
Kontakte knüpfen und pflegen.....	199
Die Erfahrung schätzen / positive Einstellung	201
Zeit gut nützen.....	202
Sonstige Wünsche	202
3.2.11 Sonstige Themen	205
Stipendium.....	205
Rolle eines Professors.....	206
3.3 Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse	208
Rund um das Stipendium.....	208
Herausforderungen.....	209

Strategien	210
Lernerfahrungen/Entwicklung.....	211
Unterschiede Ost und West	213
Betreuung der wissenschaftlichen Arbeiten	214
Zurück im Heimatland	215
Gelerntes weitergeben	217
Wünsche für neue Stipendiatinnen und Stipendiaten	218
4. Pastoraltheologische Reflexion	219
4.1 Biblisch-theologisch.....	220
Glieder des einen Leibes.....	220
„Fundraising“ bei Paulus.....	223
Theozentrik bei Paulus	227
4.2 Systematisch-theologisch	231
Einheit in Vielfalt.....	231
Solidarität als Folge.....	233
4.3 Praktisch-theologisch	236
Modelle kirchlicher Solidarität	236
Einheit in Vielfalt von Ost und West.....	237
Sensibilität für die Lücke.....	238
Voneinander lernen.....	239
Verantwortung füreinander	240
Schule der Wertschätzung.....	240
Hilfe zur Selbsthilfe	240
Förderung von Personen und Strukturen.....	241
Ausblick: Was kann für die weitere Entwicklung gelernt werden?	243
Literaturverzeichnis	247
Abstract.....	253

Einleitung

Zum Thema

Im Rahmen meiner Tätigkeit beim Pastoralen Forum seit dem Jahr 2004 lernte ich einige Stipendiatinnen und Stipendiaten kennen und beobachtete, dass es bei ihnen während ihrer Stipendienzeit Entwicklungsprozesse gegeben hat. Es zeigten sich bei ihnen bemerkenswerte Unterschiede zwischen dem Anfang und dem Ende der Stipendienzeit. Sie haben ihre Perspektive durch ihren Aufenthalt und durch das Studium in Wien geändert. Einerseits begann es mich also zu interessieren, diese Entwicklungsprozesse näher unter die Lupe zu nehmen und systematisch zu erforschen.

Andererseits war da die Tatsache, dass sich der Kontakt mit den meisten Stipendiatinnen und Stipendiaten nach ihrer Rückkehr ins Heimatland verflüchtigt und das Pastorale Forum meistens nicht mehr erfährt, welche Entwicklungsprozesse die Alumni nach der Rückkehr in ihre Heimatländer durchmachen. Wenn also die Lernerfahrungen der Stipendiatinnen und Stipendiaten während ihrer Stipendienzeit in Wien untersucht werden sollten, müsste – so dachte ich – die erforschte Zeitspanne auch ihre Rückkehr in ihre Heimatländer beinhalten.

Als Drittes gab es das Anliegen, die bisherige Arbeit des Pastoralen Forums zu resümieren, was im Kapitel 2 erfolgt. Da jedoch die Tätigkeit des Vereins nicht ohne ein Hintergrundwissen über die Zeit des Kommunismus verständlich wäre, musste im Kapitel 1 eine Skizze dieser Ära in den ost(mittel)europäischen Ländern vorangestellt werden.

Das Thema der Lernerfahrungen der Stipendiatinnen und Stipendiaten des Pastoralen Forums ist für den Stipendienverein, darüber hinaus aber auch für die Universität Wien, an der die Geförderten studieren, von großer Bedeutung. Das Pastorale Forum kann so aus den Erfahrungen der bisherigen Stipendiatinnen und Stipendiaten lernen und seine Tätigkeit in der Zukunft optimaler gestalten. Ursprünglich dachte ich, dass dieses Thema ausschließlich für Pastorales Forum wichtig sein wird. Doch beim Analysieren der Interviewdaten ist mir aufgefallen, welcher Erfahrungsschatz von Seiten der ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten zum Ausdruck kommt und wie verallgemeinerbar manche Herausforderungen und Lernerfahrungen sind. Daher müssen sie keineswegs ausschließlich nur für dieses Stipendienprogramm von Bedeutung sein, sondern können überall dort ein

Interesse wecken, wo es um interkulturelles Lernen geht – und das ganz speziell im Bereich Theologie und Kirche.

Zielsetzung und Zweck

Die vorliegende Arbeit hat zwei Hauptziele.

Sie will einerseits untersuchen, ob die Zielsetzung des Vereines – nämlich die Kirche in den in den Ländern Ost(Mittel)Europas zu fördern – sichtbar ist und falls ja, in welchen Bereichen. Auch wenn eine Quantifizierbarkeit in diesem Bereich nicht gegeben werden kann, soll eine Förderung an Einzelfällen abgelesen und in einzelnen Bereichen festgehalten werden.

Andererseits geht es in der Dissertation um die Erforschung der Anpassungs- und Entwicklungsprozesse, welche Stipendiatinnen und Stipendiaten des Pastoralen Forums während ihres Studiums in Wien durchlaufen. Es soll untersucht werden, ob die in Wien angeregte Entwicklung nach der Rückkehr der Stipendiatinnen und Stipendiaten stagniert bzw. weitergeführt wird und die Weitergabe des in Wien Gelernten theoretischen wie praktischen Wissens in den Heimatländern der Alumni möglich ist.

Die Untersuchung von diesen Fragestellungen soll dem Stipendienverein helfen, die künftige Tätigkeit rund um Stipendienvergabe und Betreuung der Stipendiatinnen und Stipendiaten zu optimieren.

Ausdrücklich soll darauf hingewiesen werden, dass es in dieser Forschungsarbeit nicht darum geht, repräsentative Zahlen und Fakten zu den behandelten Themen vorzubringen, so wie es bei quantitativen Untersuchungen üblich ist. Vielmehr will die vorliegende Untersuchung Themen finden, die im Bereich des interkulturellen Lernens – vor allem im Bereich der Theologie – von Bedeutung sind, mit welchen Schwierigkeiten die Studierenden während ihrer Stipendienzeit zu kämpfen haben und wie es ihnen gelingt, diese zu überwinden. Die ursprüngliche Überlegung, komplementäre Untersuchungsmethoden¹ zur vorliegenden qualitativen Untersuchung

¹ Ursprünglich wurde eine Reihe von weiteren methodischen Ansätzen als Zusatz zur bestehenden qualitativen Interviewauswertung in Erwägung gezogen – z. B. Code-Häufigkeiten zu überprüfen, zusätzlich eine Fragebogen-Umfrage unter allen Stipendiaten oder eine Textexploration durchzuführen. Bald wurde jedoch festgestellt, dass diese weiteren Methodenmöglichkeiten den Rahmen dieser Dissertation sprengen würden, zumal bereits die qualitative Analyse bereits sehr ausführlich ausge-

durchzuführen, wurde aus diesem Grund verworfen. Sie würde die vorliegende Arbeit sprengen und von ihrem Fokus ablenken.

Methodologische Vorüberlegung

Als Weg zur Erforschung der vorliegenden Fragestellungen wurde qualitative Sozialforschung gewählt. Mittels der Durchführung von Leitfaden-Interviews wurde Datenmaterial gesammelt und ausgewertet. Das Vorwissen in Bezug auf den Forschungsgegenstand wurde im Zuge der Erhebung erweitert, indem das Vorverständnis laufend überprüft und korrigiert wurde und neue Themenkreise hinzugefügt werden konnten.

Die gewählte Strategie, die bei der Durchführung und Auswertung der Interviews angewendet wurde, orientierte sich im Großen und Ganzen an den Grundzügen der sogenannten Grounded Theory von Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss. Durch das hier angestrebte induktive Vorgehen konnte die zu entwickelnde Theorie von den untersuchten Fällen erarbeitet werden und umgekehrt, die Ergebnisse dieses Vorgehens konnten die Theorie entwickeln, korrigieren bzw. bestätigen. Die Strukturierung der Ergebnisse ergab sich erst während des Forschungsprozesses.

Bei der Auswahl der Interviewpartner wurde darauf geachtet, dass es sich um Personen handelt, die einerseits ehemalige Stipendiatinnen bzw. Stipendiaten des Pastoralen Forums waren und andererseits ihr Studium bereits abgeschlossen und in ihre Heimatländer zurückgekehrt sind. Außerdem gab es bei den Auswahlkriterien das Anliegen, die zu Befragenden in Bezug auf Herkunft, Geschlecht und Stand zumindest annähernd proportional zur Gesamtzahl der bisherigen Stipendiatinnen und Stipendiaten zu halten, um eine gewisse „Repräsentativität“ zu schaffen. Insgesamt wurden so 13 Interviewpartnerinnen bzw. -partner ausgesucht, mit denen Gespräche – bis auf ein Interview in Wien – in den Ländern durchgeführt wurden, in denen sie derzeit leben und arbeiten.

Das bei den Interviews erhobene Datenmaterial wurde transkribiert, mittels der Computersoftware MAXQDA codiert und ausgewertet.

fallen ist. Stattdessen ist die Entscheidung gefallen, mehr in die Tiefe zu gehen und ausschließlich die durchgeführten Interviews als Material für die qualitative Erforschung heranzuziehen.

Thematischer Aufbau

Das Thema der vorliegenden Arbeit wird im Kapitel 1 mit einer Beschreibung über die Bildungsbenachteiligung der kommunistischen Regime der Länder Ost(Mittel)Europas eingeleitet. Die Politik der Kommunisten kümmerte sich äußerst aktiv um die Bildung und drängte die Kirche an den Außenrand der Gesellschaft. Die Folge war eine Bildungsbenachteiligung im Bereich der Theologie, die auch nach der Wende 1989 als Erbe der kommunistischen Zeit in die neue Ära der Reformdemokratie mitgenommen wurde.

Als Antwort auf diese Bildungsbenachteiligung wurde der Verein *Pastorales Forum – Förderung der Kirche in Ost(Mittel)Europa* gegründet. Seine Entstehungsgeschichte und seine Tätigkeit werden im Kapitel 2 beschrieben.

Das Kapitel 3 widmet sich sehr ausführlich dem Stipendienprogramm „Beine statt Steine“ und bildet das eigentliche Herzstück der Dissertation. Qualitative Interviews mit ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten zeigen Herausforderungen und Lernerfahrungen während ihrer Studienzzeit in Wien auf. Die Aussagen der Interviews lassen hinter die bisher bekannten Kulissen blicken.

Eine theologische Reflexion im Kapitel 4 belichtet die Hintergründe der Arbeit des Stipendienprogramms aus der theologischen Sicht und sieht in der Begegnung mit den Studierenden eine Brücke zwischen den Teilkirchen der einen Weltkirche. Aus der Verbundenheit der Ortskirchen wird das Bildungsangebot des Pastoralen Forums gedeutet – ein Angebot der westlichen Kirche als Antwort auf das Erbe der kommunistischen Bildungsbenachteiligung der ost(mittel)europäischen Kirche(n).

Die vorliegende Dissertation mündet schließlich im Ausblick auf die weitere Förderungsarbeit des Stipendienprogramms. Als Konsequenz der Forschungsarbeit führt hier der Rückblick auf die Ergebnisse zu Vorschlägen, aus denen der Verein lernen kann und seine Förderungstätigkeit optimieren kann.

Forschungslage

Da das gegebene Thema sehr speziell ist, in dem es sich auf das Stipendienprogramm Pastorales Forum bezieht und einen theologischen bzw. kirchlichen Bereich im Auge hat, wurde dazu derzeit keine systematische Untersuchung durchgeführt. Studien zum Thema „interkulturelles Lernen“ gibt es mehrere, sie werden zum Teil auch in der vorliegenden Dissertation erwähnt, doch haben sie jeweils andere Schwerpunkte.

1. Bildungsbenachteiligung im Kommunismus

1.1 Religions- und Kirchenpolitik

Der Zusammenbruch des kommunistischen Regimes schuf für die Kirchen der ost(mittel)europäischen Länder eine neue Ausgangslage. Sie mussten nach der Wende von 1989 einen neuen Weg einschlagen – auf wirtschaftlicher, sozialer und politischer Ebene. Dabei standen diesen Kirchen drei Wege offen: 1. der Weg der Rückkehr in die Verhältnisse vor dem Kommunismus, oder 2. der Weg der Nachahmung der westlichen pluralistischen Kirchen, oder 3. ein eigenständiger Weg, der das Erbe aus der kommunistischen Zeit reflektiert, aus den Erfahrungen lernt und sich diese für die zukünftige Praxis zunutze macht. Die Mehrheit von Pastoraltheologinnen und Pastoraltheologen aus dieser Region Europas sind in Beratungen zum Ergebnis gelangt, dass es der Weiterentwicklung der Kirchen in den jungen Reformdemokratien am meisten hilft, wenn sie sich für die dritte Option entscheiden und aus den Fehlern und Erfahrungen der Vergangenheit für die Zukunft lernen.²

Ausgefinkelte Kirchenfeindlichkeit

„Der Kommunismus war kirchenfeindlich. Er versuchte nach seinem besten Können die Religiösität zu zerstören, die Gläubigen von jedem gesellschaftlichen Einfluss fernzuhalten und die Organisation der Kirchen lahmzulegen.“³ Das kam nicht von ungefähr. Zur Ideologie des Marxismus-Leninismus, die Grundlage des politischen Wirkens in den kommunistischen Ländern war, gehörte wesentlich der Atheismus. Dieser sah in der Religion eine Gefahr für den Eigenwert des Menschen, „Gott“ gefährdete demnach die eigene Vernunft des Menschen ebenso wie seine Reife und die Religion allgemein galt seit Karl Marx als „Opium des Volkes“. Ein Leben nach dem Tod existiere ebenso wenig wie auch Gott nicht den Sinn der Welt bestimme, sondern die Materie. Nach dieser Ideologie galt der Mensch selbst als höchstes Wesen und „ersetzte“ Gott nach Feuerbachs Motto „homo homini deus

² Vgl. Máté-Tóth, András / Mikluščák (2000) 23f.

³ Tomka / Zulehner, Religion in den Reformländern Ost(Mittel)Europas (1999) 38.

est“.⁴ Die marxistische Ideologie wurde vor allem durch Vladimir I. Lenin politisch radikal umgesetzt. Als gut galt, was der Arbeiterklasse und ihrer Partei nützte und jenes „Gute“ wurde zu einer ethischen Basis für das politische Wirken herangezogen.

Um dieses ideologische Muster flächendeckend durchzusetzen, bediente sich der atheistische Staat aller Möglichkeiten der nachhaltigen Formung der Menschen: Schulen, Medien und Propaganda. Auf diese Weise sollte es gelingen, dass für die „neue Gesellschaft“ ein „neuer sozialistischer Mensch“ geformt – überzeugter Atheist ohne religiöses Wissen – dafür aber mit antireligiösen Denkmustern erzogen wurde.

Als Folge dieser Intervention wurden die religiösen Andersdenkenden, die fürs Volk gefährlichen „Vernunftverweigerer“, welche die Verbreitung des marxistisch-leninistischen Guts hemmten und meistens einer Kirchengemeinschaft angehörten, an den Rand der Gesellschaft gedrückt und wirtschaftlich und kulturell benachteiligt. In weiterer Folge wurde auch die Institution Kirche geschickt unterminiert. Die Kirche, die eigentlich eine lebendige „ecclesia semper reformanda“ sein sollte, eine Kirche der Entwicklung und Reifung, diese Kirche wurde konserviert und ihre gesellschaftlichen Aktivitäten (wie Vereine, Caritas- und Bildungseinrichtungen) sollten nach und nach erstickt werden. Durch eine Isolierung von der Außenwelt konnte zumal die katholische Kirche auf ihre internationalen Netzwerke nicht zugreifen, das Zweite Vatikanische Konzil mit seinen Reformen konnte nicht rezipiert werden, die Verbreitung von weiterbildender Literatur wurde verboten.

Parallelkirche – eine Kirche mit zwei Gesichtern

Als Antwort auf diese kirchenfeindliche Politik entstand eine so genannte Parallelkirche. Die offizielle vom Staat kontrollierte Diözesen- und Pfarrkirche auf der einen, sichtbaren Seite und eine geheime Untergrundkirche der spontanen und kreativen Aktivitäten auf der anderen, für die Partei kaum sichtbaren Seite. Die Basisgemeinden im Untergrund zeichneten nicht nur Kreativität, Unmittelbarkeit und Nähe zum Alltag aus, sondern auch Mut zum Widerstand. Viele Priester der Untergrundkirche gingen einerseits profanen Berufen nach und feierten andererseits Eu-

⁴ Máté-Tóth, András / Mikluščák (2000) 27f.

charistie in Privatwohnungen, spendeten Sakramente, führten Gespräche und Bibeldunden. Neben ihrer aktiven Teilnahme am verbotenen Leben der Kirche fühlten auch Laien Verantwortung und übernahmen diverse Aufgaben. „Es entstand eine neue Erfahrung von Gemeinschaft und ein Bewusstsein, dass jeder Christ seine eigene Sendung zum Dienst an den Brüdern und Schwestern besitzt.“⁵

Es gab ein reges Engagement der Laien im Untergrund, in der öffentlichen Kirche wurde jedoch eine ungesunde und übertriebene Klerikalisierung vorangetrieben. Das Engagement der Laien wurde von der kommunistischen Partei stark gebremst und behindert. Es kam soweit, dass Laienchristen oftmals mehr gefährdet waren als Amtsträger, wenn sie sich kirchlich engagierten. Dies hatte zur Folge, dass die Selbstständigkeit und das Verantwortungsbewusstsein der Laien oftmals vermindert wurden. Was dadurch entstand, war auf der offiziellen Ebene eine autoritative Kirchenführung. Umgekehrt war es in der Untergrundkirche: Geistliche Bewegungen und Aktivitäten im Untergrund waren eher geschwisterlich und kaum autoritativ gestaltet. Die Aufgaben wurden in den Basisgruppen geteilt und es gab eine enge Zusammenarbeit zwischen den Laien und den Priestern.

Das Regime mischte sich in die Organisation und „innere“ Politik der Kirche ein. So wurde beispielsweise 1964 ein Abkommen zwischen dem Vatikan und ungarischer Regierung geschlossen, das der kommunistischen Führung erlaubte, bei der Auswahl und Einsetzung der Bischöfe mitzuentcheiden. Durch die sogenannte „Ostpolitik“ konnte die Kirche in ihrem inneren Wachstum gebremst werden. In der DDR gab es hingegen aufgrund des Verfassungsgrundsatzes eine strenge Trennung von Kirche und Staat. Dennoch war die Kirche nicht völlig frei und unabhängig und neue, ungewohnte Aktivitäten lösten unter den Christen trotz aller „Freiheit“ Angst aus.

Zwei Seiten der Medaille

So wie jede Münze zwei Seiten hat, konnte das feindliche Vorgehen der Kommunisten gegen die Kirche auch positive Aspekte bewirken: Wie bereits erwähnt, gab es eine Mobilisierung der Kirche „von unten“ – dort, wo es bis dahin nicht üblich bzw. eher unauffällig war. Laien begannen sich zu organisieren, zu vernetzen

⁵ Máté-Tóth / Miklušćák (2000) 33.

und am Leben der Kirche im Untergrund mitzuwirken. Es wurden geheime Treffen organisiert, bei denen gebetet und über Glaubensfragen nachgedacht wurde. Solche Treffen gab es unter den Erwachsenen, aber auch für Kinder und Jugendliche. Auf diese Weise konnte die Weitergabe eines überzeugten und lebendigen Glaubens gesichert werden.

Ein weiterer positiver Aspekt betrifft die Enteignung von kirchlichem Eigentum. Vor dem Kommunismus hatte die Kirche viele Besitztümer: Schulen, Kranken- und Ordenshäuser, Grundstücke. Durch die Enteignung seitens der kommunistischen Regierung ist die Kirche zu einer armen Kirche gemacht worden. Auf diese Weise entstand in der nunmehr selbst armen Kirche ein neuer Blick für die Armen; die Kirche konnte sich mit den Armen jetzt viel besser solidarisieren. Auch dass Ordensleute nicht mehr in eigenen kirchlichen Einrichtungen tätig sein konnten, hatte seine positiven Aspekte. Die meisten Ordensleute gingen – ähnlich wie es bei vielen geheimen Priestern war – profanen Tätigkeiten nach und gelangten so in gesellschaftliche Bereiche, in denen zuvor das Christentum nicht anwesend war.

Auch für die wissenschaftlich betriebene Theologie war die Entwicklung nicht ausschließlich negativ: Die Theologie war jetzt notgedrungen weniger akademisch, dafür aber lebensnäher und sie kreiste um pastoral-praktische Themen, welche die unmittelbaren, existentiellen Bedürfnisse der Menschen im Blick hatten.

Zu den eher negativen Auswirkungen gehörte freilich die Privatisierung des Glaubens. Durch die kommunistischen Politiker, welche die Kirche mit ihren Aktivitäten an den Rand der Gesellschaft drängten, wurde die Meinung vertreten, dass der christliche Glaube nur das intime und private Leben der Menschen betrifft und dass es nicht gut ist, wenn sich Christen aufgrund ihrer Überzeugung im gesellschaftlichen Prozess einzubinden versuchen.

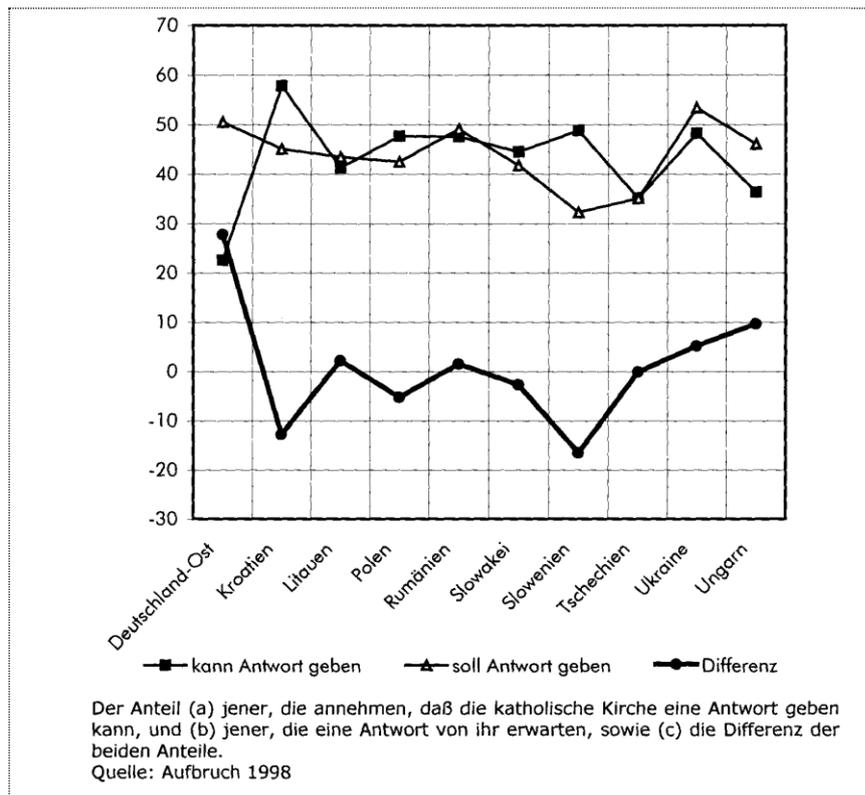


Abbildung 1: Ob die Kirche etwas zu sagen hat bzw. sich einmischen soll – geordnet nach Ländern, Quelle: AUFBRUCH 1998⁶

Bis heute trifft man weit verbreitet die Meinung, dass es nicht gut ist, wenn Christen in der Politik mitmischen, obwohl inzwischen der Kommunismus längst gefallen ist und man durchaus erwarten könnte, dass Christen zur Verbesserung des gesellschaftlichen Lebens beitragen könnten.

Kreative Kirchenlösungen

In der Kirche gab es in dieser Zeit kommunistischer Repression zahlreiche kreative Ideen, die ihr Überleben sicherten. Dabei sorgte die katholische Kirche in manchen Ländern für Überraschungen. Zu den originellen Beispielen zählen die geheimen Priesterweihen, die der tschechische Bischof Davídek nicht nur verheirateten Männern, sondern auch Frauen spendete, um die Kirche eucharistiefähig zu erhal-

⁶ In: Tomka / Zulehner (1999) 50.

ten⁷. Ein anderes Beispiel ist die moraltheologisch geprägte Ekklesiologie von Oto Madr, die das Überleben der Kirche durch die persönliche Heiligkeit gesichert sah. In Ungarn war es die Bulányi-Bewegung⁸, die initiiert und inspiriert durch György Bulányi die Jesusgestalt der Evangelien als Modell einer Kirche der radikalen Nachfolge neu interpretierte.

In den Kirchen des Kommunismus „gab es verborgene Biotope und geistliche Oasen, die noch heute Chancen für die Kirche und ihr Leben darstellen“⁹. Es wurde aus Überzeugung gehandelt, organisiert, obwohl man riskiert hat, entdeckt und verfolgt zu werden. Diese Mobilisierung innerhalb der Kirche, der es an Selbständigkeit nicht mangelte, setzte innerhalb der Kirche Kräfte frei, die später zum Fall des Kommunismus maßgeblich beigetragen haben.¹⁰

Wenngleich die Kirche in den jeweiligen Ländern eine unterschiedliche Rolle spielte, war es gerade die Institution der christlichen Kirche, die zum Symbol der Freiheit auch für Nichtangehörige der Kirche wurde. „In allen Schilderungen des Lebens in den Ostblockländern ist signifikant, dass Freiheit nur in und im Umkreis der Kirche zu erleben war.“¹¹

⁷ Zu diesem Thema ausführlich: Sepp, Peter: Geheime Weihen, Ostfildern 2004.

⁸ Die Bokor-Bewegung, die die Anhängergruppen von Bulányi bildeten, hatte ursprünglich vorrangig das Ziel eines christlichen Widerstandes gegenüber dem kommunistischen Regime. Später geriet Bulányi in Konflikt mit dem Staat und auch mit dem staatshörigen Teil der Kirchenführung; ohne den Schutz der kirchlichen Oberen konnte der Staat ihn ins Gefängnis setzen. Seine Anhänger wurden durch diesen Schlag geschwächt, viele der Untergrundgruppen lösten sich auf. Die treibende Kraft war für den Piaristenpater Bulányi die Entscheidung für eine radikale Nachfolge Jesu, der er sich verpflichtet sah. Die Kirchenleitung wollte seine Ansichten u.a. das Lehramt betreffend nicht ohne weiteres tolerieren und ging so weit, dass sie 1981 einen Prozess gegen Bulányi einleitete. 1997 wurde Bulányi als „nicht schuldig“ befunden, die jahrelange Selbstverteidigung hatte der Bokor-Bewegung jedoch zugesetzt. Weiteres über Bulányi in: Máté-Tóth, András: Bulányi und die Bokor-Bewegung. Eine pastoraltheologische Würdigung, Wien 1996. / Bulányi, György: Und verbrannte doch nicht. Karfreitagsbrief an Kardinal Ratzinger. Wien 1996.

⁹ Máté-Tóth / Miklušćák (2000) 32.

¹⁰ Vgl. Gönner, Hannes: Stunde der Wahrheit, Frankfurt 1996.

¹¹ Máté-Tóth / Miklušćák (2000) 34.

1.2 Verfolgungserfahrungen

Die Verfolgung der Kirche und ihrer Mitglieder in der kommunistischen Ära war nicht nur eine institutionelle Verfolgung; der Schwerpunkt lag vielmehr auf der individuellen Verfolgung. „Die eigentliche Belastung der Vergangenheit lag bei den einzelnen ChristInnen – unabhängig von ihrer/seiner Funktion.“¹² Diese Einzel-Verfolgungserfahrungen fielen hart aus. Jeder Christ riskierte seinen eigenen „Kopf“, wenn er sich außerhalb des der Kirche gesteckten engen Rahmens engagierte.

Die institutionelle Benachteiligung betraf vor allem die Enteignung und Verstaatlichung des kirchlichen Eigentums. „In der ersten Etappe wurden die meisten kirchlichen Institutionen wie katholische Schulen, das kirchliche Gesundheits- und Sozialwesen, Verlage, Medien, Orden, Knaben- und Priesterseminare, Vereine und Verbände durch Anwendung massiver Gewalt aufgelöst. Die Bischöfe wurden vom Volk entweder isoliert oder zusammen mit vielen Priestern inhaftiert, im Sinne: ‚den Hirten schlagen, um die Herde zu zerstreuen‘. Die innerkirchliche Kommunikation wurde unterbunden und die Kontakte zu Rom wurden behindert, um den Klerus zu spalten und eine leicht beherrschbare Nationalkirche einzurichten. Mit dem gleichen Ziel wurde die griechisch-katholische Kirche in der Tschechoslowakei (1950) oder auch in der Ukraine gewaltsam aufgelöst und in die orthodoxe Kirche eingegliedert.“¹³

Es gab relativ große Unterschiede, wie die Kirchenverfolgung in den jeweiligen Ländern ausgefallen ist: zum Beispiel in Ostdeutschland, Slowenien oder Ungarn hat es kaum Kirchenverfolgungen gegeben.¹⁴ Dagegen wurden in der Tschechoslowakei die aktiven Christen massiv bestraft, viele sind jahrelang im Gefängnis gesessen, wobei die offiziellen Strafbegründungen teilweise gefälscht wurden.¹⁵

¹² Máté-Tóth (2002) 187.

¹³ Máté-Tóth / Mikluščák (2000) 29.

¹⁴ Vgl. Tomka, Miklós / Zulehner, Paul M.: Religion im gesellschaftlichen Kontext Ost(Mittel)Europas, Ostfildern 2000, 204.

¹⁵ Speziell für die Region der Slowakei wurden die Verfolgungen in folgenden Bänden dokumentiert: Zločiny komunizmu na Slovensku (Die Verbrechen des Kommunismus in der Slowakei) 1948:1989, Band 1+2, Prešov 2001.

Die Aufteilung der unterschiedlichen Wahrnehmungen der kommunistischen Verfolgung ist nicht so einfach, denn eine grobe Einteilung in Märtyrer und Friedenspriester ist nicht ausreichend.¹⁶

Angst als treibende Kraft

Öffentliche Ämter wurden starker Kontrolle unterworfen, „bis in die letzten Winkel der Sakristeien“ wurde kontrolliert. Auch Bischöfe durften nur mit der Zustimmung der staatlichen Behörden ernannt werden. Aus Angst vor möglichen staatlichen Repressalien gab es immer wieder eine Kollaboration zwischen kirchlichen Amtsträgern und dem Staat. Viele passten sich an, die meisten aus Angst vor einer möglichen Verfolgung. Diese Entwicklung löste bei zahlreichen Christen Misstrauen gegenüber der eigenen Kirchenleitung aus.

Auch bei den Priestern hat es Unterschiede gegeben. Grundsätzlich brauchten Priester eine staatliche Erlaubnis, um pastoral tätig sein zu können, wobei diese jederzeit entzogen werden konnte. Jeder der auf Nummer sicher gehen wollte, gab gut darauf Acht, was er tat. Die sogenannten Friedenspriester, die mit dem Regime zusammenarbeiteten, hatten als Belohnung unterschiedliche Privilegien. Unter den Priestern hat es zwei verschiedene Strömungen gegeben: diejenigen, die sich den autoritären Forderungen anpassten, und die anderen, die zum authentischen Glauben bereit waren und dadurch Kopf und Kragen riskierten. Auch auf diese Weise trachteten die Kommunisten danach, die Einheit unter den Priestern und somit die Einheit der Kirche zu zerstören.

Die vermutlich folgenschwerste innerkirchliche Entwicklung war in der damaligen Zeit die Kollaboration mancher kirchlicher Amtsträger mit der staatlichen Geheimpolizei, deren besondere Aufgabe es war, die Kirchenleute zu bespitzeln und an der Zersetzung des kirchlichen Lebens zu arbeiten.

¹⁶ Vgl. dazu Máté-Tóth, András: Theologie in Ost(Mittel)Europa. Ansätze und Traditionen, Ostfil-
dern 2002, 189ff.

1.3 Bildungsbenachteiligung, Bildungsmangel

Nach der Studie AUFBRUCH vom Jahr 1998 wurden mehr als fünf Prozent der Menschen (im Durchschnitt aller zehn untersuchten Länder) aufgrund ihrer Glaubensüberzeugung benachteiligt. Falls nicht selber benachteiligt, kannte jeder zehnte Bürger aus den Ostblockstaaten zumindest jemanden anderen, der benachteiligt wurde.

Dass es im Allgemeinen eine Christen- bzw. Kirchenverfolgung im Kommunismus gab, bezeugte die Mehrheit der Befragten. Die Benachteiligung und Verfolgung betraf oft die persönlichen und beruflichen Möglichkeiten der einzelnen Menschen. So konnten die Karrierewilligen mehr unter Druck gesetzt werden als Menschen ohne Aufstiegschancen und Aufstiegswillen. „Je mehr Stufen - im Bildungswesen oder der Berufshierarchie - einer zu erklettern beabsichtigte, umso schwerer lastete auf ihm der Druck des Staates. Menschen, die eine höhere Bildung erworben oder eine höhere Position erreicht haben, hatten, wenn sie gläubig waren, mehr Diskriminierung zu erleiden.“¹⁷

Zur Übersicht über die Aufteilung der Verfolgungserfahrungen nach Alter und Bildungsgrad¹⁸:

¹⁷ Tomka / Zulehner (1999) 48.

¹⁸ Tomka / Zulehner (1999) 50.

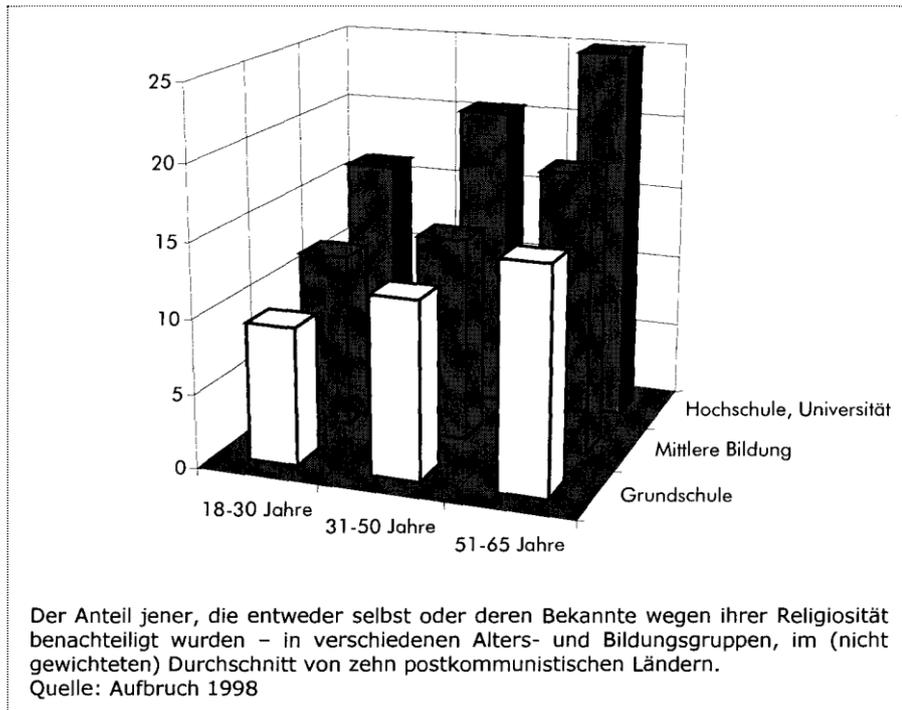


Abbildung 2: „Die Verfolgten“ - Quelle: AUFBRUCH 1998¹⁹

Gezähmte Theologie

Die Politik kümmerte sich äußerst aktiv um die Bildung, wohl bewusst, dass durch geeignete Bildungs-Multiplikatoren die kommunistische Ideologie am ehesten verbreitet werden konnte. So wurde auch im Bereich der theologischen Universitätsbildung darauf geachtet, eine neue Professoren-Generation zu installieren. Folgerichtig wurden Theologen an den Universitäten angestellt, die staatsloyal waren und Kontrolle in den Einrichtungen ausgeübt haben. Staatsloyalität zählte mehr als die wissenschaftliche Qualität. Dies wirkte sich negativ auf das qualitätsvolle wissenschaftliche Niveau der theologischen Bildung aus.

In manchen Ländern wurde sogar der Zugang zu den Bibliotheken verwehrt und die Bibliotheken wurden zudem nicht aktualisiert, denn neue theologische Bücher durften weder erscheinen noch im Ausland angekauft werden. Auch war es nicht möglich, öffentliche Diskussionen zu führen. Der wissenschaftliche Stand wurde sozusagen „eingefroren“.

¹⁹ In: Tomka / Zulehner, Religion in den Reformländern Ost(Mittel)Europas (1999) 50.

Durch all diese Maßnahmen entstand eine Kultur des Misstrauens, denn man konnte nicht mehr sicher sein, wer von den Kollegen auf der Seite der vom Evangelium inspirierten Theologie und wer auf der Seite der Partei mit ihrem Ideologisierungszwang stand. Dies erschwerte die Kommunikation in den Lehrkörpern theologischer Fakultäten und hinderte erfolgreiche Zusammenarbeit.

Die Aufgabe der Theologie als solcher verschob sich: Da die Kirche an den Außenrand der Gesellschaft gedrängt wurde, sah sich die Theologie dazu verpflichtet, die Kirche innerlich zu festigen und zu restaurieren, um ihr für die Zeit nach dem Kommunismus wieder eine kulturelle und politische Stellung zu ermöglichen. So versuchte man, durch die Theologie die Einheit der Kirche zu festigen, zu konservieren. Dieser Umstand erlaubte es kaum, die kirchliche Lehre zu hinterfragen. Wer es dennoch gewagt hat, galt als Kirchenfeind.

Die wissenschaftliche Theologie lag in den Händen von Priestern, denn die Theologie wurde als pragmatische Priesterausbildung gesehen. „Fragen über die Lehre oder Dialogbereitschaft mit der feindlichen Ideologie erschienen in diesem intellektuellen Konzept als gefährlich, ja als verratsanrühig. Neuere theologische Impulse, neugierige Forschungen, originelle Entwürfe konnten in der Kirche des (wissenschaftlichen) Schweigens nicht aufkommen.“²⁰

Die Bücherschmuggler

Trotz der Absicht, die Theologie auf einem alten Stand zu konservieren, gab es auf der anderen Seite dennoch Versuche, neuere Publikationen aus dem Ausland im Land zu veröffentlichen. Es war eine genuin theologische Aufgabe, gute theologische Bücher auszuwählen, die im Ausland veröffentlicht wurden. Diese wurden durch mutige Freiwillige über die Landesgrenzen geschmuggelt und als Samisdat in der Muttersprache veröffentlicht. In einigen Fällen wurde sogar der Autorenname geändert, wozu wohl die Zustimmung des jeweiligen Autors eingeholt wurde. So sollte der Nachdruck eines Buches aus dem Ausland kaschiert werden.

²⁰ Máté-Tóth (2002) 17.

Diese Tatsache des Buchschmuggels zeigte, wie wichtig es den mutigen Theologen aber auch Christen ohne Theologiestudium erschien, sich zu bilden, von der Theologie der Nachbarnländer zu lernen, die eigenen Gedanken zu bereichern.²¹

Das fürs Regime gefährliche Konzil

Die Behinderung des Bildungszugangs von Seiten der kommunistischen Regierung kann auch am Beispiel der Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils gezeigt werden. Dieses hat in der kommunistischen Ära von 1962 bis 1965 in Rom stattgefunden. Die totalitären Regime der meisten kommunistischen Länder waren daran interessiert, einerseits den Informationsfluss zu stören, sodass Neuigkeiten des Konzils nicht in die Länder durchsickern konnten, und andererseits eine Erneuerung der Kirche im Sinn des Konzils zu dämpfen.

Mehrere Bischöfe aus einigen kommunistischen Ländern (wie Tschechoslowakei oder Litauen) durften sich am Zweiten Vatikanischen Konzil nicht beteiligen; ihnen war von den kommunistischen Regierungen die Ausreise verweigert worden. Dagegen konnten alle kroatischen und slowenischen sowie Bischöfe aus der DDR beim Konzil teilnehmen und dem Konzilsgremium über Erfahrungen der Unfreiheit und der Unterdrückung berichten, welche die Kirche unter dem kommunistischen Regime erleben musste.

Was die Rezeption des Konzils und die Umsetzung seiner innovativen Beschlüsse betrifft, so hat es in den kommunistischen Ländern merkliche Unterschiede gegeben:

- In Kroatien entstand gleich am Anfang des Konzils die Zeitschrift „Glas koncila“ (Stimme des Konzils), die über wichtige Ereignisse im Land informierte.
- In der Tschechoslowakei und in Ungarn informierten sich die Menschen via Radio Vatikan, Freies Europa und andere westliche Rundfunksender,

²¹ Ein Musterbeispiel für diesen Transfer theologischen Wissens aus dem freien Westen in den unterdrückten Osten ist die Entstehung und die Geschichte des Samisdats „Egyhaz Forum“. Es wurde im Westen von Janos Wildmann – einem ehemaligen Stipendiaten des Pastoralen Forums – redigiert, in Wien gedruckt und sodann über den Umweg Jugoslawiens nach Ungarn gebracht. Die Zeitschrift, deren Herausgeber auch Bücher ins Ungarische übersetzten, feierte 2011 ihr 50jähriges Bestehen.

deren Empfang von den Regierungen bewusst gestört wurde. In diesen Ländern gab es wenige Informationen über das Konzil.

- In Polen wurden die Beschlüsse nur auszugsweise veröffentlicht.

Eine gesamtkirchliche Reform gab es in den Ländern des Ostblocks grundsätzlich nicht. Auch wehrten sich die unterdrückten Kirchen gegen Reformen, da sie in ihnen ein mögliches Antasten der inneren Einheit sahen, die als Abwehr gegen die Kommunisten eine wichtige Rolle spielte. Somit wurde sehr vorsichtig mit den Neuerungen des Konzils umgegangen. Lediglich die liturgische Reform (Einführung des Volkssaltars oder die Muttersprache bei der Liturgie) konnte weithin durchgeführt werden.

Es ist kaum möglich gewesen, die Ideen des Konzils flächendeckend in den Kirchen der Regimeländer umzusetzen. Dort, wo der Informationsstand stockte, gelang es wissbegierigen Mutigen, einige der Konzilsschriften in anderen Sprachen ins Land zu schmuggeln; eine praktische Umsetzung der Reformen war aber faktisch nicht möglich.

1.4 Bildungsarbeit als Herausforderung der freien Kirche

Im Jahre 1989 wurde die Kirche in der sogenannten Zweiten Welt über Nacht wie durch ein Wunder von der kommunistischen Unterdrückung befreit. Für die Kirche stellte sich damit eine neue Aufgabe. Sie musste sich eine neue Position innerhalb der profanen Gesellschaft suchen und somit von der unterdrückten Rolle in die vom Staat unabhängige Rolle einer freien Kirche zu wechseln. Es war nahe liegend, den Auftrag des Zweiten Vatikanischen Konzils wahrzunehmen und die Vision von *Gaudium et spes* zu übernehmen: eine kritisch-prophetische Stimme im politischen und gesellschaftlichen Leben zu erheben; auf die soziale Verantwortung für die „Armen“ – für die am meisten Benachteiligten – hinzuweisen; das demokratische Bewusstsein, das durch den Fall des Kommunismus errungen wurde, zu stärken helfen.

Mit dem Fall des verhindernden Regimes änderte sich besonders für die Laien die öffentliche Position. Sie sind laut *Apostolicam actuositatem*, dem Dekret über das Laienapostolat, zur selbstverantwortlichen Mitwirkung am kirchlichen Leben berufen. Dazu ist es erforderlich, den vorkonziliaren und vorkommunistischen Klerikalismus zu überwinden und zu einer guten Zusammenarbeit beizutragen: „Die postkommunistischen Gesellschaften brauchen einen [...] selbstständigen, selbstbewussten und intensiven Einsatz der Laienchristen und ihre Evangelisation mindestens so sehr wie das Innenleben der Kirche eine verbesserte Pastoralarbeit. [...] Im Sozialraum der Kirche sollen deshalb Menschen gefördert werden, die sich – randvoll mit dem Geist des Evangeliums – als Politiker bzw. Politikerinnen, Schulleiter bzw. Schulleiterinnen, Gewerkschafter bzw. Gewerkschafterinnen, Unternehmer bzw. Unternehmerinnen, Wissenschaftler bzw. Wissenschaftlerinnen, Journalisten bzw. Journalistinnen, Künstler bzw. Künstlerinnen behaupten.“²²

Eine der Schlüsselfragen dieser gesellschaftlichen Präsenz ist die Förderung der Bildung. „Dies ist umso dringlicher, als in kommunistischen Zeiten die Christinnen und Christen eben in dieser Hinsicht benachteiligt waren. Bekennenden Christinnen und Christen war der Zugang zur höheren Bildung ebenso verwehrt wie der Zugang zu Leitungspositionen in allen gesellschaftlich bedeutsamen Stellungen.“²³

²² Máté-Tóth / Mikluščák (2000) 60f.

²³ Ebd., 61.

1.5 Gründung des Pastoralen Forums als Antwort

Nach der Wende von 1989 wurde im Jänner 1991 als Antwort auf die Bildungsbenachteiligung in den postkommunistischen Ländern der Verein *Pastorales Forum – Förderung der Kirche in Ost(Mittel)Europa* von Paul M. Zulehner unter dem Ehrenschutz von Kardinal Franz König in Wien gegründet. Der Verein machte es sich zur Aufgabe, in die Bildung der Reformländer Ost(Mittel)Europas zu investieren. So trägt das Stipendienprogramm des Vereins das Motto: „Beine statt Steine“. Multiplikatoren – Laien wie Priester – sollten ausgebildet werden, um ihr theologisches und pastorales Wissen in der postkommunistischen Kirche des Heimatlandes optimal einzusetzen und zu helfen, die Bildungs- und Pastorallücken zu schließen. Die Theologie als Wissenschaft sollte im postkommunistischen Raum rehabilitiert werden. Ein Beitrag sollte dazu geleistet werden, ihre Qualität zu steigern und sie aus der Marginalisierung und der Einseitigkeit einer defensiven Konservierung einer veralteten Kirchengestalt herauszulockern.

2. Verein Pastorales Forum

2.1 Entstehungsgeschichte

Die Entstehung des Pastoralen Forums ging Hand in Hand mit der pastoraltheologischen Orientierung von Paul M. Zulehner, der unter Kardinal Franz König an die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Wien berufen wurde, wo er 1984 den Lehrstuhl für Pastoraltheologie übernahm.

Zulehner wurde von Kardinal König inspiriert, der als Erzbischof von Wien ein wichtiger Brückenbauer zu den Kirchen hinter dem Eisernen Vorhang war. Der Kardinal riet dem neuberufenen Pastoraltheologen, sich nicht wie seine westeuropäischen Kollegen an den Ländern der Dritten Welt zu orientieren, sondern in seiner Forschungs- und Lehrtätigkeit sich den Ländern von Ost(Mittel)Europa zuzuwenden.

Gerade Wien war ein optimaler Ort für eine solche Zusammenarbeit mit den Ländern Ost(Mittel)Europas. Als Zentrum der Monarchie, welche die nunmehr kommunistisch regierten Länder umfasste (Westukraine, Südpolen, Ungarn, Siebenbürgen, Tschechoslowakei, Slowenien, Kroatien, Serbien) und geographisch an der Grenze zwischen Ost und West gelegen, schienen in Wien optimale Bedingungen gegeben zu sein.

Die Zusammenarbeit mit Ost(Mittel)Europa entwickelte sich zum Schwerpunkt der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien.²⁴ Im Rahmen zahlreicher Lehrveranstaltungen war es Zulehner möglich, gemeinsam mit Theologiestudierenden die jeweiligen kommunistischen Länder kennen zu lernen und Kontakte in die Länder zu knüpfen. In jedem Studienjahr wurde ein Land aus dem kommunistischen Machtbereich ausgewählt, um im Wintersemester mit den Lehrveranstaltungsteilnehmenden dessen gesellschaftlichen und kirchlichen Verhältnisse zu studieren. Im folgenden Sommersemester wurde sodann eine Exkursion in das Land selbst durchgeführt, bei der die Studierenden das Land unmittelbar erleben und Gespräche mit Vertretern von Kirche und Politik führen konnten. Zulehner: „Gesprächspartner waren Religionsminister und Bischöfe in Jugoslawien. Eine andere

²⁴ Auch nach der Emeritierung von Prof. Zulehner wird dieser Schwerpunkt an der Katholisch-Theologischen Fakultät fortgeführt.

Reisegruppe kam gegen Ende der Achtzigerjahre zu laufenden Revolutionen recht, erlebte Glasnost und Perestrojka in Wilnus ebenso wie die blutige Revolution in Rumänien. Schon früh erfuhren die Studierenden im Gespräch mit dem jugoslawischen Religionsminister und dann mit dem Bischof in Djakovo, dass weder die Partei noch die Kirchen die Nationalitäten auf dem Balkan zusammenhalten würden: Was sich alsbald als Realität einstellen sollte.²⁵

Durch diesen Austausch kam es zu vielfältigen Begegnungen zwischen den Vertretern der Kirchen im Osten und den Theologiestudierenden im Westen Europas, die mit der Zeit zu einem dichten Netzwerk mit vielen wissenschaftlichen Kolleginnen und menschlichen Freundschaften heranwachsen. Diese Kontakte galt es nach dem Wunder der Wende 1989 auf eine neue Art zu pflegen.

Dazu Zulehner: „Wir überlegten, was wir mit diesem gewachsenen ‚Kapital‘ machen sollten. Der Beschluss reifte, zusammen mit Kardinal König einen Verein zur Förderung der Kirchen in Ost(Mittel)Europa zu gründen. Der Kardinal selbst hatte bis zu seinem Tod den Ehrenschatz inne und war bei jeder Vorstandssitzung anwesend.“²⁶

So entstand im Jänner 1991 der Verein „Pastorales Forum – Förderung der Kirchen in Ost(Mittel)Europa“, gegründet von Paul M. Zulehner und Kardinal Franz König. Im Gegensatz zu Stiftungen, die Kirchenwiederaufbau finanziell unterstützten, ging es diesem Verein von Anfang an nicht um bauliche Tätigkeiten, sondern um sogenanntes *human investment*. Unter dem Motto „Beine, nicht Steine“ ging es an um Personen, die gestärkt durch ein Förderprogramm des Pastoralen Forums die Kirchen der postkommunistischen Länder stärken sollten.

Den Schwerpunkt des Vereines bildet also ein Postgraduiertenprogramm: Der Verein vergibt jährlich Stipendien für Doktoranden bzw. Doktorandinnen und Habilitanten bzw. Habilitantinnen vornehmlich in praktisch-theologischen Fächern. Diese pastoral begabten Menschen kommen nach Wien, um hier im Rahmen eines Doktratsstudiums oder einer Habilitation Theologie zu studieren und ihre pastoraltheologischen Skills zu verbessern. Sie verpflichten sich, nach ihrem Studium in ihre Heimatländer zurückzukehren, um dort am Aufbau und an der Weiterentwicklung

²⁵ Quelle: <http://pastorales-forum.univie.ac.at/site/de/verein/gruendungsideoe>.

²⁶ Ebd.

ihrer Kirche mitzuwirken. Auf diese Weise sollte den bildungsbenachteiligten Ländern Solidarität erwiesen werden.

Zusätzlich geht es dem Verein darum, die Vernetzung von Personen, Frauen und Männern, zu unterstützen, die wissenschaftlich in der Pastoraltheologie lehren und forschen. Das Netzwerk PosT wurde mit dem Ziel gegründet, die pastoralen Erfahrungen der Kirchen im Kommunismus und danach aufzuarbeiten und nicht nur für die Lehre und Forschung in den postkommunistischen Ländern, sondern auch für die Entwicklung von Kirchen in West und Ost zur Verfügung zu halten. Geschäftsführer ist seit der Gründung des Vereins der aus Tschechien stammende Dr. Petr Slouk.

Weiterhin wurde das Programm-Modul „Führen in der Kirche“ gestartet, in dem Leitungskompetenz kirchlicher Führungskräfte trainiert werden sollte. Den Start für den Aufbau des Programms bildete ein Kurs „Train the trainers“. Der Psychologe und Theologe Dr. Karl Berkel von Kranzberg bei München, erfahrener Organisationsentwickler, bildete einzelne Länderteams aus, welche inzwischen organisationsberaterisch in ihren Heimatländern tätig sind.

Neben einer direkten Förderung von Personen wollte man auch die Forschung im kirchenrelevanten Bereich fördern. Im Forschungsförderungsprogramm entwickelte sich das Großforschungsprojekt AUFBRUCH zum Schwerpunkt. Das Ziel dieses Programms ist eine bodenständige Forschung im Bereich Religion und Kirche. Die Frage wurde analysiert, wie sich die Kirchen im Kommunismus positionierten, was wiederum eine Grundlage für die Neupositionierung in den jungen Reformdemokratien bilden sollte. Durch die Religionsforschung wurde vor allem einer besser fokussierten Pastoraltheologie gedient. Gleichzeitig konnte eine wenn auch bescheidene Forschungs-Infrastruktur aufgebaut werden. Im Rahmen dieses empirischen Forschungsprogramms wurden die erforderlichen Mittel für das mehrjährige Forschungsprojekt sowie der Organisation des Großprojektes aufgetrieben.

Die hier skizzenhaft erwähnten Teilprogramme des Pastoralen Forums werden in den folgenden Unterkapiteln detaillierter ausgeführt.

2.2 Vereinsstruktur

Pastorales Forum ist ein eingetragener Verein. Sein Vorstand, der die Aufgabe hat, den Verein zu leiten, wichtige Entscheidungen zu treffen, Jahresabschlüsse der Vorjahre zu überprüfen, das Budget für Folgejahre zu beschließen und die Finanzierung des Vereins zu begleiten, ist international zusammengesetzt:

Obmann: Univ. Prof. DDr. Paul M. Zulehner, Österreich

Obmann Stellvertreterin: Dr. Gisela Biedermann, Liechtenstein

Schriftführer: Direktor Dr. Richard Kruspel, Österreich

Schriftführer Stellvertreterin: Dr. Anna Hennersperger, Deutschland

Kassier: Direktor Walter Schwimbersky, Österreich

Kassier Stellvertreter: Pfarrer Meinrad Gemperli, Schweiz

2.3 Fortbildung

Highlights: Drei pastoraltheologische Symposien

Zwischen 1997 und 1999 fanden zur Reflexion auf das reichhaltige Material der Studie AUFBRUCH I (1997) drei pastoraltheologische Symposien statt. Diese haben sich zum Ziel gesetzt, zur Eigenständigkeit der ost(mittel)europäischen Konzepte der Pastoraltheologie beizutragen. Das genuine an diesen Symposien war, dass sie ohne westlichen Einfluss durchgeführt wurden und nur Teilnehmer aus den ehemals kommunistischen Ländern zusammengekommen sind. Die Aufgabe der Theologie aus dem Westen beschränkte sich auf die Moderation durch Paul M. Zulehner und den Ehrenschatz von Bischof Paul Iby, der in der Österreichischen Bischofskonferenz für Ostmitteleuropa zuständig war.

Die Ergebnisse aller drei Symposien wurden in Form von Broschüren dokumentiert.²⁷ Eine systematische Bearbeitung der drei großen Themenfelder (Methodologie – lernen und entlernen, Kirche und Welt – Gaudium et spes, Kirche – Lumen gentium) erfolgte dann im Buch „Nicht wie Milch und Honig. Unterwegs zu einer Pastoraltheologie Ost(Mittel)Europas“²⁸.

Hier ein knapper Überblick über die drei Fachsymposien:

Alsopahok 1997

Das erste Treffen der Pastoraltheologen fand im ungarischen Alsopahok (Diözese Veszprém) vom 28.9 bis 1.10.1997 statt. Acht der postkommunistischen Länder waren vertreten: Polen, Ostdeutschland, Tschechien, Slowakei, Ungarn, Rumänien, Slowenien und Kroatien.

In einem Artikel der Kathpress hieß es: „Zulehner wies auf den mehrmals geäußerten eindringlichen Wunsch Papst Johannes Pauls II. nach dem Austausch der Gaben von Ost und West im kirchlichen Bereich hin. Dieser Austausch könne aber

²⁷ Zulehner, Paul / Máté-Tóth, András: Unterwegs zu einer Pastoraltheologie in nachkommunistischen Ländern, Wien 1998. Zulehner, Paul / Máté-Tóth, András: Unterwegs zu einer Pastoraltheologie der nachkommunistischen Länder Europas 2, Wien-Szeged 1998. Zulehner, Paul / Máté-Tóth, András: Unterwegs zu einer Pastoraltheologie der nachkommunistischen Länder Europas 3, Wien-Szeged 2000.

²⁸ Máté-Tóth, András / Miklušćák, Pavel: Nicht wie Milch und Honig. Unterwegs zu einer Pastoraltheologie Ost(Mittel)Europas, Ostfildern 2000.

nur dann gleichberechtigt erfolgen, wenn der ‚Osten‘ seine Positionen zuerst eigenständig formuliert und entwickelt, aber auch die typischen Belastungen der Vergangenheit gemeinsam aufarbeitet. Ausgehend von der Tagung in Alsopahok sollen langfristig Ansätze für eine Pastoraltheologie entwickelt werden, die aus eigenen Wurzeln, aus den Erfahrungen der Christen Ostmitteleuropas, erwachsen. Der ausdrückliche Dialog mit der westeuropäischen Theologie soll erst einsetzen, wenn das eigene Fundament gelegt ist. Folgende Themenfelder sollen bevorzugt bearbeitet werden: Situationsanalyse der neuen Gesellschaft, Pfarrgemeinden, Diakonie/Caritas, Religionsunterricht, Kirchenleitung, Laien, Ökumene und Versöhnung, Pastoralpsychologie, Pastorkultur.“²⁹

Die Möglichkeit wurde allerdings nicht nur für den gegenseitigen Austausch genutzt, sondern die Teilnehmer der Tagung trafen auch mit leitenden Persönlichkeiten der Kirche in Ungarn zusammen: Mit dem Apostolischen Nuntius in Ungarn, Erzbischof Karl-Josef Rauber, mit Altbischof Jozsef Szendi (Veszprém) und mit dem Erzbischof von Pannonhalma, Bischof Asztrik Varszegi. Dabei wurden große Herausforderungen, denen die Kirche in Ungarn aufgrund der rasanten gesellschaftlichen Entwicklung gestellt ist, deutlich.

Das Thema des ersten Symposiums kreiste um die Reflexion der Zeit während des Kommunismus aus der Perspektive der Kirche, um die Stärken und Schwächen dieser Erfahrungen sowie speziell um den gegenseitigen Austausch im Bereich der Pastoraltheologie. Folgende Themen wurden vorbereitet und von den Teilnehmenden bei der Tagung diskutiert:

- Bild der Kirche während des Kommunismus. Reaktion der Kirche auf das Regime.
- Veränderungen seit der Wende 1989. Entwicklungsfortschritte zu einer pluralistischen Demokratie und ihre Auswirkungen auf die Kirche.
- Wünsche für Veränderungen der Gesellschaft und Kirche, die ausgeblieben sind.
- Ökumenische Dimension: Unterschiede in der gesellschaftlichen Positionierung zwischen einzelnen christlichen Kirchen.

²⁹ Kathpress, 3.10.1997, 12.

- Austausch zur eigenen pastoraltheologischen Lehrtätigkeit: Lehrplan, pastoraltheologische Lehr- und Forschungstätigkeit (im Kommunismus / seit 1989)
- Bild der „Kirchen im Westen“: Stärken und Schwächen
- Was kann Weltkirche pastoral(theologisch) aus den Erfahrungen der Kirche im Kommunismus lernen
- Position der Kirche zu den Verlierern der Demokratie

Dieses Symposium war ein erster Versuch, Umriss einer Pastoraltheologie in den östlichen Ländern zu zeichnen. Es wurde klargestellt, dass die Theologie als Wissenschaft der modernen Forschung nachhinkt, weil ihre Entwicklung in der sozialistischen Ära gebremst wurde. Trotz der Benachteiligungen gab es auch innerhalb der Theologie (sowie innerhalb der Kirche) nach der Wende sehr viel Vitalität für neue Projekte und positive Ausblicke in die Zukunft.

Szombately 1998

Das zweite Symposium fand zwischen dem 17. und 20. Mai des nächsten Jahres 1998 statt und war ähnlich aufgebaut wie die erste Tagung. Auch für diese Zusammenkunft wurden Themenfelder vorbereitet, die im Vergleich zum Jahr davor eine Weiterentwicklung aufwiesen. Einerseits ging es erneut um einen Rückblick auf das kulturelle Erbe der Kirche vor und während des Kommunismus. Andererseits ist neu als Thema das Vatikanische Konzil hinzugekommen. Auch die Lernerfahrungen der Kirche, welche sie nach dem Fall des Kommunismus durchmachen müsse, wurden verstärkt unter die Lupe genommen. Das kreative polare Begriffspaar „lernen und entlernen“ wurde ins Spiel gebracht.

Folgende sieben Themen wurden vorbereitet, als Fragen vor dem Symposium von den einzelnen Teilnehmenden schriftlich beantwortet und beim Symposium erarbeitet:

- Kulturelles Erbe in eigenem Land
- Einfluss des Kommunismus auf das Leben der Gesellschaft und der Kirche
- Innerkirchlichen Kräfte, die für die Gestaltung des kirchlichen Lebens maßgeblich waren
- Einfluss des Zweiten Vatikanischen Konzils und seine Rezeption in der Kirche
- Einfluss der pluralistischen Demokratie auf die Kirche
- Lernerfahrungen: was soll behalten, fortgeführt und was unterlassen werden
- Erkennung durchgängiger Prinzipien in diesen Überlegungen

Szombately 1999

Im dritten Symposium, das zwischen 28.2. und 3.3.1999 stattgefunden hat, wurden die zuvor begonnenen Themen weiter fortgeführt. Es gab drei große Themenfelder:

- Herausforderungen für die Pastoraltheologie in Ost(Mittel)Europa
- Kirche in der Welt von heute (Kirche nach außen im Sinn des Konzilsdokuments Gaudium et spes) in den postkommunistischen Ländern
- Innenarchitektur der Kirche (nach Lumen gentium)

Die inhaltliche Weiterarbeit an den Ergebnissen dieser drei Symposien sowie die Vernetzung unter den ost-mittel-europäischen Pastoraltheologen wurde unter dem Namen PosT-Netzwerk fortgeführt.³⁰

AUFBRUCH

Die großangelegte Studie AUFBRUCH, die vom Pastoralen Forum getragen wurde, ist die bisher größte religions- und kirchensoziologische Studie in postkommunistischen Ländern nach der Wende. Die Studie wurde zur Erforschung der Folgen der kirchenzerstörerischen Politik des ehemaligen totalitären Regimes ins Leben gerufen.

Zwecks einer soliden Reflexion der Erfahrungen unter dem kommunistischen Regime war es nötig, die Lage der Kirchen in dieser Zeit intensiv zu untersuchen. Aus diesem Grund ist das Forschungsprojekt AUFBRUCH entstanden, das sich zur Aufgabe machte, die Positionierung der (zunächst katholischen) Kirche zu untersuchen und religions- bzw. kirchensoziologische Erkenntnisse zu erzielen.

Um pastoraltheologisch sinnvoll arbeiten zu können, ist es wichtig zu wissen, wer die Zielgruppe der Arbeit ist, welche Werte diese Menschen haben, wie ihre Weltsicht aussieht. Zeichen der Zeit erkennen, feinfühlig analysieren wichtig. Ziel der Studie war also die Grundlagenarbeit, um Datenmaterial in den Ländern der jungen Reformdemokratien zusammenzutragen, die in der Forschung und in der Praxis ihre Verwendung finden können.

³⁰ Mehr hierzu unter 2.5 Spezialinitiativen.

AUFBRUCH I (1997)

Nach dem Untergang des kommunistischen Systems war auch die Forschung frei geworden. Dadurch konnte das hypothetisch Vermutete über die Lage der Kirche in den ehemals kommunistischen Ländern auch durch bodenfeste Forschung überprüft werden. Das Pastorale Forum Wissenschaft – ein Zweigverein des Pastoralen Forums – stellte sich zur Aufgabe, dieser Frage nachzugehen und rief das internationale Forschungsprojekt *AUFBRUCH I* ins Leben. Zehn Länder wurden dabei einbezogen: Litauen, Polen, Ukraine, Tschechien, Slowakei, Ostdeutschland, Ungarn, Slowenien, Kroatien, Rumänien-Siebenbürgen. Ein dichtes Forschungsnetzwerk, zu dem zahlreiche wissenschaftlichen Institutionen aus den jeweiligen Ländern angehören, wurde zu diesem Zweck aufgebaut.

Bei der ersten Etappe 1997 (genannt *AUFBRUCH I*) standen zwei Fragen im Mittelpunkt:

- Welche Schäden hat die 40jährige kommunistische Zeit in der religiösen Dimension der Kulturen hinterlassen? Dieser typisch religionssoziologischen Fragestellung wurde unter der Leitung des in Ost(Mittel)Europa führenden Religionssoziologen aus Budapest, Prof. Dr. Miklós Tomka (+2010), nachgegangen.
- Wie haben sich in diesen Jahren die Kirchen – mit Schwerpunkt die katholische Kirche – unter den Bedingungen des Kommunismus positioniert? Im Rahmen dieser Fragestellung sollte auch einer Frage behutsam nachgegangen werden, die heute eine Reihe der beteiligten Länder beschäftigt: Wie haben sich vor allem die Führungskräfte der Kirche (Bischöfe, Priester), aber auch die Laien zum kommunistischen System verhalten? Waren sie im Widerstand? Haben sie als „Friedenspriester“ kooperiert? Für diese zweite Fragestellung wurde eine qualitative Forschung unter der Leitung von Prof. Dr. András Máté-Tóth (Szeged) in Gang gebracht und in einem dazu zusätzlich gegründeten interdisziplinären und internationalen Forschungsnetzwerk durchgeführt.

Folgende Länder wurden in die Untersuchung hineingenommen: Litauen, Ostdeutschland, Polen, Ukraine, Tschechien, Slowakei, Ungarn, Rumänien (nur Siebenbürgen), Slowenien, Kroatien.

Die Ergebnisse der Studie wurden in einer zehnbändigen Reihe „Gott nach dem Kommunismus“ beim Schwabenverlag veröffentlicht.³¹

AUFBRUCH II (2007)

„Es gibt einen deutlichen Unterschied zwischen dem Wertesystem in West und in Ost, wie von einer ungarischen Autorengruppe – geleitet von Elemér Hankiss – anhand Europäischer Wertestudien bereits in den Achtzigerjahren gezeigt wurde.“³²

Zehn Jahre nach der ersten Studie AUFBRUCH I wurde die Wiederholungsstudie *AUFBRUCH II* gestartet. In den zehn Jahren dazwischen hat sich viel getan und diese Jahre gehören zu einem bewegten Jahrzehnt in der Geschichte Europas. Ein Teil der bereits erforschten Länder (Polen, Litauen, Tschechien, Slowakei, Ungarn, Slowenien) sind bis zum damaligen Zeitpunkt Mitglieder der Europäischen Union geworden. Das hat den wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Transformationsprozess, der nach der Wende rasch in Gang gebracht wurde, tief geformt.³³

³¹ Die Reihe „Gott nach dem Kommunismus“ wurde als Ergebnis der ersten Aufbruch-Studie publiziert und besteht aus folgenden Büchern: Tomka, Miklós / Zulehner, Paul M.: Religion im gesellschaftlichen Kontext Ost(Mittel)Europas, 2000. Tomka, Miklós / Zulehner, Paul M.: Religion in den Reformländern Ost(Mittel)Europas, 1999. Gabriel, Karl / Pilvousek, Josef / Wilke, Andrea / Tomka, Miklós / Wollbold, Andreas: Religion und Kirchen in Ost(Mittel)Europa: Deutschland-Ost, 2003. Prudky, Libor / Aracic, Pero mit Nikodem, Krunoslav und Sanjek, Franjo / Tomka, Miklós / Zdaniewicz, Witold: Religion und Kirchen in Ost(Mittel)Europa: Tschechien, Kroatien, Polen, 2001. Tomka, Miklós / Maslauskaitė, Aušra mit Navickas, Andrius, Toš, Niko und Potocnik, Vinko; Religion und Kirchen in Ost(Mittel)Europa: Ungarn, Litauen, Slowenien, 2001. Máté-Tóth, András / Miklušćák, Pavel: Kirche im Aufbruch. Zur pastoralen Entwicklung in Ost(Mittel)Europa – eine qualitative Studie, 2001. Máté-Tóth, András / Miklušćák, Pavel: Nicht wie Milch und Honig. Unterwegs zu einer Pastoraltheologie Ost(Mittel)Europas, 2000. Máté-Tóth, András: Theologie in Ost(Mittel)Europa. Ansätze und Traditionen, 2002. Sepp, Peter: Geheime Weihen. Frauen in der verborgenen tschechoslowakischen Kirche Koinótes, 2004. Chagalla, Taras: Die katholischen und orthodoxen Kirchen in der Ukraine. Plädoyer für ein ökumenisches Miteinander, 2005.

³² Máté-Tóth (2002) 131.

³³ Ergebnisse der Studie AUFBRUCH II sind in folgenden Publikationen erschienen: Tomka, Miklós: Expanding religion. Religious revival in post-communist Central and Eastern Europe, Berlin 2011. Zulehner, Paul M; Tomka, Miklós; Naletova, Inna: Religionen und Kirchen in Ost(Mittel)europa. Entwicklungen nach der Wende ; [eine Veröffentlichung des Pastoralen Forums Wien und Renovabis Freising], Ostfildern 2008.

2.4 Bildungsprogramme für DoktorandInnen und HabilitantInnen

Stipendienprogramm „Beine nicht Steine“

Das Stipendienprogramm „Beine nicht Steine“ gehört zum Hauptschwerpunkt der Vereinstätigkeit. Wie bereits das Motto dieses Programmes besagt, geht es hier um Förderung der (Orts-)Kirchen, allerdings nicht durch die Förderung der Kirchenbauten, sondern durch das Investieren in das innerhalb der Kirchen vorhandene menschliche Potential. Der Grundgedanke lautet: Interessierte Theologinnen und Theologen kommen nach Wien, um ein Doktoratsstudium zu absolvieren oder um sich zu habilitieren. Sie sammeln Erfahrungen nicht nur im Bereich des wissenschaftlichen Standards der Universität Wien. Durch ihren Aufenthalt haben sie auch die Möglichkeit, wissenschaftliches Arbeiten zwischen Wien und Ihrer Heimatuniversität zu vergleichen. Zudem werden sie mit der Lebens- und Kirchenkultur konfrontiert und sind gewissermaßen „gezwungen“, sich für die Dauer ihres Studiums – in den meisten Fällen drei Jahre – in Kirche und Gesellschaft des Studienlandes Österreich zu orientieren und zu integrieren. Das ist ein Lernprozess, auf den sich die nach Wien kommenden Stipendiatinnen und Stipendiaten automatisch einlassen. Dieser Prozess wird vom Pastoralen Forum begleitet.

Um Förderung der Kirchen der postkommunistischen Länder geht es vor allem im zweiten Schritt, wenn nämlich nach einem Studienaufenthalt in Wien die Ausgebildeten in ihre Heimatländer zurückkehren und dort tätig werden. So können sie die Lernerfahrungen, die sich in Österreich gesammelt und reflektiert haben, in einem eigenen Kulturkontext integrieren und so an einer Weiterentwicklung von Kirche und Gesellschaft mitwirken.

Zahlen und Fakten

Seit der Entstehung des Pastoralen Forums im Jahre 1991 wurden 96³⁴ Personen bei ihren Doktoratsstudien bzw. ihrer Habilitation begleitet. Sie kamen aus folgenden Ländern:

³⁴ Sieben neue Kandidaten und Kandidatinnen werden voraussichtlich im Herbst 2012 ein Stipendium für ihre akademischen Studien erhalten.

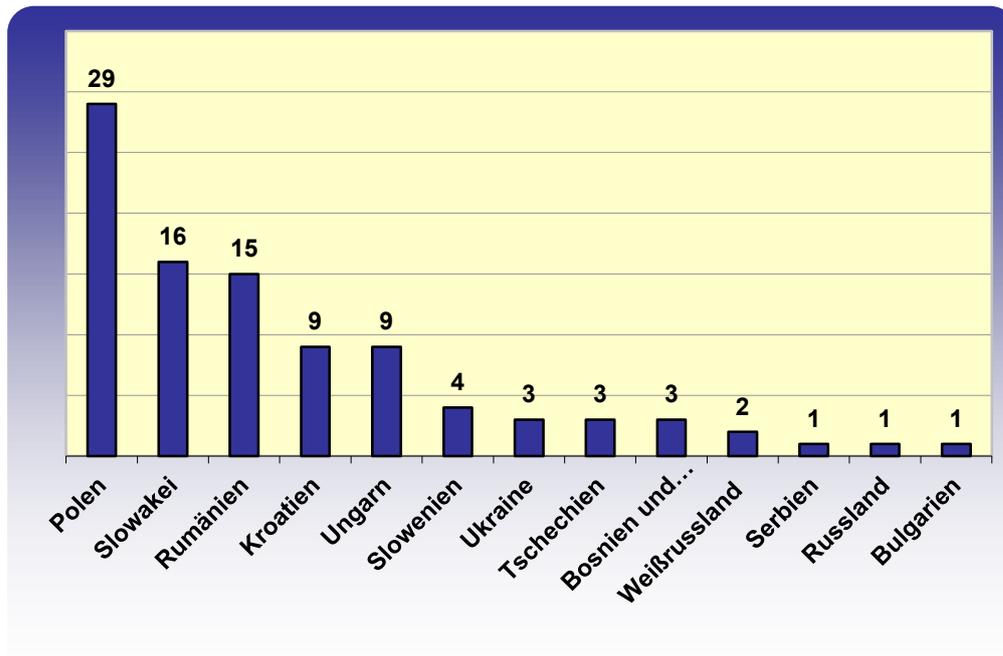


Abbildung 3: Verteilung der bisherigen Stipendiatinnen und Stipendiaten auf ihre Herkunftsländer vom Anfang des Stipendienprogramms 1991 bis Anfang 2012.

Polen, Slowakei und Rumänien sind als Länder die Spitzenreiter, aus denen Frauen und Männer nach Wien kommen, um sich vorzubilden.

Wie es mit der Aufteilung der Frauen und Männer aussieht, zeigt Abbildung 4. Was die Gesamtaufteilung betrifft, so ist die Aufteilung fast genau 1:2 (Frauen zu Männern):

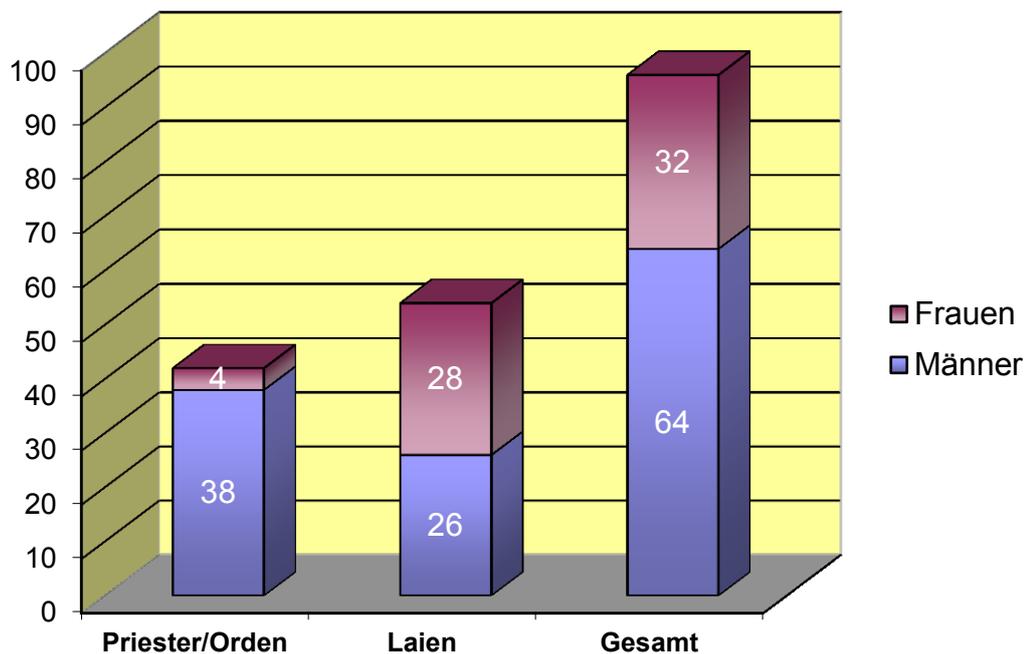


Abbildung 4: Verteilung der bisherigen StipendiatInnen auf Priester / Ordensleute und Laien im Zeitraum 1991-2012.

Es ist auffällig und wenig überraschend, dass die Gruppe „Priester/Orden“ hauptsächlich aus Männern besteht, denn die Mehrheit von ihnen sind Priester. Dagegen ist die Aufteilung bei den Laien gar nicht proportional zur Gesamtaufstellung, denn hier gibt es eine ziemlich gleichmäßige Verteilung, wobei Frauen geringfügig überwiegen.

Studienabschlüsse

Um das Output des Stipendienprogramms mit Zahlen und Fakten zu dokumentieren, hier eine Übersicht der Studienabschlüsse der bisherigen Stipendiatinnen und Stipendiaten des Pastoralen Forums:

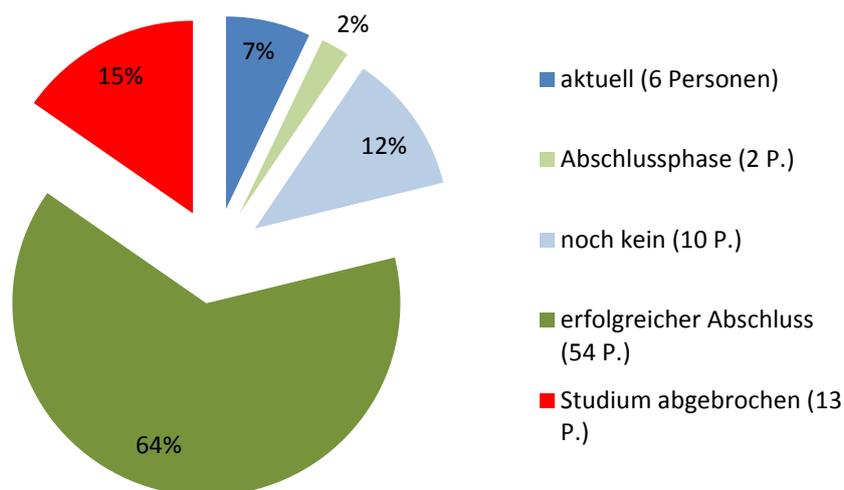


Abbildung 5: Studienabschlüsse und –abbrüche der bisherigen Stipendiatinnen und Stipendiaten (Kurzstipendien ausgenommen) im Zeitraum 1991-2012.

Aktuell studieren in Wien sechs Personen, die gleichzeitig auch ein Stipendium erhalten.³⁵ Zwei ehemalige Stipendiatinnen befinden sich in der Abschlussphase des Studiums – die Abgabe der Dissertation und das Rigorosum stehen kurz bevor.³⁶ Zehn ehemalige Stipendiatinnen bzw. Stipendiaten haben zwar noch keinen Studienabschluss, haben aber vor, das Studium fertigzustellen und inskribieren regelmäßig Semester für Semester an der Universität Wien.³⁷ Zu denen, die bereits das Studium erfolgreich abgeschlossen haben, zählen 54 Personen.³⁸ Das Studium wurde von 13 Personen abgebrochen, d. h. die Fortsetzung des Studiums an der Universität Wien wurde nicht gemeldet.³⁹

Wenn man aktuelle Stipendiatinnen und Stipendiaten wegrechnet und nur diejenigen einbezieht, die bereits in den Heimatländern leben und kein Stipendium mehr erhalten, so ergibt sich aktuell eine vereinfachte Rechnung:

³⁵ Bosnien-H. (1), Rumänien (3), Serbien (1), Slowakei (1).

³⁶ Kroatien (1), Slowakei (1).

³⁷ Kroatien (1), Polen (3), Rumänien (5), Slowakei (1).

³⁸ Bulgarien (1), Kroatien (8), Moldawien (1), Polen (13), Rumänien (4), Russland (1), Slowakei (12), Slowenien (2), Tschechien (3), Ukraine (2), Ungarn (5), Weißrussland (2).

³⁹ Polen (4), Rumänien (1), Slowakei (2 – davon eine Person gestorben), Slowenien (1), Ukraine (2), Ungarn (3).

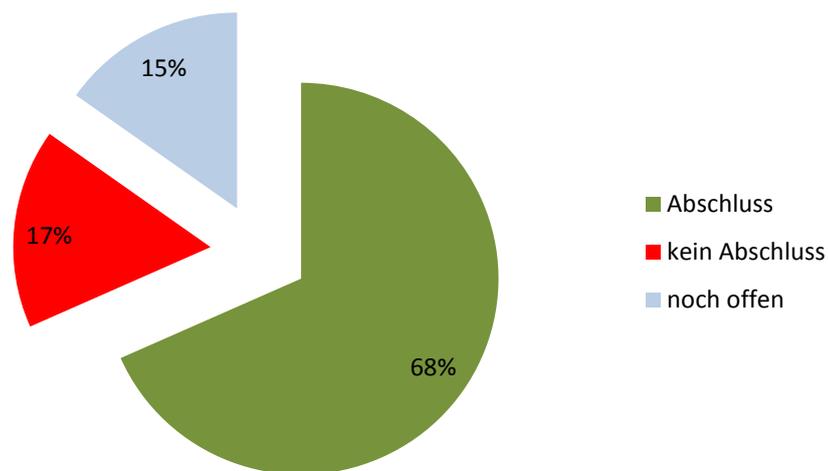


Abbildung 6: Studienabschlüsse und –abbrüche im Zeitraum 1991-2012 von Alumni, die kein Stipendium mehr erhalten.

Man könnte also festhalten, dass 68% der Alumni, die kein Stipendium mehr erhalten, das Studium erfolgreich abgeschlossen haben und 17% ihr Studium abgebrochen haben.

Die restlichen 15% bilden diejenigen Alumni des Stipendienprogramms, die weiterhin ihr Studium fortsetzen und das Studium abschließen wollen bzw. bei denen der Abschluss unmittelbar bevorsteht.

Coaching

Eines der markanten Charakteristika des Stipendienprogramms ist das sogenannte Coaching. Die Stipendiatinnen und Stipendiaten bekommen nicht nur das Geld für ihre Studienzeit. Sie erhalten auch die Möglichkeit einer Betreuung, um wissenschaftlich und menschlich ihre Zeit in Wien optimal nutzen zu können. Jede Stipendiatin und jeder Stipendiat bekommt einen Betreuer bzw. eine Betreuerin zugewiesen, der/die eine intensive Begleitung der wissenschaftlichen Arbeit übernimmt. Diese Betreuer, die vereinsintern „Coaches“ genannt werden, treffen sich regelmäßig – meistens einmal pro Monat – mit den ihnen anvertrauten Studierenden und unterstützen diese auf unterschiedliche Weise.

Einerseits bietet der Coach bzw. die Coachin eine fachliche Betreuung. Entweder er selber oder durch das Vermitteln einer dritten Person. Der Coach bzw. die

Coachin liest regelmäßig Texte, die ihm der Stipendiat bzw. die Stipendiatin abgibt und kennt daher die Arbeit selbst sowie die Arbeitsweise des bzw. der Studierenden. Er bzw. sie ist meistens diejenige Person, die als erste mitbekommt, wenn etwas nicht gut geht oder wenn die Arbeit aus irgendeinem Grund zu stagnieren beginnt.

In solch einem Fall geht es beim monatlichen Coaching auch um Rahmenbedingungen des wissenschaftlichen Arbeitens, die wiederum den wissenschaftlichen Fortschritt bedingen. Zum fachlichen Coaching kommt auch das sog. persönliche Coaching dazu. Bei dieser Art von Betreuung geht es dann um Zeitmanagement, um das Planen und Durchführen, um richtige Motivation, um Wahrnehmung von Hindernissen, die sich negativ auch auf das wissenschaftliche Arbeiten auswirken, um Problemlösungskonzepte usw. Die Grenzen zwischen der fachlichen und der persönlichen Betreuung sind durchaus fließend. Die meisten Stipendiatinnen und Stipendiaten haben einen Coach bzw. eine Coachin, der sie zugleich fachlich wie persönlich betreut. Es besteht aber auch die Möglichkeit, einen anderen Betreuer bzw. eine andere Betreuerin für persönliche Fragen zu organisieren.

Cage Painting

Eine der neuen und besonderen Begleitungsarten der Stipendiatinnen und Stipendiaten bildet das sogenannte „Cage Painting“, das als Idee des US-amerikanischen, an der Wichita State University lehrenden Professors Glyn M. Rimmington für interkulturelles Lernen (Global Learning) entwickelt und von Paul M. Zulehner an die Gegebenheiten der StipendiatInnen angepasst wurde.⁴⁰

Rimmington geht davon aus, dass lehrende Institutionen des 21. Jahrhunderts neuen Herausforderungen gegenüberstehen. Dazu gehören z. B. der unüberschaubare Informationsfluss, sowie die internationale Mobilität. Man sieht sich immer mehr mit der ganzen Welt verbunden, nicht zuletzt durch die immer bessere Kommunikationstechnologie. Die heutige rasante Entwicklung stellt eine Herausforde-

⁴⁰ Folgende Ausführungen sind angelehnt an: Rimmington, Glyn / Alagic, Mara: The Third Place Learning. Reflective Inquiry Into Intercultural and Global Cage Painting, Charlotte 2008. Die Abbildungen stammen einer PowerPoint Präsentation zum Thema des globalen Lernens von Glyn Rimmington mit dem Titel „Global Learning, Cages Modell of Global Learning“.

rung, aber auch eine Chance für das gegenseitige Lernen, Kommunizieren und Zusammenarbeiten dar.

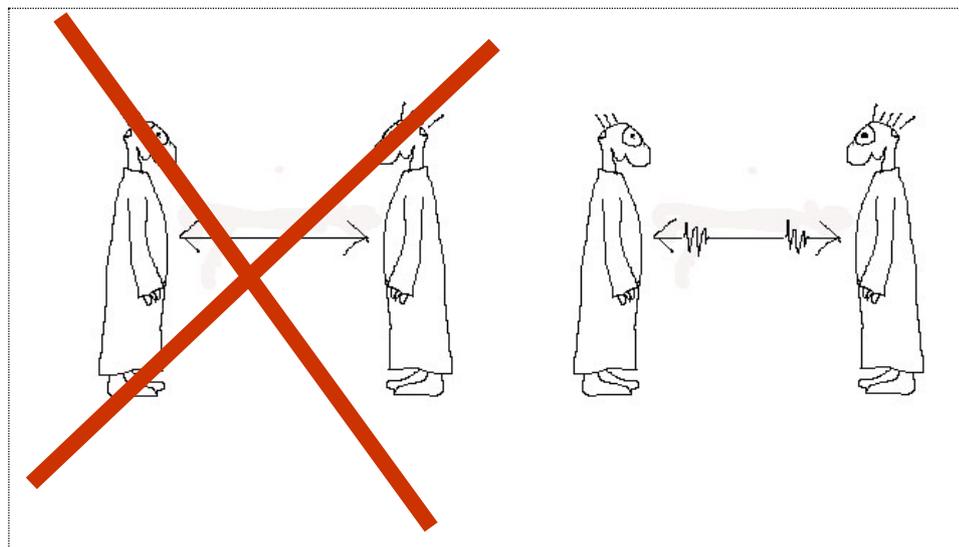


Abbildung 7: Eine gelingende Kommunikation zwischen den Menschen ist nicht selbstverständlich. Im Dialog treten Störfaktoren auf.

Für eine vereinfachte Darstellung der je eigenen Perspektive entwickelte Rimington die sogenannte „Cage Painting Metapher“ (*Cage* – Käfig, *Painting* – malen, zeichnen). Der Käfig eines Menschen steht für seine Prägungen, Erfahrungen, für den kulturellen und gesellschaftlichen Kontext, in dem er bisher gelebt hat.⁴¹ Umgelegt auf das Lernen heißt es, dass bisherige Lernerfahrungen (die Art und Weise, wie in bisherigen Institutionen gelernt wurde, was gefordert wurde usw.) das Lernen begünstigen oder erschweren können.

⁴¹ Ähnlich beschreibt Alfred Holzbrecher, welche Aspekte beim (interkulturellen) Lernen meistens unsichtbar eine Rolle spielen: „Fremderfahrung und Fremdverstehen bewegt sich [...] immer in einem dynamischen Zwischen-Raum, der beeinflusst wird von 1. mir als dem Beobachter, 2. dem, was ich wahrnehme (Objekt), und 3. meiner Einbindung in meinen sozialen und kulturellen Kontext, denn dieser Kontext prägt meine Wahrnehmung.“ In: Holzbrecher, Alfred: *Interkulturelle Pädagogik. Identität, Herkunft*, Berlin 2004, 14f.

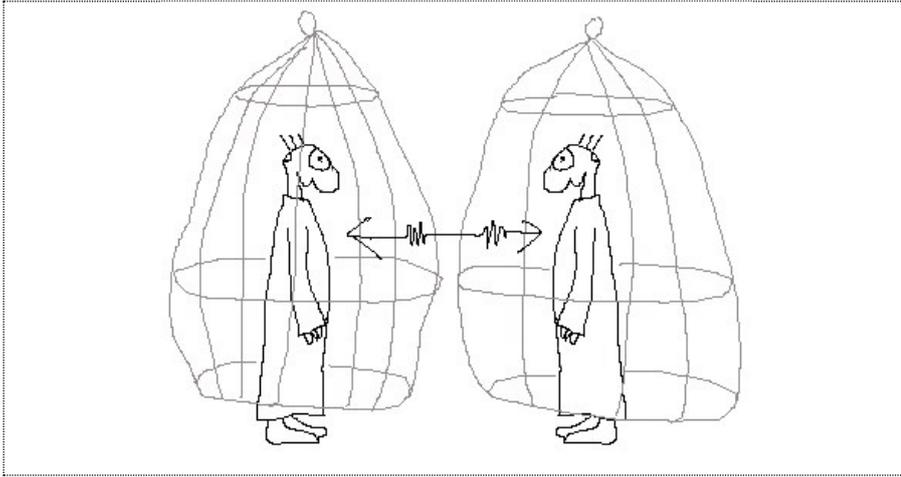


Abbildung 8: Die je eigenen „Käfige“ stören die gegenseitige Kommunikation.

Aus diesem Grund ist es notwendig, sich dieses je eigenen Käfigs bewusst zu werden und ihn auch für den anderen sichtbar zu machen, ihn zu „malen“ (Cage Painting also).

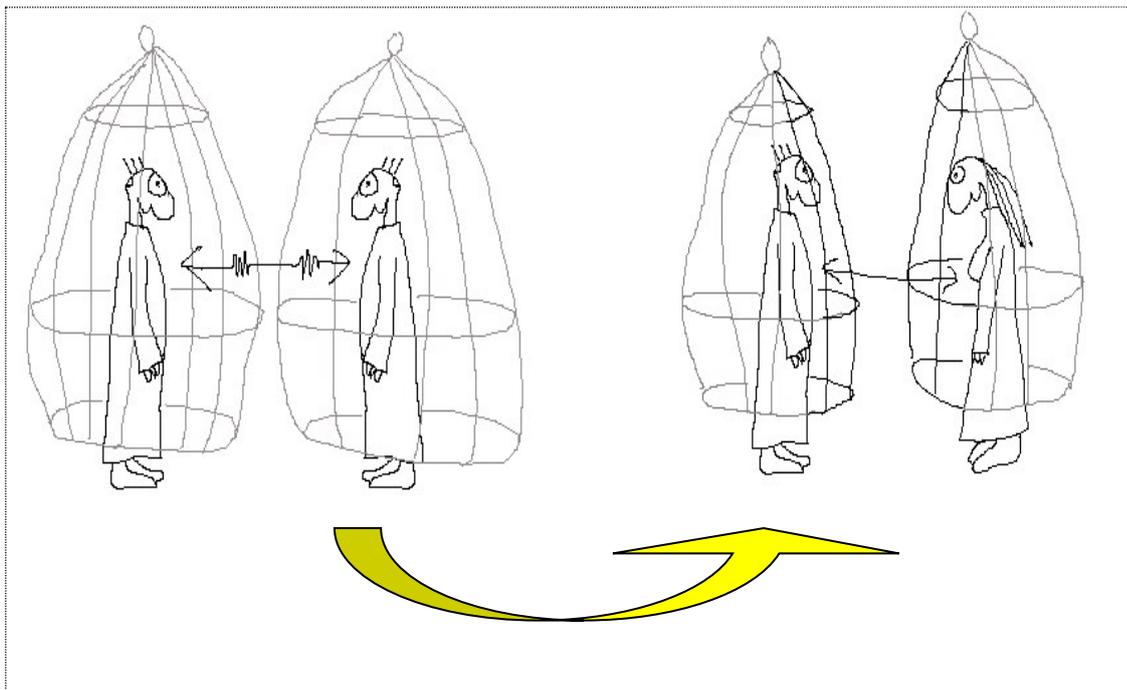


Abbildung 9: Den eigenen Käfig „malen“ (Cage Painting), sodass er auch für meinen Gesprächspartner sichtbar ist.

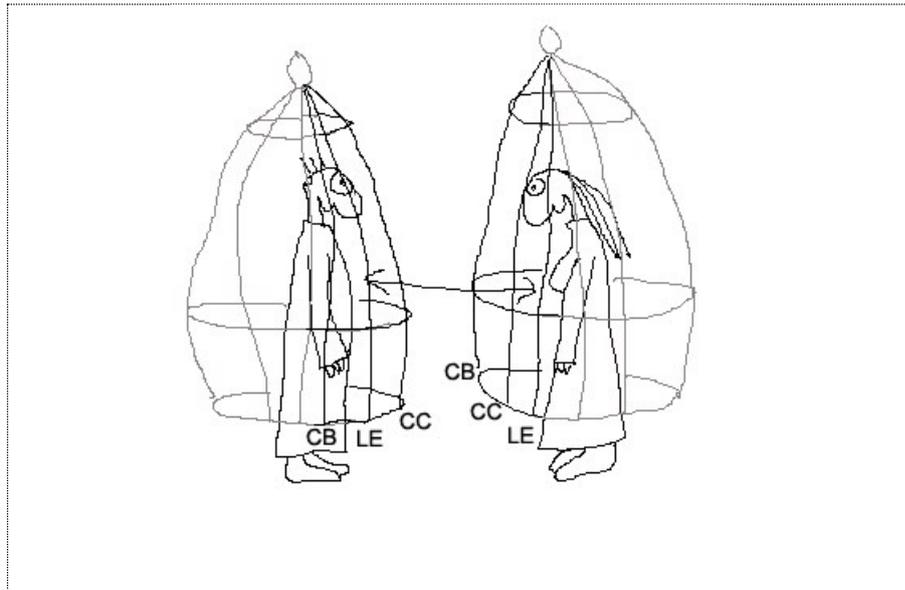


Abbildung 10: Einflüsse auf eine Lernkultur: CB = Cultural Background (Kultureller Hintergrund), LE= Life Experiences (Lebenserfahrung), CC = Current Context (Gegenwärtiger Kontext)

Sobald man sich des eigenen Käfigs bewusst ist, kann man auch die anderen mit ihren jeweiligen Kontexten wie im Spiegel besser betrachten.⁴² Dadurch gelingt ein besseres Verständnis, warum der andere Mensch ist, wie er ist und handelt, wie er es tut.

Das Sichtbarmachen des Käfigs soll Sinn und Verständnis von komplexen Perspektiven der jeweiligen Menschen, dem man begegnet, fördern. Die bisher entstandenen Dilemmas oder Vorurteile können so durch einen dialektischen Denkfluss gelöst werden, denn die Wurzel des Problems liegt oft in den Überzeugungen und Werten des Menschen. Durch das Sichtbarmachen von diesen kommt es zu einer Veränderung der Perspektive, zum besseren Verständnis der eigenen und der anderen Kultur.

Allerdings kann es beim Verstehen des Anderen immer nur um eine Annäherung gehen, auch wenn man sich eine große Mühe macht, sich in die Andersartigkeit der Denkweise des anderen einzufühlen.⁴³

⁴² Nach Alfred Holzbrecher ist die Fremdheit Voraussetzung für die Eigenheit. Fremdheit ist eine Ergänzung zum Eigenen - man lernt über sich selbst durch die Erfahrung des Fremden. Durch diese Begegnung stellt man sich selbst in Frage. Vgl. Holzbrecher (2004) 15ff.

⁴³ Vgl. Waldenfels, Bernhard: Der Stachel des Fremden, Frankfurt/Main, 1991, 53ff. Holzbrecher: „Interkulturelle Kommunikation spielt sich, wenn sich die Partner nicht gänzlich fremd sind, vermut-

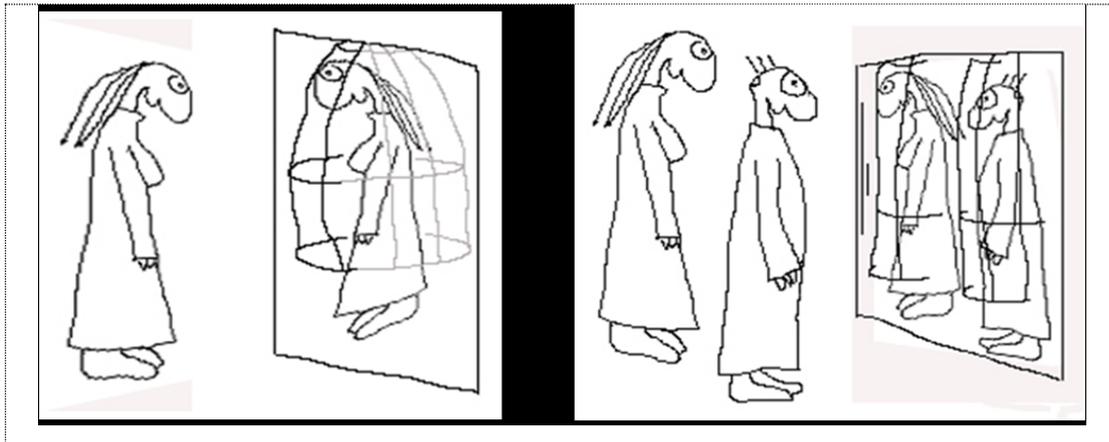


Abbildung 11: Sich und den anderen mit dem eigenen Käfig wie im Spiegel betrachten.

Wenn Studierende von einem Land in ein anderes kommen, so wie es bei den Stipendiatinnen und Stipendiaten des Pastoralen Forums der Fall ist, so treffen kulturelle und auch Lern-Welten aufeinander.

- Einerseits waren sie in einem Transformationsland mit einem geschichtlich-kommunistischen Erbe und einer relativ jungen Demokratie verwurzelt – nun kommen sie in ein Land, in dem Kapitalismus und Demokratie bereits lange vorherrschen.
- Die Situation der Kirche ist aufgrund der geschichtlichen Gegebenheiten in Österreich anders als in den Ländern, aus denen die Studierenden stammen.
- Und nicht zuletzt geht es um große Unterschiede in den Lernkulturen: Die Lernkultur auf den Universitäten der ost(mittel)europäischen Länder ist oft eine andere als die Lernkultur in Wien.

Pauschalisieren kann man es nicht, grundsätzlich kann man jedoch sagen, dass die Stipendiatinnen und Stipendiaten an ihren Universitäten gefordert wurden, Lehrveranstaltungen in einer vorgegebenen Zeit zu besuchen, Prüfungen abzulegen

lich größtenteils in [...] ‚vermuteten‘ Kontexten ab, bei denen man vergleichsweise wenig über den Anderen, über seine ‚Sichtweise über uns‘ weiß. Man kann sich nur tastend vorwärts bewegen, registriert jede Reaktion des Anderen, fragt sich, wie diese zu bewerten ist bzw. wie man sich in ‚angemessener Weise‘ verhalten soll - oder man tritt ins Fettnäpfchen.“ Begründung: „Die Wahrnehmung des Fremden ist in einem hohen Maße von vorbewussten Vorstellungsbildern ‚imprägniert‘ oder ‚eingefärbt‘.“ In: Holzbrecher (2004) 31.

und eine Diplomarbeit zu schreiben. Viele von ihnen sehen darin *die* Lernstruktur einer Universität. Den meisten von ihnen bereitet es – zumindest am Anfang – jedoch Schwierigkeiten, das Studium selbständig zu organisieren, selbst zu schauen, was ihre wissenschaftliche Entwicklung fördern kann, sich im Rahmen eines eigenen Zeitmanagements optimal zu organisieren. Da das Doktoratsstudium noch viel mehr auf ein selbständiges Arbeiten ausgerichtet ist, ist die Überforderung noch dementsprechend größer.

So kann es im Extremfall passieren, dass das Studium in Wien wie „Urlaub“ ausschaut, weil niemand da ist, Woche für Woche vorgibt, was die nächsten Schritte sind. Ein ehemaliger Stipendiat brachte diese Erfahrungen auf den Punkt:

„In [meinem Heimatland] müssen orthodoxe Studenten viel mehr Studieren als in Wien. Die Vorlesungen [...] dauern gewöhnlich bis sechs Stunden, fünf-sechs Tage pro Woche. Der Vorlesungsbesuch ist Pflicht. Studenten bekommen sehr oft Hausaufgaben die sie bis zur nächsten Vorlesung machen sollen. So müssen Studenten während des Jahres sehr viele Bücher zu jeder Disziplin lesen. Das Wissen der Studenten wird sehr oft geprüft.

Das Studium in Wien dagegen sieht aus wie ein Urlaub. Es gibt keine Kontrolle. Es gibt keine klaren Anforderungen an Studenten. Man kann für sich selbst die Lehrfächer wählen. Man muss sich nicht so stark anstrengen um eine Prüfung abzulegen. Die Professoren geben zweimal weniger Information während der Vorlesung und geben so gut wie keine Hausaufgaben, die sollen sehr schnell gemacht werden. Also: ich persönlich kenne viele begabte orthodoxe Theologen die es im Westen (Deutschland) nicht geschafft haben, NUR weil sich niemand für sie und für ihre Arbeit interessierte, obwohl ihnen das Stipendium gegeben wurde. Der orthodoxe Theologe muss sehr sehr stark sein, um ohne Kontrolle und ohne ständige Betreuung etwas zu machen. Nicht weil er faul oder unfähig ist. Sondern weil die Kontrolle von außen und Interesse für seine Arbeit die Zeichen für ihn sind, dass er etwas Wichtiges macht, Nützliches und Verantwortungsvolles...“⁴⁴

Das Modell des Cage-Paintings wurde beim Pastoralen Forums in das persönliche Coaching implementiert. Die Studierenden sollen bei dem Prozess begleitet werden, sich der eigenen und der neuen Lernkultur bewusst zu werden. Sie sollen in der Lage sein, auf neue Lernverhältnisse optimal zu reagieren, um in einer über-

⁴⁴ Aus einem eMail des ehemaligen Stipendiaten an Paul M. Zulehner, das zur Klärung beitragen wollte, welche unterschiedlichen Studienzugänge es zwischen dem Heimatland und Wien gegeben hat.

schaubaren Zeit (meistens drei Jahre) ihr Studium erfolgreich abschließen zu können.

2.5 Spezialinitiativen

PosT: Netzwerk und Verein

Die aktive Zusammenarbeit unter den Pastoraltheologinnen und Pastoraltheologen aus den ost(mittel)europäischen Ländern wurde durch die drei großen pastoraltheologischen Symposien 1997-1999 gestartet⁴⁵. Sie wurde nach 1999 in dem dafür gegründeten PosT-Netzwerk der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern fortgeführt. Diese Bezeichnung ist ein Wortspiel: Die Großbuchstaben P und T stehen für Pastoraltheologie und dazwischen befindet sich das kleine Wort „ost“, das auf Osteuropa hindeutet.

Das Ziel der Vernetzung der an den vom Verein organisierten Symposien beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler war, „die zehn Jahre nach der epochalen Wende in Europa, die Entstehung neuer Demokratien und die Erfahrungen der tiefgreifenden Umstrukturierung der Gesellschaften in den ost(mittel)europäischen ehemals kommunistischen, heute Reformstaaten pastoraltheologisch zu reflektieren.“⁴⁶ Mit anderen Worten: Es wurden „Marksteine der Methodologie einer Pastoraltheologie auf der Basis der regionalen Erfahrungen konzipiert“.⁴⁷

Nach den drei großen Symposien 1997-1999 wurde die Vernetzung und Zusammenarbeit der Pastoraltheologinnen und Pastoraltheologen der postkommunistischen Länder weiterhin durch das Pastorale Forum unterstützt. Wiederholt wurden jährliche Symposien in verschiedenen ost(mittel)europäischen Städten organisiert und im Rahmen des PosT-Netzwerks durchgeführt:

Wann	Wo	Thema
30.9.-2.10.2000	Opole (Polen)	Option für den Dialog mit der Gesellschaft von heute
13.-16.11.2001	Erfurt (ehemalige DDR)	Das Evangelium europäisch buchstabieren

⁴⁵ Vgl. Kap. 2.3.

⁴⁶ Máté-Tóth / Miklušćák: Nicht wie Milch und Honig, 21

⁴⁷ Máté-Tóth, András: Theologie in Ost(Mittel)Europa. Ansätze und Traditionen, Ostfildern 2002, S.15

19.-22.11.2002	Pécs (Ungarn)	Europäische Integration aus christlicher Sicht
21.-22.03.2003	Ljubljana (Slowenien)	Potentiale für Europas Zukunft
8.5.-11.5.2003	Košice (Slowakei)	(Jahresversammlung)
17.-20.11.2004	Prag (Tschechien)	Kirchliche Identitäten in Mittel- und Osteuropa

Beim Symposium in Prag wurde am 19.11.2004 der *Post-Verein* gegründet. Ab diesem Zeitpunkt stellte sich der Verein auf eigene Beine und wurde vom Pastoralen Forum finanziell und organisatorisch völlig unabhängig.

Auch der unabhängige Verein Post veranstaltet jährliche Symposien, bei denen sich die Pastoraltheologinnen und -theologen zu verschiedenen aktuellen Themen in unterschiedlichen Ländern zusammenfinden und ihre Erfahrungen austauschen. Hier ein Überblick über die Symposien, die seit der Vereinsgründung veranstaltet wurden:

Wann	Wo	Thema
21.– 24.9.2006	Đakovo (Kroatien)	Synodale Prozesse in Mittel- und Osteuropa
15.-18.11.2007	Kraków (Polen)	AUFBRUCH II - Erste Lesung der quantitativen Studie
18.-21.9.2008	Celje (Slowenien)	Ist die Kirche planbar? Alte Frage - dauernde Ansprüche
17.-20.9.2009	Opole (Polen)	Sakramente heute – Wandel der Sakramentenpastoral
16.-19.9.2010	České Budějovice (Tschechien)	Kirche und Medien
15.-18.9.2011	Bratislava (Slowakei)	Gemeindeentwicklung in Mittel- und Osteuropa

Aktuelles über die Tätigkeit des Post-Netzwerks findet man auf der Homepage des Vereines www.postnetzwerk.net.

Train the Trainers

„Train the Trainers“ ist ein Projekt des Pastoralen Forums gewesen, bei dem es um eine fundierte Ausbildung von Trainern und Coaches für den institutionellen Bereich in Ost(Mittel)Europa gegangen ist.

Das sogenannte Trainer-/Beraternetzwerk Ost(Mittel)Europa wurde am 14.03.2003 bei einer Startsitzen in Wien von Prof. DDr. Paul M. Zulehner und Prof. Dr. Karl Berkel gegründet.

Das Ziel dieses Lehrgangs war es, kompetente Berater bzw. Beraterinnen heranzubilden, die imstande sein sollen, ost(mittel)europäische Institutionen in Umbruchsituationen nach der Wende und nach der EU-Erweiterung fachgerecht zu begleiten. Die einheimischen Trainer/Trainerinnen und Berater/Beraterinnen aus fünf ost(mittel)europäischen Ländern – Polen, Slowakei, Ungarn, Kroatien, Ukraine - sollten dazu herangebildet werden, um in ihrer Sprache und Kultur auf der Basis eines christlichen Menschenbildes

- Organisationen aus dem Profit- und Nonprofit-Bereich in Fragen der Personal- und Organisationsentwicklung kompetent zu beraten,
- mittlere und obere Führungskräfte für die neuen wirtschaftlichen und sozialen Herausforderungen mit und in modernem Management-Know-how zu qualifizieren,
- leitende Führungskräfte wertorientiert zu coachen und zu begleiten.

Zehn Personen aus den oben erwähnten Ländern haben an diesem Lehrgang, der in sieben Wochenendmodulen zwischen 2003 und 2005 durchgeführt wurde, teilgenommen.

Schwerpunkt Orthodoxie

Ein Spezialgebiet der Studie AUFBRUCH II widmete sich der Erforschung der Religiosität in der christlichen Orthodoxie. Neben der Forschung wurden bisher vier Stipendien für orthodoxe Studierenden vergeben.

3. Erfahrungen der Alumni (Qualitative Interviews)

Das Stipendienprogramm des Pastoralen Forums mit dem Förderungsmotto „Beine statt Steine“ ist der Schwerpunkt der Arbeit des Vereines.

Das folgende Kapitel bildet auch das Hauptaugenmerk der vorliegenden Dissertation. Hier soll die Erforschung dessen, welche Entwicklungsprozesse die Stipendiatinnen und Stipendiaten in Wien durchlaufen, wie es ihnen weiter im Heimatland geht, dargelegt werden.

Zu diesem Zweck wurden qualitative Interviews mit ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiatinnen und Stipendiaten geführt, um zusätzlich zu Leitfaden-Themen auch neue und unerwartete Themen zu finden. Erzählungen und Selbsteinschätzung der befragten Personen spielten dabei eine wichtige Rolle.

Dieser Teil der Dissertation ist wie folgt aufgebaut:

1. Methodologie
2. Auswertung im Detail
3. Zusammenfassung der Auswertung (Typische Ergebnisse)

Konsequenzen aus diesen Ergebnissen bzw. Vorschläge für die künftige Tätigkeit des Stipendienvereines werden im Kapitel 5 auf Seite 244 dargelegt.

3.1 Methodologie

In diesem Kapitel geht es um eine Beschreibung dessen, wie bei der Erforschung des Themas systematisch vorgegangen wurde. Schritte, die im Rahmen dieser Forschung gemacht wurden, werden hier erläutert und es soll geklärt werden, warum auf andere Forschungsstrategien verzichtet wurde.

Hauptsächlich wurde bei der Beschreibung der Forschungsmethodik jene Literatur⁴⁸ herangezogen, die sich mit qualitativer Sozialforschung, speziell um Durchführung und Auswertung qualitativer Interviews, beschäftigte.⁴⁹

Für diese Studie wurden Methoden der qualitativen Forschung aus folgenden Gründen gewählt: Das Vorwissen in Bezug auf den Forschungsgegenstand sollte erweitert werden. Neue Themen, die bei den Interviews angesprochen wurden, sollten das Vorverständnis überprüfen und korrigieren. Wesentliche Vorteile bestanden darin, auf neue, bedeutsame Themen stoßen zu können. Auch war es wichtig, die Interviewpartner ihre Kontexte selbst interpretieren zu lassen und diese Interpretationen in den transkribierten Interviews festzuhalten. Zusätzlich sollten die Befragten die Möglichkeit erhalten, Wörter, die sie verwendet haben, selbst zu wählen und frei zu benutzen. Das Ziel war, näher an Phänomene, die untersucht werden sollten, heranzukommen, als dies für das vorliegende Thema je bei einer quantitativen Forschung möglich gewesen wäre. All diesen Zielen wird qualitatives Vorgehen wesentlich gerechter als die quantitative Vorgangsweise.

Die gewählte Strategie orientierte sich im Großen und Ganzen an den Grundzügen der sogenannten Grounded Theory, die von Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss entwickelt worden ist.⁵⁰ Dieser Methode geht es darum, „eine induktiv hervorgebrachte gegenstandsbezogene Theorie über ein soziales Phänomen zu entwi-

⁴⁸ Diese Literatur half einerseits, sich dem Thema der qualitativen Sozialforschung und ihrer Methodik anzunähern und andererseits anhand der vorgegebenen Themen die Forschungsmethodik zu erklären.

⁴⁹ Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung. Band 1. Methodologie, Weinheim³1995. / Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung. Band 2. Methoden und Techniken, Weinheim³1995. / Mayring, Philipp: Einführung in die qualitative Sozialforschung, Weinheim und Basel, 2002. / Kuckartz, Udo: Computergestützte Analyse qualitativer Daten. Eine Einführung in Methoden und Arbeitstechniken, Opladen/Wiesbaden 1999.

⁵⁰ Strauss, Anselm L. / Corbin, Juliet: Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung, Weinheim 1996.

ckeln.“⁵¹ Das induktive Vorgehen besagt, dass die zu entwickelnde Theorie von den untersuchten (interviewten) Fällen entwickelt wird und die Ergebnisse dieses Vorgehens die Theorie entwickeln, korrigieren bzw. bestätigen. Dazu der Wiener Soziologe und Kulturanthropologe Roland Girtler: „Der ungemeine Vorteil der qualitativen Methoden besteht zunächst in ihrer ‚Offenheit‘, d. h. der zu erforschende Gegenstand wird von der Forschung theoretisch nicht oder nur wenig strukturiert. Die Strukturierung ergibt sich erst während des Forschungsprozesses.“⁵²

Im Folgenden wird zunächst Vorverständnis (Hypothesen, Theorien, Forschungsfragen), dann die wissenschaftlichen Kategorien wie Begriffe und Gütekriterien, ferner die Vorbereitung der Interviews und der Datenerhebung und schließlich die Auswertung des angesammelten Datenmaterials beschrieben.

Zwei Forschungsfragen

Ganz am Anfang dieser Arbeit gab es zwei Interessen, die als Forschungsfragen den gesamten Forschungsprozess geleitet haben:

1. Das Pastorale Forum hat sich zum Ziel gesetzt, die Kirche in den Ländern Ost(Mittel)Europas zu fördern. Ist diese Unterstützung in ihren Auswirkungen sichtbar? Wenn ja, in welchen Bereichen?
2. Welche Anpassungs- und Entwicklungsprozesse durchlaufen Stipendiatinnen und Stipendiaten während ihres Studiums in Wien und nach ihrer Rückkehr ins Heimatland?

Vorverständnis und Hypothesen

Im Rahmen der qualitativen Forschung ist es wichtig, das eigene Vorverständnis offen zu legen⁵³, da die Analyse sozialwissenschaftlicher Gegenstände immer vom Vorverständnis des Analytikers geprägt ist. Nach Philipp Mayring müsse das eigene

⁵¹ Klein, Stephanie: Methodologische Zugänge zur sozialen Wirklichkeit, in: Haslinger, Herbert (Hg.): Handbuch Praktische Theologie. Band 1. Grundlegungen, Mainz 1999, 254.

⁵² Girtler (1984) 38.

⁵³ Mehr dazu unter dem Gütekriterium Zuverlässigkeit bzw. Offenheit.

Vorverständnis schrittweise am Gegenstand weiterentwickelt werden.⁵⁴ Mein Vorverständnis hat sich während des Erhebungsprozesses geändert bzw. entwickelt.

Zunächst bin ich von dem ausgegangen, was ich selbst an mir erlebt habe⁵⁵ und was ich jahrelang während der Arbeit beim Stipendienverein an anderen beobachtet habe:

Am Anfang dieser Studie stand mein Vorwissen über den Forschungsgegenstand Stipendien – Stipendiatinnen und Stipendiaten – Prozesse während der Stipendienzeit. Im Rahmen meiner Tätigkeit beim Pastoralen Forum seit dem Jahr 2004 lernte ich einige Stipendiatinnen und Stipendiaten kennen und beobachtete unwillkürlich, dass sie während ihrer Stipendienzeit Entwicklungsprozesse durchgemacht haben.

Ich war neugierig, welche Perspektivenwechsel die Stipendiatinnen und Stipendiaten des Pastoralen Forums durchmachen, sobald sie nach Wien kommen, um hier ihre Dissertationen oder Habilitationen zu schreiben.

Mit diesem Vorwissen über das gegebene Thema wurden folgende Hypothesen in Bezug auf den Forschungsgegenstand grob entworfen:

1. Die Förderung durch das Pastorale Forum ist vermutlich nicht flächendeckend quantifizierbar, sie lässt sich jedoch an einzelnen Fällen ablesen und in einzelnen Bereichen festhalten.
2. Der durch die Wiener Erfahrung angeregte Entwicklungsprozess der Stipendiatinnen und Stipendiaten geht nach ihrer Rückkehr leicht zurück, weil die Rahmenbedingungen wieder die alten sind und die Stipendiatinnen und Stipendiaten sich an alte Strukturen anpassen müssen. Vermutlich gestaltet sich dadurch auch die Weitergabe des in Wien Gelernten theoretischen wie praktischen Wissens etwas schwieriger als vom Pastoralen Forum gewünscht.

Diese Hypothesen waren gleichzeitig erste – vorerst vorläufige – Antworten auf die Forschungsfragen. Ziel der vorliegenden Forschungsarbeit war, diese Hypothesen zu überprüfen – sie entweder zu bestärken oder zu korrigieren.

⁵⁴ Mayring (2002) 24-39.

⁵⁵ Anpassungsprozesse in meiner eigenen Biographie: bei einem einjährigen Aufenthalt in den USA und als ich zum Studium nach Österreich gekommen bin.

Begriffsbildung

Es ist wichtig, ein paar Anmerkungen zur Sprache bzw. zur Begriffsbildung zu schreiben, da das wissenschaftliche Vorgehen bei den qualitativen Interviews über Begriffe verlaufen ist. Die Beobachtung und das Erkennen der wichtigen Themen aus dem Datenmaterial bedienten sich stets sprachlicher Ausdrücke.⁵⁶ Man könnte in den Begriffen, in der Sprache, eine Art Medium sehen, über das die Erkenntnis transportiert wird.

Der Vorteil des qualitativen Vorgehens ist, dass seine Methoden am Anfang Begriffe der 1. Ordnung verwendet – Begriffe des Alltags, Begriffe, die die Befragten selbst auswählen. Erst im Analyseverfahren (Codieren, Analyse) werden diese ursprünglichen Begriffe in Begriffe der 2. Ordnung umgewandelt – in wissenschaftliche Kategorien, Begriffe des Forschers.⁵⁷

Nach Siegfried Lamnek lässt sich die Reihenfolge der Begriffsbildung in der qualitativen Sozialforschung wie folgt in Bezug auf chronologisches Vorgehen darstellen: 1. Phänomene der sozialen Realität und ihre Interpretationen, 2. Alltagsbegriffe: Begriffe der 1. Ordnung, 3. Wissenschaftsbegriffe: Begriffe der 2. Ordnung, 3. Theorien und Hypothesen durch induktives Vorgehen.⁵⁸

Konkret wurde es im Rahmen dieses Forschungsprojektes versucht, bei der Ausarbeitung des Interview-Leitfadens möglichst einfache, klare und eindeutige Begriffe zu verwenden und die befragten Personen haben die Möglichkeit gehabt, die Begriffe, die sie selbst verwendet haben, frei auszuwählen. Nach der Transkription wurden im Prozess des Codierens die teilweise unterschiedlichen Begriffe in Codes bzw. in Kategorien gebündelt, die später als Raster für die Auswertung gedient haben. Die Überprüfung der Hypothesen und Theorien geschah anhand dieser Auswertung, die sowohl Begriffe der 2. Ordnung (in Form von Überschriften und Beschreibungen) als auch Begriffe der 1. Ordnung (in Form von Zitatenausschnitten als Beispiele) beinhaltet. Bei jedem Schritt gab es die Möglichkeit, zum Originaltext (d. h. Begriffe der 1. Ordnung) zurückzukehren, um im Zweifelsfall die Begrifflichkeit und auch den Kontext zu überprüfen.

⁵⁶ Vgl. Lamnek (1985,1) 130.

⁵⁷ Im Vergleich dazu ist es im quantitativen Vorgehen anders. Man arbeitet deduktiv und verwendet zunächst apriori Begriffe der 2. Ordnung, um Phänomene der sozialen Realität zu erklären und mit Begriffen der 1. Ordnung zu beschreiben. Vgl. dazu Lamnek (1985,1) 139.

⁵⁸ Vgl. Lamnek (1985,1) 130-139.

In dieser qualitativen Studie wurden Begriffe nicht apriori und theoretisch definiert, sondern es bestand die Möglichkeit, dass sie sich während des gesamten Vorgehens entwickeln konnten.

Operationalisierung

Der in der Wissenschaft vor allem in der quantitativen Sozialforschung wichtiger Schritt der Operationalisierung von Begriffen kommt in dieser Arbeit nicht vor. Die Begründung liegt darin, dass diese Kategorie zwar in der quantitativen Forschung eine große Bedeutung hat, in der qualitativen Forschung jedoch kaum.⁵⁹

Gütekriterien

Beim wissenschaftlichen Vorgehen ist es nötig, sich an generelle Kriterien zu halten, bei denen es darum geht, dass sie „verschiedene Aspekte aller Methoden [...] erfassen und untereinander vergleichbar machen.“⁶⁰

Wichtig anzumerken ist hier, dass diese üblichen Gütekriterien ursprünglich aus der naturwissenschaftlichen Forschung stammen und später ausgiebig in der quantitativen Sozialforschung ihre Geltung gefunden haben. Auf die qualitativen Methoden sind sie jedoch nicht so gut übertragbar. Deshalb wird immer wieder nach Alternativbegriffen bzw. –beschreibungen gesucht, die den Anliegen der qualitativen Ziele gerechter werden.⁶¹

Im Folgenden die wichtigsten Gütekriterien:

Gültigkeit

Das Kriterium der Gültigkeit wird auch Validierung oder Validität genannt. Es besagt, dass die Befunde des wissenschaftlichen Vorgehens gültig sein müssen. Die Güte der Gültigkeit bezieht sich nicht nur auf erhobene Daten, sondern auch auf

⁵⁹ Siehe Lamnek (1985,1) 139ff.

⁶⁰ Lamnek 1985,1) 152.

⁶¹ Mehr dazu unter Literaturangaben zu den jeweiligen Gütekriterien.

Prämissen, Probleme, Verbindungslinien zwischen den Daten, Konzepte und Interpretationen.⁶²

Die Validierung beim qualitativen Vorgehen hat jedoch andere Schwerpunkte als in der quantitativen Sozialforschung.

Bei der Datenerhebung sind die qualitativen Methoden in der Regel valider, weil sie näher am sozialen Feld entstehen, nicht durch den Forscher prädeterniert, offener und flexibler sind.⁶³

In der Auswertung sind die qualitativen Verfahren etwas weniger abgesichert als quantitative Vorgehen, bei denen die Auswertung genau vorgegeben ist und eingehalten werden muss.

Letztendlich wird jedoch die Gültigkeit in Bezug auf das zu untersuchende Forschungsgegenstand und das zu lösende Problem beurteilt.⁶⁴

Zuverlässigkeit

Das Kriterium der Zuverlässigkeit wird auch als Reliabilität bezeichnet. Es geht hierbei um eine vor allem bei quantitativen Verfahren angewendete formale Genauigkeit und Verlässlichkeit wissenschaftlicher Messungen.

In der qualitativen Sozialforschung wird die Zuverlässigkeit auch angestrebt. Die Messung der Reliabilität ist jedoch nicht so einfach, da es keine Methoden zur Messung von dieser gibt, wie es bei der quantitativen Sozialforschung der Fall ist.

Im Kontext der qualitativen Forschung wird statt dem Begriff Zuverlässigkeit eher *Stimmigkeit* verwendet, die darauf abzielt, dass Ziele und angewandte Methoden miteinander vereinbar sind: „[...] eine wichtige Voraussetzung für Reliabilität und Validität [ist] ein ‚kohärenter‘ Prozess der Entscheidungsfindung. Darüber hinaus muss die Kohärenz ‚transparent‘ sein, d. h. es muss ersichtlich werden, dass der Prozess nicht willkürlich war. Um kohärent zu sein, muss die Analyse systematisch durchgeführt werden, d. h. sie muss auf fundierten Entscheidungen basieren [und] regelhaft erfolgen.“⁶⁵

⁶² Vgl. Lamnek (1985,1) 158.

⁶³ Vgl. ebd. 171.

⁶⁴ Vgl. Bohumil, Jörg / Immerfall, Stefan: Wahrnehmungsweisen empirischer Sozialforschung. Zum Selbstverständnis des sozialwissenschaftlichen Forschungsprozesses, 1985, in: Lamnek (1985,1) 171.

⁶⁵ Cropley (2002) 145ff.

Statt der in der quantitativen Forschung verwendeten Variablenkontrolle spricht man in der qualitative Forschung alternativ von *Offenheit*. Dieser geht es um die „Angemessenheit gegenüber der Komplexität der sozialen Forschungssituation“⁶⁶.

Objektivität

Es ist eine Tatsache, dass es eine hundertprozentige Objektivität in der wissenschaftlichen Forschung nicht geben kann. Dies gilt (vor allem) auch für die qualitative Forschung. Jedoch zählt diese Güte­kategorie generell zu den wichtigsten bei wissenschaftlichen Verfahren, wobei es um den Versuch geht, sich dieser möglichst anzunähern – ähnlich wie es auch für die anderen Gütekriterien gilt.

Als Güte­kategorie versteht man unter Objektivität in der Wissenschaft, dass bei Forschungs­verfahren eine derartige Zuverlässigkeit bzw. Nachprüfbarkeit gegeben ist, dass verschiedene Forscher unter ähnlichen Bedingungen zu demselben empirisch gewonnenen Ergebnis gelangen können.⁶⁷ Dabei geht es um die Objektivität bei der Durchführung, der Auswertung und der Interpretation.

In der qualitativen Sozialforschung entsteht die Objektivität „aus der Subjektivität der Interaktionspartner durch die Analyse“⁶⁸.

Alternativ wird in der qualitativen Sozialforschung jedoch eher die *Transparenz* als die Objektivität angestrebt. Diese hat das Anliegen, die Forschungsprozesse offen zu legen und nachvollziehbar zu machen.⁶⁹

Repräsentativität und Generalisierbarkeit

„Die im quantitativen Paradigma durch *statistical sampling* gewährleistete *Repräsentativität* ist Mittel zum Zweck: Von den Daten aus der Stichprobe soll auf die Grundgesamtheit geschlossen werden, mithin das Ergebnis einer *Generalisierung* zugeführt werden.“⁷⁰

⁶⁶ Lamnek (1985,1) 178.

⁶⁷ Vgl. Lamnek (1985,1) 178.

⁶⁸ Lamnek (1985,1) 186.

⁶⁹ Vgl. Lamnek (1985,1) 186.

⁷⁰ Lamnek (1985,1) 187.

Im qualitativen Bereich geht es jedoch statt der Repräsentativität um *das Typische*. In jeweils besonderen Fällen soll das Allgemeine gefunden werden. Dabei soll das Wesentliche vom Unwesentlichen geschieden werden.

Die Typenbildung zielt auf eine ganzheitliche, weil realitätsgerechtere Sicht ab, statt komplexe Sachverhalte auf einzelne Variablen zu reduzieren, wie es in der quantitativen Forschung der Fall ist.

Vorbereitung der Interviews

Bei der Vorbereitung des Interviewleitfadens war Siegfried Mayrings qualitative Sozialforschung⁷¹ maßgeblich. Folgende Grundsätze sind sowohl bei der Vorbereitung der Interviews als auch bei der Durchführung und bei der Analyse bedeutsam gewesen:

- Subjektbezogenheit bei den Interviews
- Wichtigkeit der Deskription und der Interpretation der Forschungssubjekte, also der Interviewpartner
- Forderung, die Subjekte auch in ihrer natürlichen, *alltäglichen* Umgebung (statt im Labor) zu untersuchen⁷²

Dieser letzten Forderung sollte dadurch nachgekommen werden, dass vorgezogen wurde, die Interviews in den Heimatländern der jeweiligen Stipendiatinnen und Stipendiaten zu führen, statt die StipendiatInnen nach Wien einzuladen und die Interviews in Wien zu führen.

Folgende Postulate Mayrings⁷³ wurden bei der Vorbereitung der Interviews berücksichtigt:

1. Menschen, Interviewpartner sind Gegenstand der humanwissenschaftlicher Forschung. Sie sind der Ausgangspunkt und das Ziel der wissenschaftlichen Untersuchung.
2. Am Anfang der durchgeführten Analyse steht eine Beschreibung (Deskription) des Forschungsbereiches.

⁷¹ Mayring, Philipp: Einführung in die qualitative Sozialforschung, Weinheim und Basel, 2002

⁷² Mayring (2002) 19.

⁷³ Vgl. Mayring (2002) 20-24.

3. Der Untersuchungsgegenstand der Untersuchung liegt nie völlig offen, er muss immer auch durch Interpretation erschlossen werden.
4. Humanwissenschaftliche Gegenstände müssen immer möglichst in ihrem natürlichen, alltäglichen Umfeld untersucht werden.
5. Die Verallgemeinerbarkeit der Ergebnisse humanwissenschaftlicher Forschung stellt sich nicht automatisch über bestimmte Verfahren her; sie muss im Einzelfall schrittweise begründet werden.

Weiterhin wurde angestrebt, im Forschungsprozess eine Offenheit zu bewahren und gegebenenfalls das bisherige Vorverständnis zu korrigieren. Nach Helfferich ist „eine grundlegende Haltung der Offenheit für Fremdes, der Zurückstellung der eigenen Deutungen und der Selbstreflexion sowie schlicht und einfach die Fähigkeit zum Zuhören“ ein zentrales Ziel bei der Durchführung von qualitativen Interviews.⁷⁴

Auch in Fragen der Methoden ist Offenheit vonnöten. „Das qualitative Paradigma ist bemüht, den Objektbereich (Mensch) in seinem konkreten Kontext und seiner Individualität zu verstehen.“⁷⁵ Es wurde versucht, die Interviewpartner im ganzen Erhebungs- und Analyseprozess in ihrer Ganzheit wahrzunehmen statt sie zu funktionalisieren.

Es soll betont werden, dass der erforschte Gegenstand, der hauptsächlich anhand der Aussagen der Interviewpartner im Zeitraum von April bis Juli 2010 analysiert wurde, auch diesen Zeitraum als Kontext hat. Es soll darauf hingewiesen werden, dass die Interviews an diesen historischen Kontext gebunden sind, und z. B. zu einem späteren Zeitpunkt teilweise anders ausgefallen wären. Dennoch ist es wahrscheinlich, dass dies für das Typische an dieser Auswertung kaum eine große Rolle spielen würde und die Ergebnisse zu einem späteren Zeitpunkt ähnliche Sachverhalte wie dieser Forschungsbericht an den Tag legen würden.

Auswahl der Interviewpartner bzw. -partnerinnen

Im Gegensatz zur großen Anzahl von Befragten, wie es in der quantitativen Sozialforschung üblich ist, ging es bei dieser qualitativen Datenerhebung um eine über-

⁷⁴ Vgl. Helfferich (2009) 12.

⁷⁵ Lamnek (1995,1) 204.

schaubare Auswahl von ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten, die als „typische Fälle“ bezeichnet werden können.

Bei den Auswahlkriterien der Interviewpartner bzw. -partnerinnen gab es das Anliegen, sie annähernd proportional zur Gesamtzahl der bisherigen Stipendiatinnen und Stipendiaten zu halten, um eine gewisse Repräsentativität zu schaffen:

Insgesamt wurden 13 Interviewpartner bzw. -partnerinnen ausgesucht. Es kamen lediglich jene ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten zur Auswahl, die ihr Studium bereits abgeschlossen haben.

Sie stammen aus *Ländern*, aus denen die meisten Stipendiatinnen und Stipendiaten kommen und proportional zur Gesamtanzahl gibt es auch Anzahl der Interviews aus den jeweiligen Ländern.

Das *Geschlechter*-Verhältnis beläuft sich grob genommen auf ca. 1:2 (Frauen : Männer) – auch das entspricht ungefähr der Gesamtaufteilung der bisherigen Stipendiatinnen und Stipendiaten.

Und ähnlich verhält es sich auch mit dem *Stand* der ausgesuchten Interviewpartner bzw. -partnerinnen. Das Verhältnis Ordensleute bzw. Priester zu Laien beläuft sich auf 1:1, was in etwa der damalige⁷⁶ Stand der Gesamtzahl⁷⁷ war.

⁷⁶ Zum Zeitpunkt der Auswahl der Interviewpartner (Anfang 2010).

⁷⁷ Zur Gesamtzahl siehe Kapitel 2.4, S. 38ff. Hier gab es kaum relevante Verschiebungen zwischen dem Stand Anfang 2010 (Zeitpunkt der Auswahl der Interviewpartner), und dem aktualisierten Stand vor der Dissertationsabgabe Anfang 2012.

Interview	Geschlecht	Laie/Priester
PL1	M	P
PL2	W	L
PL3	M	P
RO1	M	P
RO2	M	P
SLO1	M	P
HR1	M	P
HR2	W	L
HR3	W	L
SK1	M	L
SK2	W	L
HU1	W	L
HU2	M	L

Tabelle 12: Aufteilung der Frauen/Männer, Priester/Laien im Sample der Interviews

Problemzentriertes Interview

Betreffend die inhaltliche Form des Interviews, wurde das problemzentrierte Interview gewählt. Geplant wurde eine offene, teilstrukturierte Befragung⁷⁸, die das Forschungsthema zum Schwerpunkt hatte. Dieses Thema orientierte sich an den beiden Forschungsfragen und den Hypothesen.

Der Interviewleitfaden sorgte dafür, dass eine gewisse Struktur vorgegeben wurde und dass wichtige Themen angesprochen und nicht ausgelassen werden.

- Einerseits sollten Themen vorgegeben werden, um sich gemeinsam mit dem Interviewpartner langsam an forschungsrelevante Themen von verschiedenen Perspektiven anzunähern.
- Andererseits war es bei den Interviews wichtig, dass eine möglichst freie Erzählung in einem offenen Gespräch stattfinden kann. Dadurch bestand die Möglichkeit, dass auch andere Themen zum Ausdruck kommen, die nicht vom Interview-Leitfaden vorgegeben wurden.

⁷⁸ Vgl. Cropley (2002) 107.

Die Interviews haben eine möglichst genaue Beschreibung des Forschungsgegenstandes zum Ziel gehabt,⁷⁹ damit das eigene Vorwissen durch Ergebnisse aus den Interviews ergänzt werden konnte. Es bestand „eine andauernde Interaktion zwischen den Daten und dem Forschungsleiter“⁸⁰.

Interviewleitfaden

Sondierungsfragen:

- Land
- Konfession
- Priester, Ordensangehöriger, Laie
- Alter
- Derzeitige Tätigkeit

Leitfadenfragen:

- Studium (Heimatland, Wien, Heimatland)
- Warum bist du nach Wien gekommen?
- Wie viele Jahre hast du in Wien studiert?
- Wann bist du nach Wien gekommen?
- Woran kannst du dich erinnern, wenn du an die Anfänge in Wien denkst?
- Was waren die Herausforderungen für dich, als du nach Wien gekommen bist? (Umstellungsphase)
- Wie hast du mit Schwierigkeiten umgehen gelernt? Was waren deine Strategien?
- Nenne die wichtigsten Lernerfahrungen in der Zeit in Wien: a) persönlich b) wissenschaftlich
- Welche Erfahrungen hast du bei der Betreuung deiner Dissertation gemacht? (Hast du genug Unterstützung bei deiner Dissertation gehabt?)
- Gab es Unterschiede der Theologie in Ost und West? Wie hast du es erlebt?
- Rückkehr ins Heimatland: wie war es für dich zurückzukommen? (Herausforderungen)

⁷⁹ Vgl. Mayring (2002) 85.

⁸⁰ Cropley (2002) 120.

- Wie war es für dich, eine Arbeitsstelle zu bekommen?
- Wie war am Anfang die Unterstützung von der Seite der Kirche (z. B. Bischöfe)?
- Erzähle über die Zusammenarbeit innerhalb der Kirche jetzt.
- Beschreibe die Entwicklung zwischen der Anfangszeit (im Heimatland) und jetzt.
- Inwiefern ist es möglich, deine Lernerfahrungen, die du in Wien gemacht hast, in deinem Heimatland weiterzugeben?
- Was wünschst du den künftigen Stipendiaten des Pastoralen Forum aufgrund deiner Erfahrungen?

Die Datenerhebung

Die geführten Interviews wurden auf zwei Geräten aufgenommen (analog und digital). Alle Interviewpartner bzw. -partnerinnen haben einer Aufnahme ausdrücklich zugestimmt. Selbstverständlich wurde Ihnen eine Anonymisierung versprochen.

Inhaltlich waren die Fragen in Sondierungsfragen und Leitfadenfragen aufgeteilt.

Die Sondierungsfragen zielten auf den Kontext der Befragten ab. Es waren leicht zu beantwortende Fragen, die gleichzeitig auch den Einstieg ins Interview erleichtern sollten.

In den Leitfadenfragen wurden wesentliche Fragestellungen aus unterschiedlichsten Perspektiven fokussiert. Das Ziel war, nach und nach in das Thema zu gelangen. Im Leitfaden sind die befragten Lebensabschnitte (im Heimatland vor der Stipendienzeit, in der Stipendienzeit, im Heimatland nach der Stipendienzeit) chronologisch aufgelistet und sie wurden auch in dieser Reihenfolge gestellt, was sich im Nachhinein als günstig erwiesen hat.⁸¹

Zusätzlich zu diesen vorbereiteten Fragegruppen wurden während der Interviews Ad-hoc-Fragen gestellt: Wenn während der Erzählung ein Thema besprochen wurde, das von Bedeutung war, so wurde nachgefragt. Auch wurde bei unverständlichen Aussagen nachgefragt, falls die Aussagen für die Erhebung von Bedeutung sein konnten. Diese Fragen haben gleichzeitig den Interviewpartnern und -

⁸¹ Mehrere Interviewpartner haben rückgemeldet, dass sie ihre Stipendienzeit so systematisch noch nie reflektiert haben; einzelne haben sich dafür bedankt.

partnerinnen signalisiert, dass ihnen aktiv zugehört wurde und ihre Aussagen wichtig waren bzw. sie als Personen ernst genommen wurden.

Die interviewten Personen konnten auf alle Fragen frei antworten – ohne vorgegebene Antwortalternativen. So haben sie die Möglichkeit gehabt, ihre ganz subjektiven Perspektiven und Deutungen offen zu legen.

In den Interviews ist eine Vertrauenssituation entstanden und es ist der Eindruck entstanden, dass sich die Interviewpartner bzw. -partnerinnen während des Gesprächs geöffnet haben und gerne auf die gestellten Fragen geantwortet haben.⁸²

Jeweils nach dem Interview wurden Beobachtungsnotizen angefertigt – diese Texte wurden samt der transkribierten O-Töne in das Programm MAXQDA importiert, damit sie leicht einsehbar sind. Diese Notizen haben auch Besonderheiten der Interviews enthalten, und teilweise wurde darin später Material für die Analyse gefunden – z. B. wenn die Geräte bereits abgeschaltet wurden und die Person nach dem Interview zusätzlich wichtige Themenaspekte angesprochen hat.

Durchführung von Interviews

Die Interviews wurden im Zeitraum April bis Juli 2010 in den Heimatländern der Interviewpartner bzw. -partnerinnen durchgeführt – mit zwei Ausnahmen.⁸³ Es war sehr wichtig, in die Heimatländer der Befragten zu fahren und sie an Ort und Stelle ihrer aktuellen Lebens- und Arbeitssituation zu befragen. Alle Stipendiatinnen und Stipendiaten haben ein positives Feedback gegeben, dass die Interviews in ihren Ländern stattgefunden haben. Die Vermutung liegt nahe, dass dieser Aspekt zur Unterstützung des Vertrauensverhältnisses positiv beigetragen hat. Auch wurde dadurch signalisiert, dass ihre Kenntnisse geschätzt werden und dass Interesse bestand, sie in die Studie einzubinden.

Nach den anfänglich gestellten Sondierungsfragen wurde die Einstiegsfrage in das eigentliche Thema gestellt, die auf Assoziationen abzielte: Anfänge in Wien. Danach kam es zu einer stückweisen Annäherung an Prozesse, die vor, während und

⁸² Roland Giltler betont das Vertrauen der untersuchten Personen bei einem soziologischen Vorgehen. Siehe dazu Giltler (1984) 97ff.

⁸³ Ein Interview wurde in einem westlichen Land geführt, in dem der ehemalige Stipendiat lebte und arbeitete. Ein anderes Interview hat in Wien stattgefunden, wo sich der Gesprächspartner gerade aufhielt.

nach der Stipendienzeit stattgefunden haben. Eine Verdichtung der Aussagen bewirkte die letzte Frage nach den Wünschen an neue Stipendiatinnen und Stipendiaten.

Auswertung und Analyse im Detail

Transkription

Der nächste Schritt nach der Durchführung der Interviews war die Transkription des aufgenommenen Audiomaterials, also die Niederschrift des gesprochenen Wortes.

Bei der Transkription wurde versucht, bei der Niederschrift der Texte auf den Inhalt und die angesprochenen Themen zu achten. Aus diesem Grund wurden die Interviews ins normale Schriftdeutsch übertragen, was laut Siegfried Mayring die üblichste Transkriptionstechnik ist: „Übertragung in normales Schriftdeutsch ist [...] die weitestgehende Protokolltechnik.“⁸⁴ Seiner Meinung nach steht bei dieser die inhaltlich-thematische Ebene im Vordergrund und für den Leser sei es einfacher, sich auf den Inhalt der Aussagen zu konzentrieren.⁸⁵

Weil alle Interviewpartner bzw. -partnerinnen nicht Deutsch als Muttersprache hatten, gab es immer wieder Aussagen, die missverständlich waren. Um Missverständnisse zu vermeiden, wurde versucht, die Aussagen ins Hochdeutsche möglichst ohne grammatikalische und inhaltliche Fehler zu übertragen. Die Transkription wurde deswegen möglichst bald nach den Aufnahmen durchgeführt, wo die Erinnerung an die Aussagenkontexte am stärksten war.

Drei Punkte – „...“ – in den Transkriptionen sollten Nachdenkpausen festhalten, diese wurden zusätzlich zum gesprochenen Text notiert. Ebenso wurden Affektäußerungen festgehalten, z. B. wenn jemand zu einer Aussage gelacht hat: „(lacht)“.

Personennamen, Städte und Länder wurden zwecks Anonymisierung durch Allgemeinbegriffe wie „Heimatland“, „Professor1“ oder „Hauptstadt im Heimatland“ ersetzt.

⁸⁴ Mayring (2002) 91.

⁸⁵ Ebd.

Codieren

Zur thematischen Aufbereitung der transkribierten Texte wurde das computer-gestützte Programm MAXQDA verwendet. Hier zur Übersicht die Begriffserklärung der wichtigsten Werkzeuge dieses Programms:

- Textgruppen: Übersicht sämtlicher Interviews, die nach Belieben zusätzlich gebündelt werden können.
- Texte: Originaltexte, die mit den ausgewählten Codings in Verbindung stehen. Auch wenn man mit Textsegmenten arbeitet, hat man den Kontext jederzeit griffbereit.
- Liste der Codes: Das Codesystem bzw. das System der Themen.
- Liste der Codings: Textsegmente, die einem Code zugeordnet wurden. Wenn man einen Code des Codessystems aktiviert, erscheinen sämtliche Codings und können für die Analyse herangezogen werden.
- Memos: An die jeweiligen Codes können Memos gepostet werden. Das sind eigene Notizen, die man später für die Auswertung verwenden kann.
- Gewicht: Wenn Texte für die eigene Hypothese von größerer Bedeutung sind als andere, können sie mit einem größeren Gewicht gekennzeichnet werden.
- Variablen: Wichtigste Kennzeichen, Textmerkmale eines Interviews.

Zunächst wurden sämtliche zuvor im Word geschriebenen Texte im RTF-Format in dieses Programm importiert. Unter „Textgruppen“ wurden die Interviews nach Ländern gebündelt.

Im Codesystem wurde mit Hilfe der Leitfaden-Fragen eine thematische Hauptstruktur ausgearbeitet (Kuckartz spricht in diesem Zusammenhang vom „deduktiven Kategoriensystem“⁸⁶) und begonnen, Teile der Interviewtexte – vom Programm als „Codings“ bezeichnet – in diese thematischen Schubladen nach dem Cut-and-Paste-Prinzip zu sortieren. Im ersten Durchgang wurden so die wichtigsten Themen grob geordnet. Im zweiten und dritten Durchgang sind zusätzliche Codes (sog. „induktives Kategoriensystem“⁸⁷) anhand der von den Interviewpartnern und -partnerinnen dargestellten Themen entstanden. Meistens waren es Subcodes, die sich aus den

⁸⁶ Kuckartz (1999) 202ff.

⁸⁷ Ebd.

Hauptcodes ausdifferenziert⁸⁸ haben. Hier ein Beispiel: Nachdem *Lernerfahrungen* als Hauptcode definiert wurden, konnten unter diesem Hauptcode die konkreten, von den Interviewpartnern und -partnerinnen genannten Lernerfahrungen als Subcodes aufgelistet werden, z. B. *Neue Perspektive, Eigenständigkeit/Freiheit, Erweiterung der eigenen Wissenschaft* usw.

Die so codierten Textsegmente (Codings) waren dann mittels des Programms leicht unter einem Code abrufbar und standen für die Auswertung gut sortiert zur Verfügung. Außerdem waren die Codings stets mit dem Originaltext verbunden und so war der Kontext der jeweiligen Texte auch später bei der Auswertung jederzeit leicht zugänglich und einsehbar.

Selten aber doch wurden direkt bei den Codes Memos (sog. Code- oder Planungsmemos⁸⁹) erstellt und beim weiteren Vorgehen bezüglich des Codierens brauchbar.⁹⁰ Auf längere Memos, die man später in die Analyse einfließen lassen kann, wurde verzichtet, sondern die Inhalte wurden direkt im Forschungsbericht unter den jeweiligen Überschriften notiert.

Das Codesystem

Folgendes Codesystem ist als Ergebnis der Codierung entstanden und diente als Vorlage für die anschließende Analyse:

Land

Konfession

Stand

Alter

Derzeitige Tätigkeit

kirchliche Institution

kirchennahe Institution

Universität

Theologie

anderswo

⁸⁸ Ebd., 27.

⁸⁹ Kuckartz (1999) 141f.

⁹⁰ Vgl. Kuckartz (1999) 153f.

Forschung/Vorträge außerhalb Uni
eigene theol. Richtung überschreitend
Theologie
Sonstiges

Studium bisher
Theologie im HL
Anderes Fach im HL
Theologie in W
Anderes Fach in W

Warum nach W
von Bischof gefragt/erfahren
Zulehner bietet Stipendium an
Student selbst
Bischof oder andere Person
von anderen Studierenden erfahren
von jemandem anderen erfahren
anderer Grund im Vordergrund
sonstiges

Studiendauer W
bis zu 3 Jahre
länger als 3 Jahre

Ab wann W
bis 2000
ab 2000

Anfänge W allgemein
Herausforderungen / Lernerfahrungen / Entwicklung
Herausforderungen
Deutsch
Neues Uni-System / Wissenschaft
Unsicherheit da neu
Persönliche Positionierung
außerhalb des Studiums
Einsamkeit
Stipendium
Wohnen
Sonstige

Strategien

- Deutsch üben
- Kontakte knüpfen
- Fragen
- Sich Zeit gönnen / Geduld
- Sich öffnen für Anderes
- Gegen Einsamkeit ankämpfen
- Vertrauen
- Sonstiges

Lernerfahrungen / Entwicklung

- Neue Perspektive
- Eigenständigkeit / Freiheit
- Erweiterung der eigenen Wissenschaft
- Offenheit
- Andere Menschen/Länder
- neue (Pastoral)Theologie
- Kultur des Dialogs
- Kritikfähigkeit / Hinterfragen
- genaues Arbeiten / Ordnung / Überblick
- Professoren als Helfende
- Fachliche Skills
- Verbindung Theorie und Praxis
- Kommunikation
- Wichtigkeit eines Betreuers
- Argumentieren
- Sonstiges

Unterschiede Ost-West

- Eine Perspektive versus verschiedene Perspektiven
- Unantastbarkeit versus Kritik
- Aktualität der Fragen / Praxisnähe
- Vorgaben versus Eigenständigkeit
- kulturelle Unterschiede
- weniger versus mehr Ordnung
- Unterschiedliche Themen wichtig
- Eine Disziplin versus mehrere Disz.
- Breite versus Fokus

Autorität versus Kollegialität
Sonstiges
Betreuung
Kritikpunkt
Positiv
Würde ich anders machen
Sonstiges
Rückkehr ins HL
eher leicht
eher schwer
Arbeit in HL
eher leicht
eher schwer
Unterstützung der Heimatkirche
Gelerntes weitergeben
ja, möglich
Seminare/Kurse/Universität
Diözesanebene/Pfarre/Kirche
Neues Stipendienprogramm
Artikel
Religionsunterricht
Argumentation im Allgemeinen
nein oder nicht sinnvoll
Wünsche für StipendiatInnen
Das Studium konsequent vorantreiben
Andersartigkeiten akzeptieren
Gut deutsch lernen
Zeit gut nützen
Mehr lesen
Angebote außerhalb der Pflicht wahrnehmen
Professoren als Helfende sehen
Kontakte knüpfen und pflegen
Erfahrungen im Beruf nutzen
Die Erfahrung schätzen / positive Einstellung
Kritisches Denken / Dialogfähigkeit / Selbständigkeit
Gute Betreuung

Stipendium
Rolle des Professors
Kirche

Generalisierende Analyse

Bei der Auswertung wurde systematisch mit dem Programm MAXQDA weiter gearbeitet. Code für Code wurde auf alle im Codesystem aufgelisteten Themen Bezug genommen.

In dieser generalisierenden Analyse ging es darum, möglichst alle Themenbereiche auszuarbeiten. Das Hauptziel war, aus der Menge an Datenmaterial das Allgemeine herauszuschälen.

Zum Ziel dieser zusammenfassenden Analyse Siegfried Lamnek: „In diesem Verfahren werden durch Auslassungen, Generalisierungen, Konstruktionen, Integrationen, Selektionen und Bündelungen abstrakte Aussagen gewonnen, die das ursprüngliche Material paraphrasieren. Diese abstrakten Paraphrasen werden unter Kategorien subsumiert und schließlich zur Kennzeichnung und Beschreibung des Einzelfalls herangezogen.“⁹¹

Konkret wurde versucht, zentrale Passagen zu den jeweiligen Themen zu finden und diese zu beschreiben. Damit diese Beschreibungen plakativ dargestellt werden, wurden jeweils die wichtigsten Passagen der Codings ausgewählt und notiert, unter welchem Absatz⁹² die Textpassage zu finden ist, um später leicht die Möglichkeit zu haben, zum Originalinterview zurückzukehren und die erarbeiteten Thesen im Notfall zu überprüfen.

Bei der Auswertung der in den Interviews erhobenen Daten ging es darum, im Dialog zwischen dem Vorverständnis und den vorliegenden Daten zu bleiben⁹³.

Es gab das Anliegen, es zu deklarieren, wenn ein Thema für sehr viele Interviewpartner bzw. -partnerinnen wichtig war – graphische Darstellungen, die zu den jeweiligen Themen angefertigt wurden, sollen einen visuellen Überblick über die Wichtigkeit bestimmter Aussagen geben. Dagegen sollten aber auch anscheinend

⁹¹ Lamnek (1995,2) 209.

⁹² Das Programm MAXQDA versteht die Textstellen nicht mit Zeilennummern (wie z. B. winMAX) sondern mit Absatznummern.

⁹³ Vgl. Lamnek (1985,1) 99.

weniger wichtige Themen nicht außer Acht gelassen werden. Es ging darum, die ganze Palette von den diversesten Themen, die für die Befragten wichtig waren, im Auge zu behalten. Es wurde angenommen, dass das, was für einen einzigen ehemaligen Stipendiaten bzw. Stipendiatin wichtig war, auch für künftige andere Stipendiatinnen und Stipendiaten von Bedeutung sein könnte.

3.2 Auswertung der qualitativen Interviews

Die Auswertung der qualitativen Interviews bildet das Herzstück dieser Arbeit. Ich habe diesen Teil wie folgt eingeteilt:

1. Sondierungsfragen
2. Herausforderungen – Lernerfahrungen – Entwicklung
3. Zusatzfragen

Zu den graphischen Darstellungen sei angemerkt, dass es sich lediglich um optische Darstellungen der Anzahl der Codings handelt. Auf keinen Fall erheben sie den Anspruch auf Repräsentativität, vielmehr geht es hier um eine graphische Skizze dessen, welche Aussagen am Häufigsten vorgekommen sind und welche am Seltensten.

3.2.1 Sondierungsfragen

Am Anfang der Gespräche und damit des Codesystems stehen Antworten zu den so genannten Sondierungsfragen⁹⁴: Landzugehörigkeit der ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten, welcher Konfession sie angehören, in welchem Stand sie derzeit leben (verheiratet, als Priester oder zu einem Orden zugehörig), wie alt sie derzeit sind und schließlich welchen Beruf sie momentan ausüben.

Land	Konfession	Stand	w/m	Alter
Polen (3)	römisch-katholisch (11)	Laien (6)	Männer (8)	30-39 (5)
Kroatien (3)	griechisch-katholisch (1)	Priester - nicht verheiratet (4)	Frauen (5)	40-49 (5)
Rumänien (2)	rumänisch-orthodox (1)	Priester – verheiratet (2)		50-59 (2)
Slowakei (2)		Ordensangehörige Laien (1)		60 und mehr (1)
Ungarn (2)				
Slowenien (1)				

Abbildung 13: Kategorisierung der interviewten Personen

13 interviewten ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten stammen aus insgesamt sechs Ländern.

Die meisten von ihnen (insgesamt 11) sind römisch-katholische Christen, ein ehemaliger Stipendiat ist griechisch-katholisch und ein zweiter ist rumänisch-orthodox.

Laien und Priester sind ungefähr gleich vertreten: sechs Priester und sieben Laien – davon eine Ordensangehörige. Von den sechs Priestern sind vier unverheira-

⁹⁴ Diese Fragen hatten eine Aufwärmphase zum Zweck, wo die Befragten nicht allzu viel nachdenken mussten, da es sich bei diesen Fragen um Fakten ging, die sie leicht beantworten konnten.

tet und zwei verheiratet (das sind griechisch-katholische als auch rumänisch-orthodoxe Priester; die restlichen vier römisch-katholischen Priester sind nicht verheiratet).

Die Mehrheit der Befragten sind Männer – nämlich acht, Frauen gab es fünf.

Die meisten interviewten Personen sind zwischen 30 und 50 Jahre alt. Davon ist die Hälfte 30 aufwärts, die andere Hälfte 40 aufwärts. Zwei Befragte sind 50 und mehr, einer 60 und mehr Jahre alt.

Derzeitige Tätigkeit

Die Frage nach der derzeitigen Tätigkeit war die erste umfangreichere Frage, die meist nicht mit einem Wort beantwortet wurde. Die Befragten waren geneigt, ihren Beruf ausführlicher zu beschreiben und manche fragten ausdrücklich nach, ob sie es tun dürfen, statt ganz kurz zu antworten. Man könnte meinen, dass es den meisten sehr wichtig war, dass gut verstanden wird, was genau sie machen.

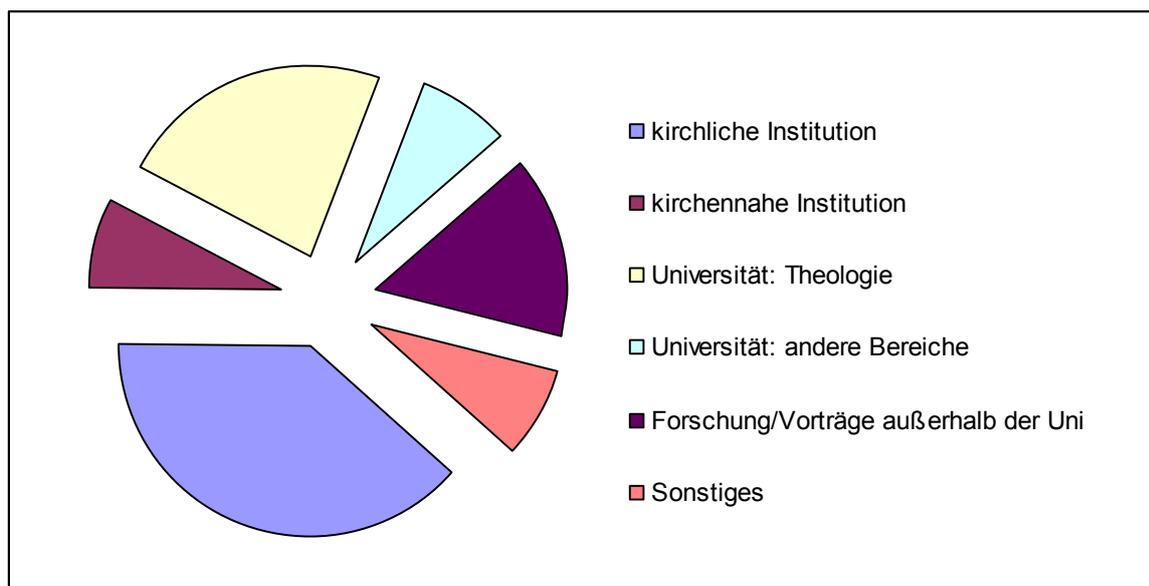


Abbildung 14: Derzeitige Tätigkeiten der Interviewpartnern bzw. -partnerinnen

Bei dieser Darstellung handelt es sich um die Anzahl der Nennungen. Dabei kommt es zu Mehrfachnennungen: Das heißt, dass ein Interviewpartner mehrere Berufe ausübt und diese auch genannt hat.

Zu kirchlichen Institutionen gehören die Arbeit im Schulamt (als Leiter oder als Zuständige für die Fortbildung von Religionslehrerinnen und Religionslehrern), fer-

ner Anstellungen in Pfarren als Kaplan, Pfarrer oder Domkapitular, Tätigkeiten auf der Diözesanebene, wo Mitentscheidungsmöglichkeit in verschiedenen Gremien besteht, Leiter von pastoralen Projekten auf der Diözesanebene oder als Fachberater des Pastoralzentrums.

Mit kirchennahen Institutionen sind solche gemeint, die nicht direkt der Kirche angehören, doch jedoch mit der Kirche zusammenarbeiten: Arbeit im Bildungsbereich, in dem auch Fortbildung von kirchlichen Angestellten geschieht oder die Arbeit in einer Bürgervereinigung, die eng mit einem kirchlichen Orden verknüpft ist.

Die meisten ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten, die im Rahmen der Universität arbeiten, tun dies im Bereich der Theologie bzw. Religionswissenschaft (sechs Personen). Zwei andere Befragten üben ihre Tätigkeit an der Universität aus, jedoch außerhalb der Theologie bzw. der Religionswissenschaft - im Bereich der Soziologie, der Pädagogik und des Managements.

Befragte, die wissenschaftliche Arbeit, jedoch nicht direkt an der Universität leisten, tun dies hauptsächlich im theologischen Sektor, vier davon bewegen sich dabei im Rahmen der eigenen Konfession und eine von diesen vier Personen forscht bzw. veranstaltet Vorträge auch mit Angehörigen anderer Konfessionen.

Schließlich gibt es eine Person, die selbständig ist und unterschiedliche Aktivitäten ausführt, sowie eine andere Person, die zum Zeitpunkt der Befragung in Karenz war.

Studium bisher

Alle ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten, die ich befragt habe, studierten sowohl im Heimatland (Diplomstudium) als auch in Wien (Doktoratsstudium bzw. Habilitation) Theologie. Je nach Konfessionszugehörigkeit studierten die Interviewpartner bzw. -partnerinnen römisch-katholische, griechisch-katholische bzw. orthodoxe Theologie. In Österreich dagegen studierten alle an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien.

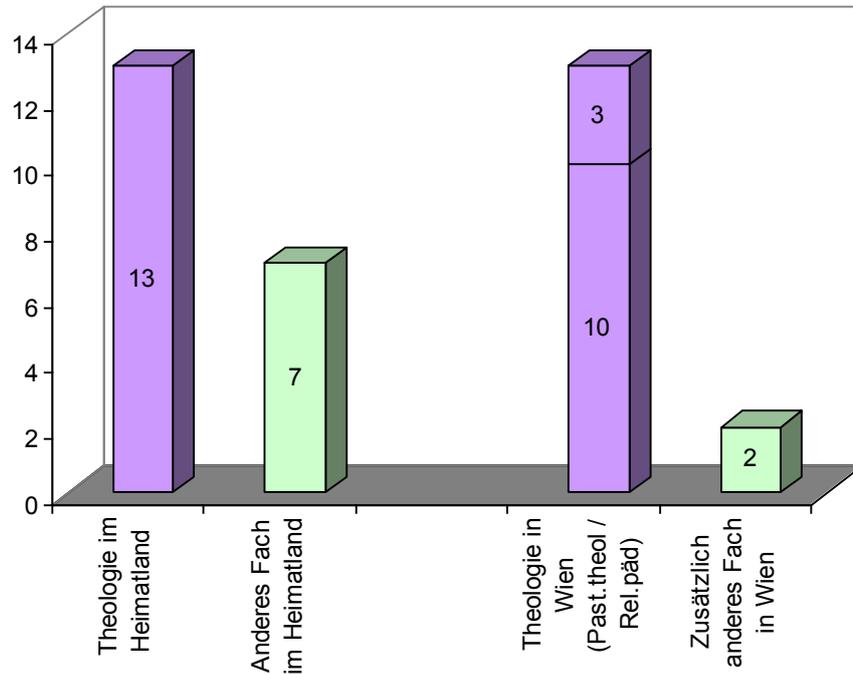


Abbildung 15: Aufteilung der bisherigen Studienrichtungen der Befragten

Mehr als die Hälfte der Befragten widmeten sich im Heimatland zusätzlich einem anderen Fach als der Theologie – fast alle vor der Studienzeit in Wien, vereinzelt jedoch (auch) danach. In Wien haben zwei Personen ein Zusatzfach zum theologischen Studium absolviert.

Hier kommt noch eine Aufstellung, wie sich die Studienrichtungen im Heimatland und in Wien auf jeweilige Personen aufteilen:

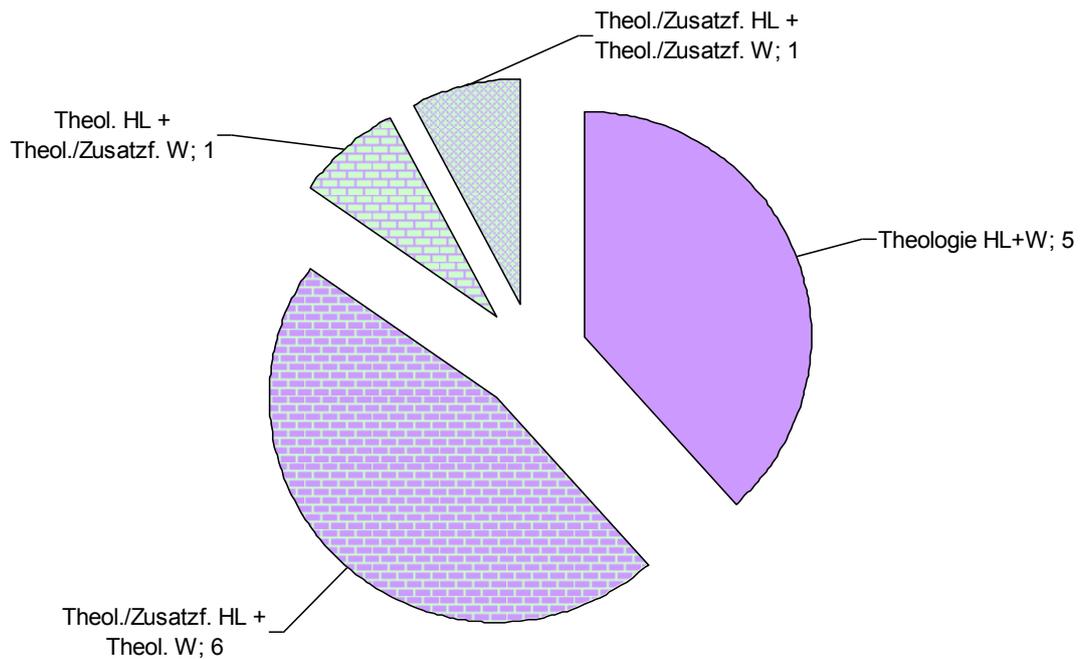


Abbildung 16: Studienrichtungen der Theologie und der Zusatzfächer im Heimatland und in Wien

Fünf von 13 Personen studierten sowohl im Heimatland als auch in Wien ausschließlich Theologie. Sechs weitere Personen interessierten sich zusätzlich zur Theologie auch für ein Zusatzfach oder mehrere Zusatzfächer, die sie entweder in Form von Universitätsstudium, Akademie oder Aufbau-/Zusatzstudium im Heimatland absolvierten. Eine weitere Person interessierte sich nicht im Heimatland, sondern erst in Wien für eine Zusatzrichtung. Eine Person zeigte sowohl im Heimatland als auch in Wien Interesse für Interdisziplinarität.

Deutsch und Zusatzfächer

Es gibt einen Zusammenhang zwischen den Deutschkenntnissen und dem Studium der Zusatzfächer in Wien. Die zwei Befragten, die sich in Wien den Zusatzfächern gewidmet haben, haben entweder angegeben, dass Deutsch ihnen keine Probleme bereitet hat bzw. Deutsch als Schwierigkeit nicht angegeben wurde. Beide anderen ehemaligen StipendiatInnen, die sehr gute Deutschkenntnisse hatten, interessierten sich im Heimatland für zusätzliche Studienrichtungen:

Deutsch:	Person 1	Person 2	Person 3	Person 4
sehr gut, keine Probleme	x	(kA)	x	x
Studium bisher:				
Anderes Fach im Heimatland	Philologie Politik- wissenschaft		Wirtschaft	Psychologie Kommunikations- wissenschaft Literatur Philosophie
Anderes Fach in Wien	Kath. Sozialakademie	Management		

Abbildung 17: Vergleich zwischen sehr guten Deutschkenntnissen und dem Interesse für Zusatzfächer

Deutsch:	Person 1	Person 2	P 3	P 4	Person 5	Person 6
nicht gut, Schwierigkeiten	x		x	x		x
fast oder gar keine Deutschkenntnisse		x			x	
Studium bisher:						
Anderes Fach im Heimatland	Soziologie	Familienkunde			Philosophie	Seelsorgeausbildung u. Psychohygiene
Anderes Fach in Wien	-	-	-	-	-	-

Abbildung 18: Vergleich zwischen mangelnden Deutschkenntnissen und dem Interesse für Zusatzfächer

Wie man in der Tabelle 16 sehen kann, interessierten sich zum Großteil diejenigen Personen, die keine guten oder fast keine Deutschkenntnisse hatten, für Zusatzfächer, allerdings ausschließlich im Heimatland (vier von sechs Personen). Keine einzige von diesen interviewten Personen widmete sich einem zusätzlichen Fach außerhalb der Theologie in Wien.

Es lässt sich vermuten, dass diejenigen Stipendiaten bzw. Stipendiatinnen, die bereits gute Deutschkenntnisse haben, die Zeit in Wien intensiver dafür nutzen können, sich außerhalb der Theologie auch anderen Fächer zu widmen.

Studiendauer in Wien und Zusatzfächer

Es besteht auch ein Zusammenhang zwischen der Studiendauer in Wien und dem Interesse für Zusatzfächer:

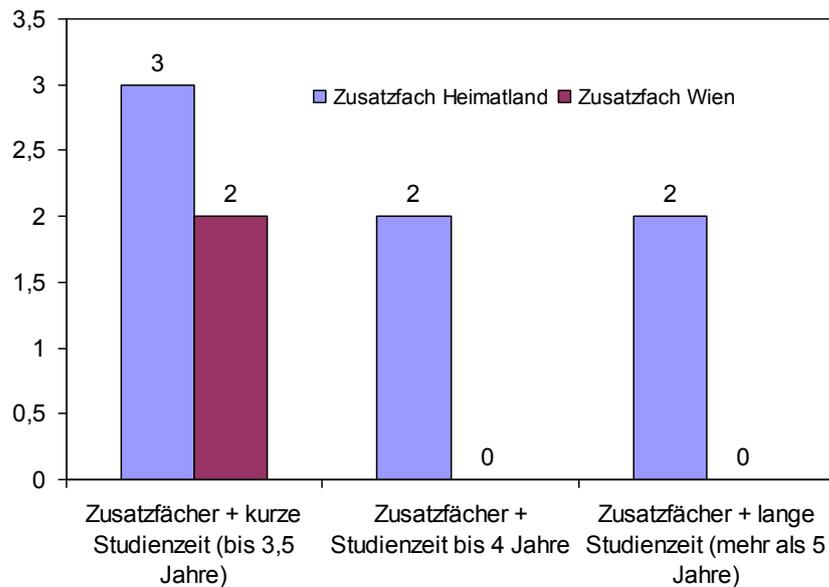


Abbildung 19: Interesse für Zusatzfächer je nach Studiendauer in Wien

Jene StipendiatInnen, die in Wien die kürzeste Studiendauer aufweisen (bis dreieinhalb Jahre), haben auch die meisten Zusatzfächer – ob in Wien oder im Heimatland – absolviert. Die beiden Personen, die noch außerhalb ihres Doktoratsstudiums eine zusätzliche Ausbildung in Wien gemacht haben, fallen ebenfalls in diese Kategorie.

Dagegen gibt es bei denen, die schon mit der Studienzeit aus unterschiedlichen Gründen Schwierigkeiten gehabt haben, keine zusätzliche Ausbildungsmotivation in Wien bzw. fehlen ihnen dazu nötige Ressourcen. Im Heimatland haben einige von ihnen dagegen sehr wohl eine zusätzliche Ausbildung absolviert – jedoch war ihre Motivation schwächer als bei denen, die in der kurzen Zeit fertig geworden sind.

Studiendauer in Wien

Das Stipendium wurde in den Anfängen des Stipendienprogramms für 2 Jahre, später jedoch in der Regel für drei Jahre vergeben.

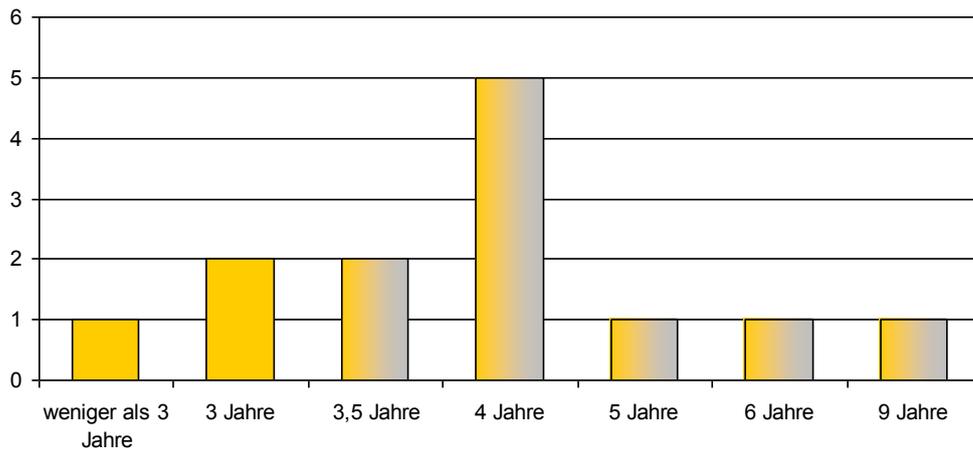


Abbildung 20: Studiendauer der ehemaligen StipendiatInnen in Wien

Lediglich drei von 13 befragten Personen schafften es, das Studium innerhalb dieser vorgegebenen Stipendiendauer abzuschließen.

Sieben weitere Personen brauchten ein zusätzliches Jahr und waren bis zu insgesamt vier Jahren fertig.⁹⁵

Die restlichen drei Personen haben eine wesentlich längere Zeit als die vorgesehene Stipendienzeit für den Studienabschluss gebraucht.

Es lässt sich sagen, dass die meisten befragten ehemaligen StipendiatInnen bis zu einem Jahr länger Zeit gebraucht haben, um die Arbeit fertig zu stellen und das Studium samt der Abschlussprüfung abzuschließen.

Ab wann in Wien

Sechs Befragte (ungefähr die Hälfte) studierten in Wien bis zum Jahr 2000, sieben Befragte (die andere Hälfte) nach dem Jahr 2000.

⁹⁵ Es bleibt offen (da nicht befragt), ob sie dazu ein Zusatzstipendium bekommen haben oder bereits – zurückgekehrt in ihr Heimatland – ihre Arbeit fertig geschrieben und für die Abschlussprüfung gelernt haben.

Warum nach Wien

Auf die Frage, warum sie nach Wien gekommen sind, erzählten die meisten Interviewpartner bzw. -partnerinnen von sich aus, wie sie erfahren haben, dass Pastorales Forum bzw. Professor Zulehner Stipendien vergibt. Falls diese Frage nicht direkt angesprochen wurde, stellte ich vereinzelt Ad-hoc-Fragen zu diesem Thema. Die Aussagen der Alumni sehen wie folgt aus. Dabei gab es Mehrfachnennungen.

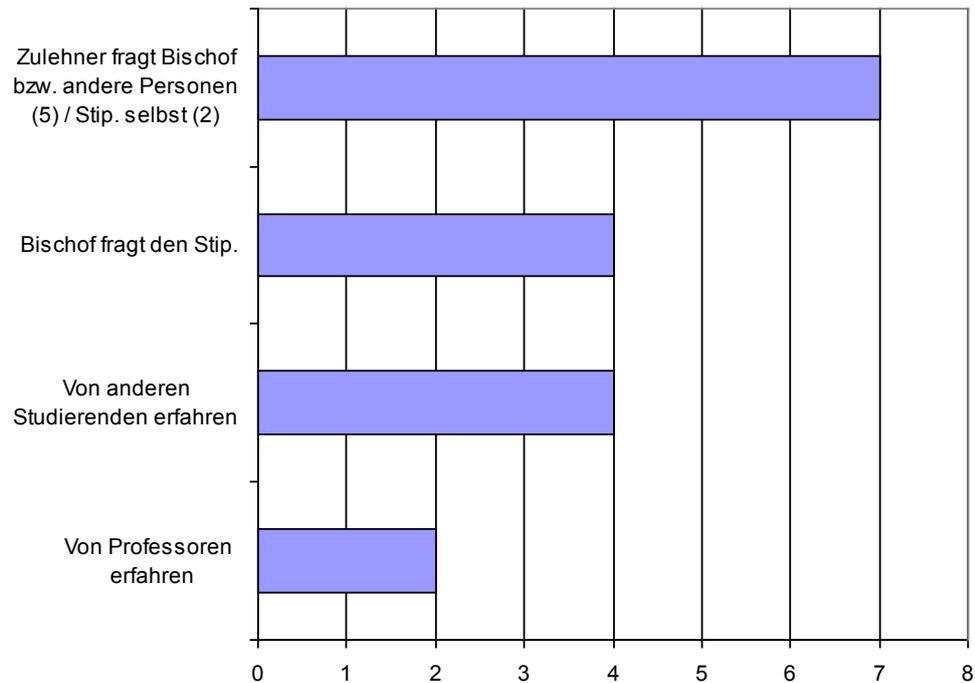


Abbildung 21: Von wem die Interviewten vom Stipendienprogramm erfahren haben

Schon bei den Interviews zeigte sich deutlich, dass Paul M. Zulehner als Professor eine wichtige Rolle bei der Bewerbung des Stipendienprogramms spielte. In den meisten Fällen war er derjenige, der entweder den Ortsbischof, eine andere wichtige Person bzw. die Stipendiatin oder den Stipendiaten selbst gefragt hatte – sieben von 13 Interviewpartnern bzw. -partnerinnen nannten diese Tatsache.

An der zweiten Stelle (je ca. ein Drittel der Nennungen, jeweils vier von 13 Fällen) spielten der eigene Bischof bzw. die Studienkollegen eine wichtige Rolle.

Lediglich zwei ehemalige StipendiatInnen erzählten, dass sie von Professoren⁹⁶ über das Stipendium erfahren haben.

Keine einzige Person ist auf das Stipendienprogramm selbst gestoßen (z. B. Internetrecherche).

Gründe und Nebengründe

Außer der verlockenden Möglichkeit, in Wien zu studieren, gab es bei vielen Befragten zusätzlich noch andere Gründe, die sie motiviert haben, zu einem Studium nach Wien zu kommen. In einem Fall war sogar dieser „Nebengrund“ im Vordergrund, um nach Wien zum Doktoratsstudium zu kommen.

Folgende Gründe für ein Studium in Wien wurden genannt:

- Deutsch lernen/vertiefen
- andere Leute, andere Kultur kennen lernen
- Chance für die eigene Entwicklung nutzen
- Im Universitätsmilieu bleiben wollen, Erfahrungen sammeln
- Wien als Stadt erleben
- Mangelnde Ausbildung für eine neue Arbeitsstelle ergänzen
- Diplomstudium für die eigene Karriere als zu wenig empfunden
- Das eigene Thema im Doktoratsstudium vertiefen wollen
- Eine andere Ausbildung gleichzeitig zum Doktoratsstudium machen

Pastoraltheologie als Hindernis

Das Fach Pastoraltheologie war für mehrere Befragte ein Problem und ist beinahe ein Grund gegen Wien als Studienort gewesen. Wenn z. B. der Bischof sie fragte, ob sie in Wien Pastoraltheologie studieren wollen, dann hat dieses Fach eine leicht demotivierende Wirkung gehabt. Pastoraltheologie in Wien und in den Heimatländern hatten unterschiedliche Schwerpunkte, wie die Interviewpartnerinnen bzw. -partner selbst schildern:

⁹⁶ Ein Professor stammte aus dem Heimatland der befragten Person, ein anderer war Professor in Wien.

Pastoraltheologie – zu theoretisch

„Die Pastoraltheologie war für mich ein Begriff, war mir also bekannt, [...] aber Pastoraltheologie in (HL) betreibt man ein bisschen anders, also mehr dogmatisch, sagen wir so... theoretisch. So eine Vorstellung habe ich gehabt.“ (PL1⁹⁷)

Pastoraltheologie – langweilig

„[Ein Bekannter] hat mich gefragt, ob ich weiter studieren möchte, Doktorarbeit machen möchte und ich habe gedacht: ja. Aber als er gesagt hat, es geht um die Pastoraltheologie, da habe ich gesagt: Nein, danke, ich mag nicht Pastoraltheologie studieren, [...] ich war nicht zufrieden, wie Pastoraltheologie [...] im (Heimatland) war, hier in (Hauptstadt) war es so langweilig...“ (HR3⁹⁸)

Pastoraltheologie – unwissenschaftlich

„[...] also am Anfang 1989... habe ich immer noch keinen Westen-Reisepass gehabt, aber plötzlich habe ich eine... eine Nachricht bekommen... durch Freunde. Und die Nachricht lautete: ‚Haben Sie Lust, bei mir zu promovieren? Paul M. Zulehner.‘ Ich muss bekennen, ich wusste... ein bisschen wusste ich, was Zulehner heißt, aber da ich nicht so sehr... also in (HL) wussten wir gar nicht, was es heißt Pastoraltheologie... es war eine ganz... wir haben zwar Vorlesungen oder Seminare in Pastoraltheologie gehabt, aber die war eher eine Anweisung zur Wissenschaft, eine Technik der Vorbereitung oder Austeilung von Sakramenten. Also absolut nicht diese sozialwissenschaftlich verankerte, theologisch fundierte Sichtweise... Nein, überhaupt nicht. Und überhaupt die Reflexion der Praxis als solche... im wissenschaftlichen Denken und im theologischen Denken..., das war ein absolut unbetretenes Feld.“ (HU2⁹⁹)

Ausschließlich Mundpropaganda

Die Mundpropaganda spielte hier eine sehr äußerst wichtige Rolle. Es gab keine einzige Person, die über das Stipendium vom Internet oder durch die eigene Recherche erfahren hat. Sämtliche befragten ehemaligen StipendiatInnen haben vom Stipendienprogramm von einer anderen Person erfahren: vom Bischof, von Paul M.

⁹⁷ PL1, 40-47.

⁹⁸ HR3, 25-27.

⁹⁹ HU2, 26.

Zulehner, von Studienkollegen oder von einem Professor. Ein Interviewpartner erklärt mit einem Nebensatz, warum es so war:

„[...] darin waren wir geübt - man konnte Entscheidungen nur aufgrund der persönlichen Kontakte treffen. Weil... niemandem konnte man Vertrauen schenken.“ (HU2¹⁰⁰)

Anfänge in Wien allgemein

Die Frage nach den Anfängen in Wien hätte eine Einstimmung auf die Zeit in Wien sein sollen. Bei der Befragung wurde davon ausgegangen, dass sich die befragten Personen am ehesten an die Anfänge in Wien erinnern können, da angenommen wurde, dass diese Zeit als Umbruchsphase eine einschneidende Erfahrung für sie war, an die sie sich hätten gut erinnern können.

Antworten auf diese Fragen fielen sehr differenziert aus und haben in den meisten Fällen bereits unmittelbar mit den Herausforderungen am Anfang des Studiums zu tun. Sie wurden direkt in den für diese Arbeit wichtigen Abschnitt Herausforderungen / Lernerfahrungen / Entwicklung gereiht.

¹⁰⁰ Ebd.

3.2.2 Herausforderungen

Das Thema Herausforderungen – Lernerfahrungen – Entwicklung bildet das Zentrum der Interviews. Im Leitfaden haben alle Fragen davor die Aufgabe gehabt, zu diesem Großthema zu führen und alle Fragen danach zielten auf zusätzliche Details ab. Dieses mehrschichtige Thema ist das Zentrum des Leitfadens gewesen und gleichzeitig ein Zentrum des Codesystems geworden.

Es geht dabei um eine grobe Abfolge der Entwicklungsstadien, die zu einer persönlichen Entwicklung führen:

1. Der Mensch wird durch diverse (meist schwierige) Situationen im Leben *herausgefordert* und entwickelt *Strategien*, um mit den Situationen klarzukommen und leben zu lernen.
2. Dieser Prozess wird reflektiert und dabei werden *Lernerfahrungen* gemacht.
3. Durch den Erfahrungsprozess kommt es zu einer persönlichen *Entwicklung*.

Was mich bei den ehemaligen StipendiatInnen am meisten interessierte, ist ihre persönliche Entwicklung, die (auch) im Rahmen ihres Studiums in Wien – ermöglicht durch das Stipendium des Pastoralen Forums – stattgefunden hat und später nach ihrer Rückkehr ins Heimatland fortgesetzt wurde.

Dieses große Thema ließe sich wiederum in drei Subthemen einteilen, die den oben skizzierten Entwicklungsschritten entsprechen. Die Auswertungen des beschriebenen Hauptteils sind genau diesen Themen zugeordnet.

1. Herausforderungen: Schwierigkeiten, Probleme, die sich in den Weg stellen
2. Strategien: was dagegen getan wird, wie bewusst vorgegangen wird, wie gegen Probleme angekämpft wird
3. Lernerfahrungen: der Zugewinn, der aus der Situation erwächst

Folgende Abbildung zeigt, welche Herausforderungen die Befragten wie oft genannt haben. Konkret: Es geht bei der Abbildung um die Anzahl der Codings beim Thema Herausforderungen, die zeigen, welche Themen die wichtigsten und welche weniger bedeutsam waren.

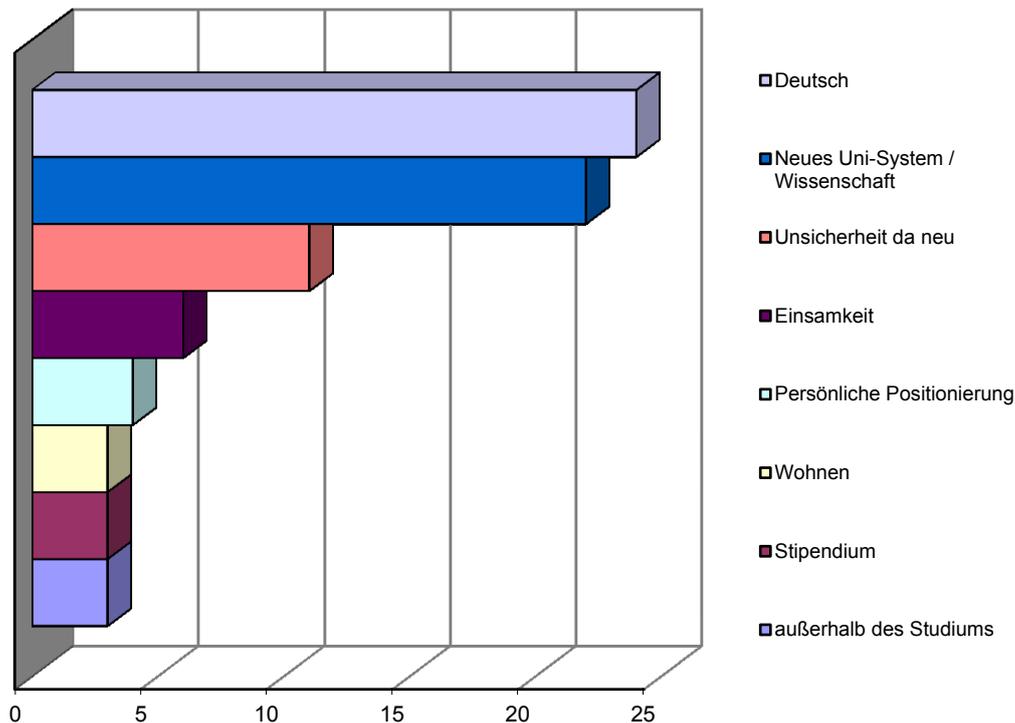


Abbildung 22: Aufteilung der Herausforderungen (nach Anzahl der Codings)

Auf den ersten Blick ist erkennbar, welche Schwierigkeiten die stärksten waren. An der ersten Stelle steht die deutsche Sprache, an der zweiten das neue System an der Universität Wien, gefolgt von sonstigen Schwierigkeiten, die allerdings nur vereinzelte Probleme zusammenfassen.

Deutsche Sprache - größte Herausforderung

Zu den größten Herausforderungen, die die Stipendiatinnen und Stipendiaten zu bewältigen haben, wenn sie nach Wien kommen, zählt das Erlernen bzw. Vertiefen der deutschen Sprache. Dieses Thema kommt beim Nennen der Herausforderungen am Anfang des Studiums am häufigsten vor. Durchschnittlich spricht jede bzw. jeder zweite Befragte über diese Schwierigkeit.

Drei Befragte haben erwähnt, dass Deutsch für sie kaum Probleme darstellte, aber selbst hier wurde angemerkt, dass das Schreiben einer wissenschaftlichen Arbeit in einer Fremdsprache nicht leicht war. Für einen Interviewten war das Thema Deutsch kein Thema und er sprach nicht darüber. Es kann angenommen werden, dass der Interviewte schon vor der Stipendienzeit gut deutsch gesprochen hat, weil

das Thema nicht als Schwierigkeit eingeordnet wurde. Für diese These spricht auch, dass er beim Interview fließend und richtig deutsch sprach.

Die restlichen neun Befragten haben mit Deutsch kleinere oder größere Schwierigkeiten gehabt und mussten diese gezielt überwinden.

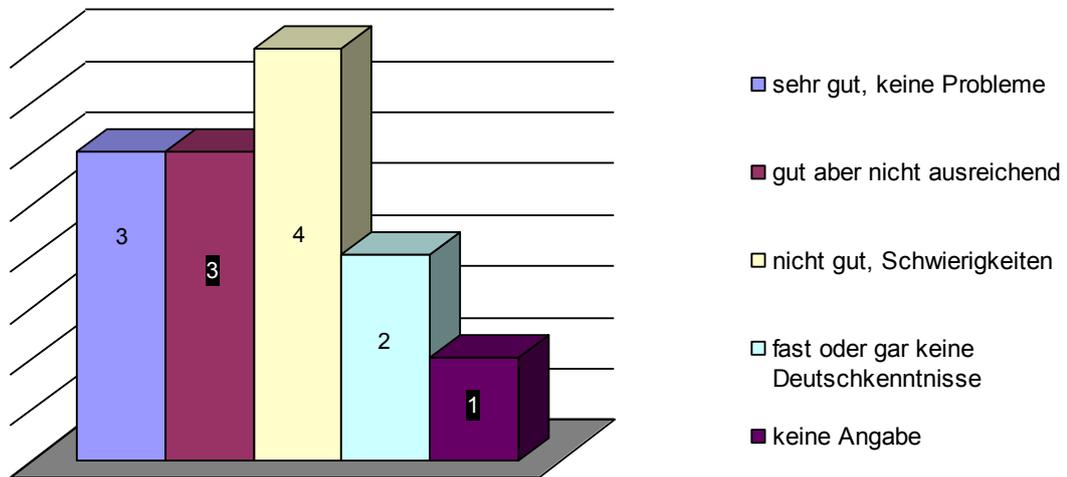


Abbildung 23: Einschätzung der eigenen Deutschkenntnisse am Anfang des Studiums

„Ich habe mich so gefühlt, als ob ich..., weißt du, ein bisschen... [...] behindert wäre, weißt du? Also das war es. Schwere Kommunikation am Anfang. Also das war das erste. Und dann... nach einem, eigentlich nach zwei Monaten war ich schon... besser. (lacht) Und nach einem Jahr war es so... super! (lacht) [...] Weißt du, nach einem halben Jahr habe ich so eine Erlösung erfahren, also... Ich kann relativ normal mit anderen kommunizieren...“ (PL2¹⁰¹)

„Ich kann sagen, nach einem Jahr habe ich mich schon ziemlich sicher gefühlt.“ (PL3¹⁰²)

In den Augen der meisten Befragten waren ihre Deutschkenntnisse nicht ausreichend und die Verständigung bereitete ihnen Schwierigkeiten. Um diese zu überwinden, mussten sie viel Zeit und Kraft in das Erlernen der Sprache investieren. Die Wahrnehmung, dass das Verständnis begrenzt ist, war bereits am Anfang da, man konnte jedoch selbst gar nicht beurteilen, in welchem Ausmaß:

¹⁰¹ PL2, 43-47.

¹⁰² PL3, 52.

„Ich habe viel gelernt, ich bin nicht sicher, wie viel ich überhaupt verstanden habe... damals.“ (HR2¹⁰³)

Allgemeine Sprachprobleme

Durch die mangelnden Sprachkompetenzen kam es immer wieder zu Schwierigkeiten. Die Sprache wurde allgemein als ein Hindernis wahrgenommen, in Kontakt zu Menschen zu treten, die Kommunikation mit ihnen (sowohl das Verständnis als auch das Sich-anderen-Mitteilen) war beschwerlich. Die Bemühungen, Menschen rund um sich zu verstehen, haben sich als schwierig erwiesen. Dies wurde mit unterschiedlichen Worten immer wieder von verschiedenen Interviewpartnerinnen bzw. -partnern ausgedrückt.

Am Schwierigsten scheinen die ersten Monate gewesen zu sein, der Anfang also. Nach dieser Anfangszeit – eine Interviewte sprach von einem halben Jahr – gab es eine deutliche Verbesserung. Zwei Befragte berichteten, dass nach einem Jahr die größten Sprachschwierigkeiten beinahe überwunden waren.¹⁰⁴

Mangelnde Sprachfähigkeiten haben nicht nur den Kontakt zu anderen Menschen erschwert. Im Einzelfall lösten sie auch Konflikte aus, weil Menschen etwas Wohlgemeintes falsch verstanden haben.¹⁰⁵ Dies erzeugte eine Stresssituation.

Der Mangel an Deutschkenntnissen wurde in einem Interview als eine überfordernde Leiderfahrung dargestellt. Man gehörte nicht dazu, war Ausländer und abseits. Ein paarmal wurde angedeutet, dass diese Situation Spannung erzeugte. Für diejenigen, die am Anfang mit gänzlich fehlenden Deutschkenntnissen angefangen haben, war diese Situation eine absolute Grenzerfahrung:

„...meine Deutschkenntnisse waren Null [...] ganz... fast Null. Null, ich habe in der Schule nie Deutsch gelernt, ich habe Englisch gelernt, Französisch gelernt, aber Deutsch nie. Und ich habe gewohnt [...] in einer Priestergemeinschaft, und dort war auch kein Kroate, ich musste sofort deutsch hören, hören, immer zu hören. Und... ja, das war für mich ganz... anstrengend... am Anfang. Ich habe mir damals schon gedacht: wenn ich noch einmal so etwas erleben müsste, ich würde das nicht tun.“ (HR1¹⁰⁶)

¹⁰³ HR2, 57.

¹⁰⁴ PL2, 43.47; PL3, 52.

¹⁰⁵ PL1, 57; SLO1, 46; HR3, 33.

¹⁰⁶ HR1, 34-36.

Deutschkurse, die besucht wurden, waren sehr mühevoll, doch aber sehr wichtig, denn man konnte schnell vorankommen.¹⁰⁷

Das erste Studienjahr war für die Befragten die Zeit, wo die Sprache die wichtigste Priorität hatte.

Sprachprobleme beim Studium

Beim Verfassen einer wissenschaftlichen Arbeit (einer Dissertation oder einer Habilitation) spielt die Sprache eine entscheidende Rolle. Man muss viel Literatur recherchieren und wenn man nicht gut versteht, was man liest, ist es ein großes Problem. Das Verfassen der Arbeit auf Deutsch statt in der eigenen Muttersprache ist eine große Herausforderung – selbst für diejenigen, die ihre anfänglichen Sprachkenntnisse als sehr gut einschätzen:

„Deutsch war für mich nicht wirklich ein Problem, da habe ich damals schon deutsch gelesen, deutsch geschrieben, deutsch gesprochen... Natürlich, eine wissenschaftliche Arbeit auf Deutsch zu schreiben, das war nicht so einfach, dazu brauchte ich... auch Hilfe.“ (HU2¹⁰⁸)

Selbst diejenigen, die im Laufe des Studiums bereits gut Deutsch gelernt haben und die Arbeit auf Deutsch verfasst haben, mussten für Sprachkorrekturen andere Personen engagieren.¹⁰⁹ Diese Person sollte jedoch gleichzeitig auch fachlich kompetent sein, um den Inhalt nicht zu verändern. Solche Menschen zu finden, war schwierig.

Bei Vorlesungen war es nicht leicht, diejenigen Professoren bzw. Professorinnen zu verstehen, die entweder schnell oder eine Umgangssprache gesprochen haben (und kein Hochdeutsch, das die Stipendiatinnen bzw. Stipendiaten in Deutschkursen gelernt haben). Für eine korrekte Aussprache waren die Stipendiatinnen und Stipendiaten dankbar.¹¹⁰ Die Sprache wird als Schlüssel zur theologischen bzw. wissenschaftlichen Denkweise gesehen. Beherrschte man die Sprache nicht gut genug, war auch diese Brücke nicht vorhanden. Es war für jene Studierenden, die der deut-

¹⁰⁷ PL2, 51-53; PL3, 52; HR2, 47.

¹⁰⁸ HU2, 34.

¹⁰⁹ PL1, 85; HR2, 63.

¹¹⁰ SLO1, 56-58.66; PL1, 59; PL3, 56; HU2, 34.

schen (Alltags-)Sprache nicht mächtig waren, schwierig, zur akademischen Denkweise durchzudringen:

„Was vielleicht störend war, das ist... das bemerkte ich, dass in ... so habe ich nachher gedacht... dass jemand, der aus einer anderen Kultur oder theologischen Kultur kommt, sehr schwierig eintritt in diese Denkweise von... von Leuten, die z. B. in Deutschland oder in Österreich studieren. [...] Manchmal diese theologischen Wörter oder Phrasen, die ... eine besondere Bedeutung haben, die kann man nicht verstehen, wenn man nicht alles... kennt. Worüber die... Einstellung kommt, nicht? Und das war manchmal sehr schwierig. Zum Beispiel: ‚Leutekirche‘ oder diese... diese... Wörter oder Wortverbindungen. Das war manchmal schwer zu verstehen, oder einzudringen in das, was dahinter ist.“ (SLO1¹¹¹)

Im Bereich der Wissenschaft ist die Fähigkeit, an einem Diskurs teilzunehmen, von großer Bedeutung. Diese Ebene wurde durch Sprachschwierigkeiten jedoch beschnitten.¹¹²

Wer Texte in der Muttersprache lesen musste, weil er oder sie ein Thema erforschte, das sich auf das eigene Heimatland bezog, merkte, dass das für das Erlernen der deutschen Sprache nicht förderlich war.¹¹³

Schlussfolgerung

Menschen, die bereits gute Deutschkenntnisse hatten, haben sich viel leichter getan als diejenigen, die sprachlich noch nicht so fit waren. Es war ihnen auch bewusst, dass die Sprache ihre Stärke war und dass der Start für sie einfacher war.

Diejenigen, die Schwierigkeiten hatten, konnten durch das Erlernen der deutschen Sprache in Kursen relativ schnell vorankommen. Mehrmals wurde erwähnt, dass nach einem Jahr eine gewisse Sicherheit spürbar war – einerseits vermutlich deshalb, weil die Stipendiatin bzw. der Stipendiat lernte, mit der Situation im fremden Land umzugehen, andererseits wurden die Deutschkenntnisse tatsächlich wesentlich verbessert und die Stipendiatin bzw. der Stipendiat merkte den Unterschied im Verstehen und Sich-mitteilen-Können im Vergleich zu früher.

¹¹¹ SLO1, 66.

¹¹² PL2, 43.

¹¹³ HR3, 37.

Sich mit der Sprache des Heimatlandes in Wien zu befassen (Texte in Muttersprache zu lesen, mit Leuten aus dem Heimatland viel zu kommunizieren) erwies sich für das so wichtige Erlernen der deutschen Sprache als nachteilig. Obwohl es anstrengend war, das Erlernen und Verbessern der deutschen Sprache zu investieren (Kurse, bewusste Kommunikation mit anderen Menschen), scheint dies längerfristig der eher zufriedenstellende Weg gewesen zu sein.

Das Wiener Universitätssystem - Herausforderung Nummer zwei

Von der Anzahl der Codings¹¹⁴ steht an der zweiten Stelle die Herausforderung, die das universitäre System betrifft. Schwierigkeiten, die damit verbunden waren, werden von 10 Interviewpartnern und -partnerinnen geschildert, lediglich drei Interviewpartnerinnen und -partnern machen das System der Universität Wien nicht zum Thema, als gefragt wurde, mit welchen Herausforderungen sie zu kämpfen hatten.

Die Aussagen könnte man in folgende Teilbereiche einordnen:

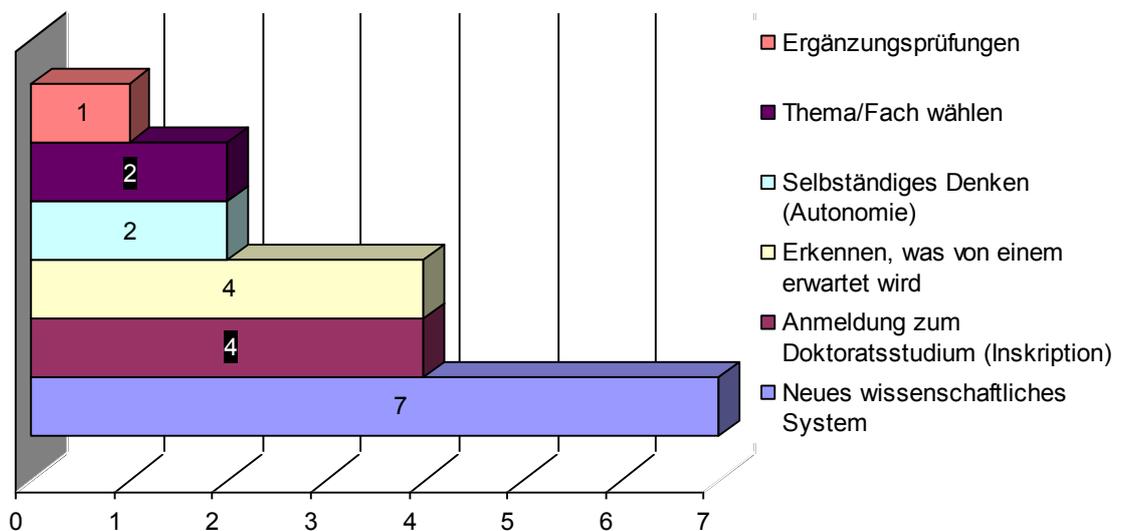


Abbildung 24: Herausforderungen im Bereich des universitären Systems

¹¹⁴ 22 Codings – zum Vergleich waren es bei der deutschen Sprache 24 Codings.

Sich zurechtfinden im neuen wissenschaftlichen System

Das Studiensystem an der Universität Wien war für die Mehrheit der Befragten (sieben von 13) neu und eine große Herausforderung.

„[Die] Struktur war absolut fremd.“ (HU2¹¹⁵)

Eine Neuorientierung war erforderlich, da das Studiensystem im Heimatland anders gebaut war.¹¹⁶ Es war auch nicht einfach, sich mit dem für die Stipendiatinnen und Stipendiaten neuen System der Bibliothek vertraut zu machen.

Die eigene Identifikation mit dem Studium an der Universität Wien war am Anfang eine Hürde:

„In einem Moment habe ich mir gedacht: lieber Gott, was mache ich hier? So ein... junger Mann aus einem kleinen Dorf irgendwo in (Heimatland) und jetzt studiert er in Wien an der Hauptuni...“ (HR1¹¹⁷)

Anmeldung zum Doktoratsstudium – bürokratische Hürden

Die ersten Schritte erwiesen sich als die schwierigsten. Im Nachhinein wertete ein Interviewpartner diese Situation aber positiv, er sieht darin eine persönliche Reifung.¹¹⁸

In den Interviews kann man immer wieder eine Hilflosigkeit heraushören, denn man ist als Ausländer, der sich zudem im Inskriptionssystem nicht auskennt, ziemlich ausgeliefert.¹¹⁹

„Zum Beispiel mich an der Uni einschreiben oder hierher oder dorthin gehen und dieses Papier... Das war für mich sehr schwierig.“ (SLO1¹²⁰)

Diejenigen, die es bei der Inskription nicht leicht gehabt haben, oder es ihnen drohte, dass sie in Wien nicht studieren könnten, haben Angst oder Unsicherheit

¹¹⁵ HU2, 32.

¹¹⁶ RO2, 65.67; SLO, 44; HR1, 44.56; SK1, 39.63; SK2, 37; HU2, 34.74.

¹¹⁷ HR1, 38.

¹¹⁸ SLO1, 62.

¹¹⁹ HR3, 33.

¹²⁰ SLO1, 44.

gespürt, jedoch gleichzeitig auch den festen Entschluss und den Willen gehabt, in Wien ein Doktoratsstudium machen zu wollen.¹²¹

Angestellte bei den Ämtern wurden als nett und hilfsbereit wahrgenommen. Dennoch wurde die Bürokratie von verschiedenen Interviewten als eine sehr große Hürde gesehen.¹²²

Erkennen, was von einem erwartet wird

Die Gesamtsituation an der Universität Wien war eine echte Herausforderung gewesen.

„Ja, auf akademischer Ebene [...] war alles neu.“ (RO1¹²³)

„[...] dann auch dieses Studium, oder... oder ganzes System vom Studium..., es ist oder war sehr verschieden wie bei uns und... das habe ich nicht ganz verstanden, was ich machen muss, was sind meine Aufgaben... [...] Das war ziemlich schwierig.“ (SLO1¹²⁴)

Mehrere Befragte¹²⁵ sprachen von dieser Herausforderung, die im ersten Schritt darin bestand, dass sie draufkommen mussten, was eigentlich von ihnen erwartet wurde. Man könnte diesen Umstellungsprozess in mehreren Schritten skizzieren:

1. Die Studierenden fragten sich, was von ihnen erwartet wird, welchen Ansprüchen sie entsprechen sollen.
2. Unterschiede zwischen den Universitäten in Wien und im Heimatland wurden wahrgenommen und reflektiert.
3. Danach haben sie begonnen, sich umzustellen und versucht, den erkannten Ansprüchen zu entsprechen.

Selbständiges statt vorgegebenes Denken

„Es war so eine Herausforderung, dass du... dich mehr auf deine eigene Denkweise konzentrierst, und nicht an irgendwelche Strukturen anpasst.“ (RO1¹²⁶)

¹²¹ HR1, 50; HR3, 33.

¹²² HR2, 51.

¹²³ RO1, 38.

¹²⁴ SLO1, 44.

¹²⁵ PL1, 77; RO1, 38; PL2, 89; RO1, 60; RO2, 67; SLO1, 74; HR3, 51; SK1, 63; SK, 46; HU1, 72.

Für viele war es neu, dass selbständiges Denken in der Wissenschaft gefragt war. In Wien konnte eine gänzlich andere Kultur der wissenschaftlichen Diskussion wahrgenommen werden.

„Und ich sah diese ganz andere Kultur der... wissenschaftlichen Diskussion, dass man... problemzentriert referieren muss, dass man nie langweilig reden darf, [...] und dass man... ein Recht hat, ein Recht hat, sich zu allen Themen zu äußern, Fragen zu stellen, kritische Punkte anzutasten...“ (HU2¹²⁷)

Diejenigen, die bereits autonome Persönlichkeiten waren oder sich mit der Zeit zu einer solchen entwickelt haben, haben es leichter gehabt. Für diese Stipendiatinnen bzw. Stipendiaten war diese neue Kultur des offenen Fragens und Forschens eine Erfüllung.¹²⁸

Dagegen haben sich diejenigen schwerer getan, die es vom Heimatland gewohnt waren, alles vorgegeben zu bekommen.

„Und wer [autonome Mitarbeit] nicht kann, der leidet und fühlt sich absolut verlassen.“ (HU2¹²⁹)

Thema/Fach wählen

Für zwei Personen war es nicht leicht, ein Thema für die eigene Arbeit zu finden und sich in einer theologischen Fachrichtung zu positionieren.

Ergänzungsprüfungen

Drei Stipendiatinnen und Stipendiaten haben als Bedingung für die Zulassung zum Doktoratsstudium Zusatzprüfungen ablegen müssen.¹³⁰ Es war mit Mühe und Zeit verbunden, für diese Prüfungen zu lernen und sie abzulegen.

Eine Person empfand die Prüfungen einerseits als Schwierigkeit, andererseits sah sie auch eine Chance darin und bezeichnete den Umstand als gut, denn sie hat dadurch die deutsche Sprache verbessern können.¹³¹

¹²⁶ RO1, 42.

¹²⁷ HU2, 34.

¹²⁸ Vgl. PL3, 78; HR3, 39.

¹²⁹ HU2, 50.

¹³⁰ RO2, 73; HR2, 21; HU2, 20.

Zwei andere Personen sprachen ebenfalls von Ergänzungsprüfungen, jedoch nicht bei Herausforderungen, sondern an anderen Stellen und ohne dass man merken könnte, dass dies eine große Schwierigkeit bedeutete.¹³²

Für alle anderen spielte dieses Thema keine Rolle.

Unterstützung

Ein Interviewpartner erwähnte, dass die Schwierigkeiten auch darin bestanden, dass niemand da war, der oder die eine Einführung in das universitäre System gab. Niemand, der bei den ersten Schritten geholfen hätte. Andere Befragte haben nicht ausdrücklich eine Person genannt, die sie vermisst hätten, dennoch ließen sie durchblicken, dass sie in dieser Anfangssituation auf sich selbst gestellt waren.

„[Ich habe] gemerkt, wie schwierig es ist für jemanden, der aus dem Ausland kommt, wenn keiner da ist, der ihm... eine Einführung geben kann. Oder ihm helfen bei diesen ersten Schritten, dann geht es weiter. Aber am Anfang ist es ziemlich schwierig.“ (SLO1¹³³)

„Und es gab niemanden, der mir das sagen konnte...“ (HR3¹³⁴)

Unsicherheit durch viel Neues

Den Anfang der Studienzeit beschreiben viele Interviewpartner bzw. Interviewpartnerinnen als eine harte Zeit, weil vieles neu war und es fast an eine Überforderung grenzte, die ersten Eindrücke zu verarbeiten, sich in der neuen Situation zu orientieren und sich zu integrieren.

„Das war, also es war, ich würde sagen, ein viel zu viel ... von dem Neuen damals. Also es war auch ein bisschen schwer zu bewältigen.“ (PL1¹³⁵)

Dabei war es nicht nur das Studium an sich, das ihnen Schwierigkeiten bereitet hat. Kleinigkeiten haben dazu beigetragen, dass man sich nicht ganz sicher gefühlt hat, weil alles rundherum neu war:

¹³¹ HU2, 20.

¹³² RO2, 73; HR2, 21.

¹³³ SLO, 60.

¹³⁴ HR3, 33.

¹³⁵ PL1, 75.

- ein Bankkonto zu eröffnen
- eine Krankenversicherung abzuschließen
- ein Visum zu beantragen
- eine Unterkunft zu finden
- sich beim Referat für Studienzulassung für das richtige Studium anzumelden
- sich im System der Universität zu orientieren, Vorlesungen zu finden, sich zu Seminaren und Prüfungen anzumelden
- herauszufinden, in welchem Geschäft man Lebensmittel einkaufen kann und was man dort bekommt

Für diejenigen, die direkt vom Elternhaus gekommen sind, war das Kochen und Wäsche waschen neu.

Neu war auch die neue Mentalität der Menschen, von denen die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten umgeben waren. Es war eine Herausforderung, sich auf diese neue Denkweise einzustellen und die eigene Denkweise zu integrieren.

Schließlich waren die befragten Personen herausgefordert, sich auf das Abenteuer „Studium in Wien“ einzulassen, ohne anfänglich zu wissen, was eine oder einen erwartet.

Persönliche Positionierung

Das Studium in Wien war für die Befragten ein markanter Lebenswende-
punkt.¹³⁶ Drei Interviewpartner bzw. -partnerinnen haben erzählt, dass sie in Wien
begonnen haben, das eigene Leben zu reflektieren und sich die Frage zu stellen, wie
es in der Zukunft weiter verlaufen soll.¹³⁷

Auch prüfte man sich selbst, ob man der Aufgabe gewachsen ist, der man sich in
Wien gestellt hat, ob man überhaupt ein Wissenschaftler ist und nötige Skills und
Qualifikationen für die Aufgabe hat.¹³⁸ Dies wurde sowohl als Sorge wahrgenom-
men, ob man das Studium schafft, aber auch als eine persönliche Bestätigung gese-
hen, sich selbst am richtigen Platz zu wissen:

¹³⁶ RO2, 8; HR1, 84; HR3, 55; SK1, 47.53.108; HU1, 88.

¹³⁷ HR1, 44; HR2, 27; HU2, 44.

¹³⁸ HR1, 44.

„Ich habe in mir erfahren, dass ich durch diese wissenschaftliche Tätigkeit an meinem richtigen Ort bin, wo ich hin gehöre. Irgendwie eine Harmonie [...]“ (HU2¹³⁹)

Der Unterschied zwischen dem Anspruch und der eigenen Einschätzung bewirkte eine persönliche Krise:

„[Ich] habe mich irgendwie auch geprüft. Weil... es war eine Krise. Es war eine Krise, ob es überhaupt mit Wien weitergeht oder mit meiner Dissertationsarbeit... das war eine wirkliche Krise.“ (HR2¹⁴⁰)

Es gab auch die Aussage, dass sich ein ehemaliger Stipendiat zwischen den Stipendiaten-Kollegen bzw. Stipendiatinnen-Kolleginnen zurechtfinden musste. Für diesen Interviewpartner war es eine Herausforderung, sich als Person in diese Gemeinschaft zu integrieren, da die Mentalität und Denkweise der Leute eine andere war.¹⁴¹

Herausforderungen außerhalb des Studiums

Auch außerhalb des Studiums gab es immer wieder Herausforderungen. Vier Interviewpartnerinnen bzw. -partner haben zusätzlich gearbeitet – sei es als Priester in einer Pfarrgemeinde oder als Krankenhausseelsorger.¹⁴² Auf diesen Gebieten gab es zusätzlich Schwierigkeiten vor allem wegen der deutschen Sprache. Speziell wurde das Problem der Wienerischen Umgangssprache erwähnt, die die Stipendiaten bzw. Stipendiatinnen kaum verstehen konnten, selbst wenn sie schon sehr gut Hochdeutsch gelernt haben.¹⁴³

Wenn es jemanden gegeben hat, der die Befragten in die Arbeit einführen oder sie etwas unterstützen konnte, dann war das eine große Hilfe:

„Also eine zweite Herausforderung, die mit der ersten auch zusammenhängt, ist, das ich gleichzeitig auch... eine Tätigkeit im Krankenhaus anfangen sollte. Und das was auch (seufzt) ... ziemlich schwierig, also das... In (HL) vor dem Studium in Wien habe ich auch in einem Krankenhaus gearbeitet. Aber in Wien... wegen der Sprache... ging das ziemlich lang-

¹³⁹ HU2, 44.

¹⁴⁰ HR2, 27.

¹⁴¹ SK1, 35.

¹⁴² PL1, 55; PL3, 54; SLO1, 32; HU2, 36.

¹⁴³ PL1, 59; PL3, 56; HU2, 34.

sam [...]. Zum Glück... ist mein Vorgänger auch dort geblieben, [...] er war schon... zwar schon emeritiert, aber das war eine große Hilfe für mich... Und das war... zum Schluss meines Studiums, meiner Tätigkeit auch in Wien. Dann ging es schon leichter. Also manchmal haben die Leute auf Wienerisch zu mir gesprochen, dann musste ich sagen: Bitte sprechen Sie deutsch. (lacht)“ (PL3¹⁴⁴)

Einsamkeit

Am Anfang des Aufenthaltes in Wien haben die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten so gut wie niemanden gekannt. Wie bereits oben angeführt, war der Mangel an Deutschkenntnissen ein Hindernis im Knüpfen der Kontakte. In den meisten Fällen wurde diese Schwierigkeit nur auf die Anfangszeit bezogen.

Zwei Interviewpartner bzw. -partnerinnen haben jedoch auch später – manchmal während der ganzen Studienzeit – unter Einsamkeit gelitten¹⁴⁵.

„Was auch geblieben ist in den drei Jahren, am Sonntag war für mich... der schwierigste Tag, weil ich zu Hause gewohnt war, am Sonntag mit der Familie Mittagessen zu haben. Ich war immer alleine. Ich war immer Sonntag in den drei Jahren in der Kirche, gut, alle waren froh, aber jeder geht nach Hause und ich war alleine. Ja, das war ein Problem. In jeden drei Jahren mehr. Alleine. Und... lesen oder... im Internet zu sein, das hat nur wenig geholfen. Das war nur so ein Teil, es haben einige Dinge gefehlt.“ (RO1¹⁴⁶)

Auf der anderen Seite half die Gemeinschaft:

„Am Anfang habe ich nur einige kennen gelernt, aber das war... Ich war viel einsam. Und danach bekomme ich den Platz in einer Wohngemeinschaft [...], das war super, weil dort habe ich auch viel die Sprache geübt und das war Gemeinschaft. Also eine kleine Gruppe von ganz guten tollen Leuten [...]“ (HR2¹⁴⁷)

Dass man am Anfang alleine da steht, weil man die Sprache noch nicht kennt und noch kaum Kontakte knüpfen und Freundschaften schließen kann, liegt auf der Hand. Mit der fortschreitenden Studienzeit kommt es drauf an, welche Persönlichkeit die Studierenden haben. Manchmal gab es Glücksfälle und die Stipendiatinnen

¹⁴⁴ PL3, 54-56.

¹⁴⁵ RO1, 38.44; HR2, 31.41.

¹⁴⁶ RO1, 44.

¹⁴⁷ HR2, 31.

und Stipendiaten sind zufällig auf Möglichkeiten gestoßen, die eine Gemeinschaft mit sich brachten¹⁴⁸ und diese Gemeinschaft im Idealfall sogar für eine Verbesserung der Deutschkenntnisse sorgte. Die Stipendiatinnen bzw. Stipendiaten haben aber auch später darunter gelitten, dass sie viel Zeit alleine im eigenen Zimmer verbracht haben.¹⁴⁹ Es gab keine Andeutungen, dass sich die befragten Personen bewusst bemüht hätten, Kontakte zu knüpfen, um nicht zu vereinsamen.

Stipendium

Zum Thema des Stipendiums gibt es kaum Aussagen, wenn es bei den Interviews um Herausforderungen ging. Lediglich drei Personen hatten diesbezüglich Schwierigkeiten:

Einerseits war es die Unsicherheit, ob man das Stipendium überhaupt bekommt. Diese dauerte nur rund eine Woche, war aber dennoch sehr unangenehm.¹⁵⁰

Eine zweite befragte Person musste sogar ein Jahr auf ein Stipendium warten und versuchte, sich in der Zwischenzeit über dem Wasser zu halten.¹⁵¹

Die letzte Herausforderung betraf die Höhe des Stipendiums, die für eine interviewte Person zu gering war.¹⁵²

Wohnen

Schwierigkeiten im Zusammenhang mit dem Wohnen wurden von zwei Personen erwähnt:

In einem Fall gab es ein Missverständnis – der Studierende dachte, dass ein Zimmer für ihn reserviert sei, was jedoch nicht der Fall war.¹⁵³ Die zweite Person hatte keine Unterkunft sicher, als sie nach Wien gekommen ist und musste sofort eine Wohnmöglichkeit suchen, was eine Stresssituation für sie war.¹⁵⁴

In beiden Fällen konnte aber bald eine Lösung gefunden werden.

¹⁴⁸ Ebd.

¹⁴⁹ RO1, 44; HR2, 31.

¹⁵⁰ HR3, 33.

¹⁵¹ SK1, 25.

¹⁵² HU1, 46.

¹⁵³ SLO1, 46.

¹⁵⁴ HU1, 46.

Sonstige Herausforderungen

Den sonstigen Herausforderungen wurden Details zugeordnet, die neben den Herausforderungen, die mehrere Personen betrafen, genannt wurden. Hier handelt es sich eher um vereinzelt Aussagen, die der Vollständigkeit halber dokumentiert werden sollen:

- Jemand, der nicht in Wien wohnte und extra für eine Vorlesung nach Österreich gefahren ist, musste wieder umkehren, als die Vorlesung aufgrund eines Streiks entfallen ist und diese Person davon nichts gewusst hat.¹⁵⁵
- Studienort Wien (im Heimatland unüblich) statt Rom (wie im Heimatland üblich).¹⁵⁶
- Wien als kulturelle Stadt – es war eine Herausforderung, das Gespür für diese Kultur zu entwickeln.¹⁵⁷
- Bei Paul M. Zulehner zu studieren, über den man im Heimatland sehr viel gelernt hat.¹⁵⁸
- Vereinbarkeit Familie mit kleinen Kindern und Studium.¹⁵⁹
- Sich als Dorfmensch an die Großstadt Wien zu gewöhnen.¹⁶⁰
- In Wien zu studieren, jedoch Quellen im Heimatland für die Arbeit benutzen – viel hin und her fahren.¹⁶¹
- Neben dem Studium zu arbeiten (noch vor dem Stipendium, aber schon als Vorbereitungsphase für das Doktoratsstudium).¹⁶²
- Während des Studiums fragte man sich, was man später im Heimatland mit dem Thema der eigenen Dissertation anfangen soll.¹⁶³
- Schwierigkeiten aufgrund der strengen Grenzkontrollen im Jahre 1989.¹⁶⁴
- Vor dem Stipendium konnte man kaum nach Österreich kommen, weil man für eine Übernachtung ein Monatsgehalt anwenden hätte müssen.¹⁶⁵

¹⁵⁵ SLO1, 50.

¹⁵⁶ HR1, 44.

¹⁵⁷ Ebd.

¹⁵⁸ HR1, 54.

¹⁵⁹ HR2, 27.63.132.

¹⁶⁰ HR2, 39.

¹⁶¹ HR3, 37.

¹⁶² SK1, 25.

¹⁶³ HU1, 68.

¹⁶⁴ HU2, 28.

- Die Unsicherheit, ob das, was man schreibt, für die österreichischen Verhältnisse gut genug ist.¹⁶⁶

¹⁶⁵ HU2, 34.

¹⁶⁶ HU2, 44.

3.2.3 Strategien

Unter dem Begriff „Strategien“ wird der Umgang der Interviewpartnerinnen bzw. Interviewpartner mit den ihnen auf dem Weg liegenden „Steinen“ verstanden. Hier war das „Werkzeug“ von Interesse, um diese beiseite zu schieben oder über sie „hinwegzusteigen“.

Schon an der Anzahl der Codings kann man ablesen, dass die Herausforderungen vorhanden waren, es aber für die ehemaligen Stipendiatinnen bzw. Stipendiaten nicht immer leicht war, entwickelte Strategien zu benennen, die zur Problemlösung beigetragen haben.

Auch haben bei den jeweiligen Interviews die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten immer wieder gefragt, wie die Frage gemeint war. Es war bei den Interviews auffällig, dass es für die Befragten nicht selbstverständlich war, bei Problemen und Schwierigkeiten über eigenentwickelte Strategien zu sprechen.

Die folgende Abbildung zeigt, welchen Codes die Aussagen zu den Strategien zugeordnet wurden:

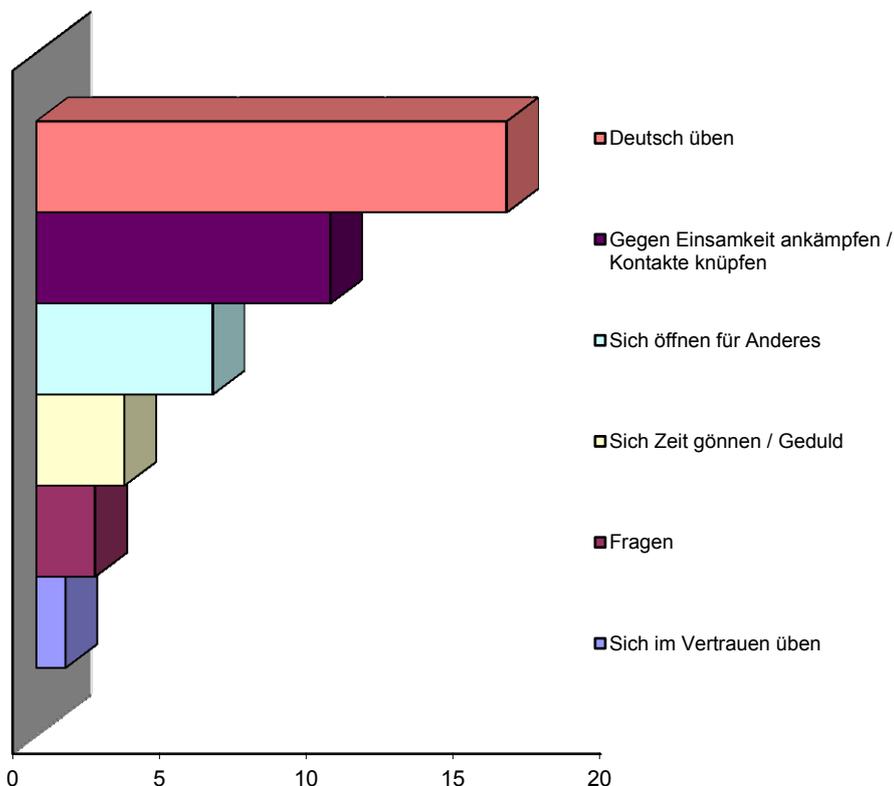


Abbildung 25: Aufteilung der Strategien (nach Anzahl der Codings)

Die Strategien lassen sich nicht so einfach den einzelnen Herausforderungen zuordnen. Lediglich die größte Herausforderung, nämlich die deutsche Sprache, spiegelte sich beim Nachdenken über die Strategien wieder – die Anzahl der Codings stand auch beim Thema Strategien an der Spitze.

Deutsche Sprache verbessern

Die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten waren sich der Tatsache bewusst, dass Deutsch eine wichtige Voraussetzung bei ihrem Aufenthalt in Wien und vor allem beim Studium war. Um ihre Deutschkenntnisse zu verbessern, haben sie unterschiedliche Strategien angewandt:

- Sich nach einem guten Sprachkurs (Deutsch-Intensivkurs) umschauchen, guter motivierender Lehrer dabei hilfreich. ¹⁶⁷
- Möglichst viel lesen – Bücher, Zeitungen, egal was. ¹⁶⁸
- Kontakte nützen oder knüpfen, wo viel deutsch gesprochen wird, wo man beim Lernen der deutschen Sprache unterstützt wird, wo man fragen kann, was das oder jenes bedeutet. ¹⁶⁹
- Bewusstes Zuhören in der U-Bahn oder im Bus, worüber die Menschen sprechen, danach Wiederholung für sich. ¹⁷⁰
- Bewusstes Lernen der deutschen Sprache, dabei Versuch, möglichst schnell zu lernen - die Kommunikation mit den Menschen als eine große Motivation.
- Ständiges Wiederholen des Gelernten. ¹⁷¹
- Sich trauen, viel zu sprechen, auch wenn grammatikalisch nicht richtig, Hemmungen ablegen.
- Rückmeldung, wenn man etwas nicht versteht (weil die Menschen z. B. unverständlich oder Umgangssprache sprechen), Fragen stellen. ¹⁷²
- Viel Lernen. ¹⁷³

¹⁶⁷ PL1, 59; PL2, 45; PL3, 52; RO2, 59-63; HR2, 46.

¹⁶⁸ PL1, 59; PL2, 53-55; PL3, 52; HR1, 46.

¹⁶⁹ PL1, 57.66-67; PL2, 45; HR2, 47.

¹⁷⁰ PL1, 59.

¹⁷¹ PL1, 57.

¹⁷² PL3, 56.

¹⁷³ PL3, 60

- Wohngemeinschaft suchen, wo alltägliche Kommunikation geübt werden kann, dabei hat Qualität der Beziehungen einen wesentlichen Einfluss.¹⁷⁴
- Alltägliche Kommunikation als Anfang, dadurch schnelle Verbesserung der wissenschaftlichen Sprache.¹⁷⁵

Auf der einen Seite stand daher die *Kommunikation*, egal wann, egal wo und egal mit wem. Leichter ging diese, wenn ehemalige Stipendiatinnen und Stipendiaten mit Menschen gesprochen haben, die sie mochten, mit denen sie sich verstanden haben, denn dann hatten sie mehr Vertrauen, legten Hemmungen ab und haben automatisch mehr gesprochen.

„Und da habe ich so, wenn ich mit der U-Bahn gefahren bin oder mit dem Bus, ich habe zugehört, was die Leute sagen oder worüber sie sprechen. Weil (lacht) es war so, nicht aus Neugierde, nur einfach, ich versuchte es zu verstehen, zu wiederholen, was die überhaupt sagen.“ (PL1¹⁷⁶)

„[...] besser [als Deutschkurs] war es, als ich in der Wohngemeinschaft war, dann hatten wir eine normale, diese alltägliche Kommunikation und da habe ich einige Hemmungen abgelegt. [...] In der Wohngemeinschaft hat sich viel verändert. In diesem Sinne, durch diese alltägliche und... durch diese Qualität der Beziehungen zu guten Leuten. Das war sehr wichtig.“ (HR2¹⁷⁷)

Wenn sie etwas nicht verstanden haben, war es für sie sehr gut, wenn sie sich trauten nachzufragen. Für die gegenseitige Kommunikation war das Nachfragen sehr wichtig, da man gleichzeitig auch dem Gegenüber eine Rückmeldung gegeben hat, was man nicht verstanden hat. Man konnte die Menschen, mit denen man gesprochen hat, auch dazu bewegen, langsamer und verständlicher zu sprechen.

„Also manchmal haben die Leute auf Wienerisch zu mir gesprochen, dann musste ich sagen: Bitte sprechen Sie deutsch.“ (PL3¹⁷⁸)

¹⁷⁴ HR2, 47.

¹⁷⁵ HU2, 42.

¹⁷⁶ PL1, 59.

¹⁷⁷ HR2, 46-47.

¹⁷⁸ PL3, 56.

Am Anfang, als die Interviewpartner bzw. Interviewpartnerinnen alleine waren, (noch) nicht sehr viele Kontakte und Möglichkeiten hatten, mit anderen zu sprechen, hat das Lesen geholfen. Das konnten sie immer und auch alleine machen. Aber auch wenn sie bereits Möglichkeiten zu Kommunikation hatten, war das Lesen sehr hilfreich, denn das Geschriebene war immer auf Hochdeutsch und dadurch lernten sie richtige Satzstellung und Grammatik.

„Ja, Deutschkurse habe ich gemacht. Und sonst... Ja, ich habe wirklich... damals habe ich relativ viel in dieser Sprache - also auf Deutsch - gelesen, gelesen, gelesen. [Das hat mir] geholfen. Sehr.“ (PL2¹⁷⁹)

Die zentralen Begriffe lassen sich bei diesen Aussagen mit drei Wörtern kurzfassen:

- Lesen
- Zuhören
- Sprechen/Fragen

Gegen Einsamkeit ankämpfen / Kontakte knüpfen

Eine der Herausforderungen, die die Befragten nannten, war Einsamkeit. Um gegen diese Schwierigkeit anzukämpfen war es nötig, Menschen um sich herum wahrzunehmen, Kontakte mit ihnen zu knüpfen, sich auf sie einzulassen. Bei etwas Glück haben die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten Kontakte zu Menschen gehabt, die sich aktiv bemüht haben, ihnen den Aufenthalt in Wien zu erleichtern:

„[...] da muss ich sagen, die (Name) waren also... wirklich fast wie eine Familie, die haben sich gekümmert [...]. Da habe ich Kontakt bis heute noch mit dieser Familie. Und das hat mir geholfen, die Zeit so ein bisschen zu überbrücken, wieder die Kontakte zu knüpfen, weil es natürlich schwer ist, man kommt in eine fremde Umgebung... Okay, man kennt irgendwie alle, die in die Kirche kommen, aber die persönlichen Kontakte, die fallen, glaube ich, ein bisschen aus...“ (PL1¹⁸⁰)

¹⁷⁹ PL2, 51.

¹⁸⁰ PL1, 57.

Es hat den Befragten gut getan, jemanden zu kennen, der sie wahrgenommen hat und ihre Person und die Situation, in der sie in Wien lebten, ernst genommen hat. Es war gut und eine Erleichterung, jemanden zu haben, dem man vertrauen konnte, dem man auch die eigenen Probleme anvertrauen konnte:

„Dann... ich habe... ich habe mich getraut, (Stipendiat) war mein Nachbar, wenn ich Probleme gehabt habe, mit Computer, mit etwas anderem, oder nur dass ich sprechen wollte, weil er war nicht allein, ich war alleine, es war immer eine offene Türe dort und ich konnte mit jemanden sprechen.“ (RO1¹⁸¹)

Eine Wohngemeinschaft mit wohlwollenden Menschen, in die man sich gut integrieren konnte, oder eine nette Mitbewohnerin / einen netten Mitbewohner zu finden, konnte gegen die Einsamkeit ein gutes Mittel sein:

„Also ich habe eine gute Mitbewohnerin gehabt, die aus Mexiko stammt, aber ursprünglich eine Deutsche war, weil ihre Familie von Deutschland nach Mexiko ausgewandert sind... Und sie hat... wir haben uns sehr gemocht... und sie hat mir sehr viel geholfen. Also die (Name), die hat mit mir studiert. Sogar als ich nach Hause kommen musste, sie hat statt mir an den Vorlesungen teilgenommen. Und war bei Zulehner... hat da mitgeschrieben, damit ich dann für die Prüfung vorbereitet bin. Also ich glaube, das ist ein Glück, das habe ich nicht ausgesucht, aber es war eine große Hilfe.“ (HU1¹⁸²)

Vereinzelt konnte auch eine spirituelle Gemeinschaft diesen Zweck erfüllen, auch wenn vorrangig andere Ziele befolgt wurden – z. B. auf der Suche nach spirituellen Orten.

Abschließend kann man zu diesem Thema sagen, dass es langfristig wichtig war, sich auf andere Menschen einzulassen, um der Einsamkeit zu entgehen.

„Alleine. Und... lesen oder... im Internet zu sein, das hat nur wenig geholfen.“ (RO1¹⁸³)

Die je eigene Aufgabe bestand darin herauszufinden, wie viel Gemeinschaft und viel Alleinsein einem gut tut und zwischen diesen eine Balance zu halten:

¹⁸¹ RO1, 46.

¹⁸² HU1, 52.

¹⁸³ RO1, 44.

„[...] wie viel man braucht... Gemeinschaft und wie viel brauchst du allein zu sein. Man übt das irgendwie.“ (HR2¹⁸⁴)

Sich öffnen für Anderes, Neues

Beim ihrem Studienaufenthalt waren die Stipendiatinnen und Stipendiaten automatisch mit einer anderen – für sie eher fremden – Mentalität und Denkweise im Alltag und in der Wissenschaft konfrontiert. Diese Situation erforderte eine Offenheit für Neues, für Anderes, ohne darin mit Vorurteilen etwas Schlechteres zu sehen. Das war nicht selbstverständlich und auch nicht immer leicht, die Befragten erkannten darin jedoch Chancen, die ihnen auf ihrem Lebensweg begegnet sind.

„Ich habe gesehen, ich muss einige Sachen... annehmen einfach, wie sie sind.“ (HR2¹⁸⁵)

Im folgenden Zitat wird sichtbar, dass der Interviewpartner mit einer völligen Offenheit und Neugier an die Andersartigkeit der „österreichischen“ Denkweise herangetreten ist und diese aktiv erforschen wollte:

„[...] immer waren Ausstellungen, Konzerte, Debatten an der Uni, und ich habe immer teilgenommen, weil... dort konnte ich mich auch in gewisser Weise trainieren, und auch umschauen, wie andere denken.“ (RO1¹⁸⁶)

Es wurde auch das bewusste Bemühen genannt, Kontakte mit Menschen zu pflegen – unter anderem auch, um ihre Denkweise kennen zu lernen. Das interessierte sie mehr als die Kontakte mit ähnlich denkenden Landsleuten.¹⁸⁷

Eine befragte Person erzählte, dass es sich lohne, sich auf das Neue einzulassen. Hier wird es als etwas Positives bewertet, und die Konfrontation damit mit Freude belohnt:

„[...] vielleicht hatte ich deswegen keine nennenswerten Schwierigkeiten, weil die Wiener Zeit so genau in mein erträumtes Bild hineingepasst hat, dass es mir nur Freude... - auch Überraschungen, Neuigkeiten...- nur Freude gebracht hat.“ (SK1¹⁸⁸)

¹⁸⁴ HR2, 41.

¹⁸⁵ HR2, 41.

¹⁸⁶ RO1, 48.

¹⁸⁷ PL1, 57; PL2, 45.57; PL3, 169.171; RO1, 62; RO2, 83; HR1, 94; HR2, 31; HU1, 52; HU2, 44.

Und auch hier ist eine völlige persönliche Offenheit spürbar:

„Für mich [war es] eher eine... Erweiterung der Möglichkeiten. Ich kam wie ausgehungert nach Wien und fraß wie wild...“ (HU2¹⁸⁹)

Sich Zeit gönnen / Geduld

Manchmal hat es den Befragten bei diversen Herausforderungen geholfen, einfach die Zeit verstreichen zu lassen und Geduld mit sich und mit der gesamten Situation, in der sie sich befunden haben, aufzubringen. Dies skizziert das folgende Zitat:

„[...] jeder Tag bringt neue Herausforderungen. [...] Wie ich das überwunden habe? ... Also meine Strategie ist, dass ich auch ein bisschen Zeit brauche. Also... nicht plötzlich Entscheidungen treffe usw. ... und in solchen Situationen habe ich mir auch Zeit, einfach Zeit genommen, um das alles zuerst im Kopf und im Herz zusammen zu ordnen...“ (PL3¹⁹⁰)

Es hat für die Befragten nicht geheißen, dass sie sich zurückgelehnt haben und gewartet haben, dass sich alles von selbst ohne ihr Zutun regelt. Erforderlich und hilfreich war das aktive Mittun, das aber mit einer gelassenen Einstellung verbunden war.

„Und... für einige Sachen musste ich es alleine regeln, denken, mich beruhigen, und dann sehen, was man weiter macht.“ (RO1¹⁹¹)

„[...] es war eine Strategie..., zuerst das, was ich machen möchte..., ich wusste, dass ich fleißig arbeiten muss [...] und... das ich wirklich geduldig sein muss. Das hat mir geholfen.“ (HR3¹⁹²)

¹⁸⁸ SK1, 51.

¹⁸⁹ HU2, 42.

¹⁹⁰ PL3, 60.

¹⁹¹ RO1, 46.

¹⁹² HR3, 37.

Fragen

Das Thema „Fragen (stellen lernen)“ wurde lediglich am Rande eines Interviews gestreift. Diesmal handelt es sich nicht um Nachfragen, weil man etwas nicht verstanden hat, sondern es geht um ein Fragen, das gleichzeitig demonstriert, was man gerne haben möchte, welche Absichten man hat. Es zeugt zweifellos von einer Selbstständigkeit und deutet an, dass es dem Befragten bereits bewusst war, dass er viele Möglichkeiten in Wien hatte und diesen selbständig nachgehen musste, um sein Ziel zu erreichen.

„Sag, was du willst, und was du verlangst, oder was du denkst, und wir antworten dir. Das war auch in Wien, immer wenn ich etwas gefragt habe[, sagten sie] : Wir schauen und du bekommst so schnell wie möglich eine Antwort. Das war eine Möglichkeit.“ (RO1¹⁹³)

Vertrauen

Sich selbst und Gott zu vertrauen, war auch eine der bewussten Strategien¹⁹⁴:

„Ich hatte genug Vertrauen in mich selbst und natürlich in Gott und... Das haben wir dann gemeinsam geschafft (lacht).“ (HR1¹⁹⁵)

Sonstige Strategien

Folgende Strategien wurden zusätzlich vereinzelt genannt:

- Konsequentes Arbeiten, Fleiß, sich auf die Arbeit konzentrieren¹⁹⁶
- Pausen einplanen: in den Park oder in die Natur gehen, sich Stille gönnen¹⁹⁷
- Wien als Stadt genießen¹⁹⁸
- Die eigene Spiritualität weiter entwickeln, fördern, spirituelle Orte bewusst suchen¹⁹⁹

¹⁹³ RO1, 46.

¹⁹⁴ Vgl. auch HR3, 39.49.

¹⁹⁵ HR1, 50.

¹⁹⁶ HR1, 46.

¹⁹⁷ HR2, 39.

¹⁹⁸ Ebd.

¹⁹⁹ HR2, 41.

- Die Quellen (z. B. Bibliothek), die man in Wien hatte, schätzen und schon für die Arbeit im Heimatland daraus schöpfen:

„[Ich] verbringe [auch heute immer wieder in der Bibliothek...] die heilige Zeit (lacht) der Wissenschaft im Tempel der Wissenschaft.“ (HU2²⁰⁰)

²⁰⁰ HU2, 42.

3.2.4 Lernerfahrungen / Entwicklung

Das Thema Lernerfahrungen / Entwicklung gehört zu den Höhepunkten des zentralen Themas Herausforderungen – Lernerfahrungen – Entwicklung, weil bei dabei der persönliche und der wissenschaftliche Zugewinn der Studienzeit in Wien sichtbar wird.

Von der Anzahl der Codings ist das Thema ‚Lernerfahrungen/Entwicklung‘ (71 Codings) vergleichbar mit dem Thema ‚Herausforderungen‘ (70 Codings). Diese jeweiligen Themen werden von den Interviewpartnern und -partnerinnen fast dreimal so ausführlich behandelt als das Thema ‚Strategien‘ (lediglich 27 Codings).

Die Aussagen zu den einzelnen Lernerfahrungen fallen sehr breitgefächert aus. Die folgende Grafik macht sichtbar, wie sie in Unterthemen gebündelt wurden:

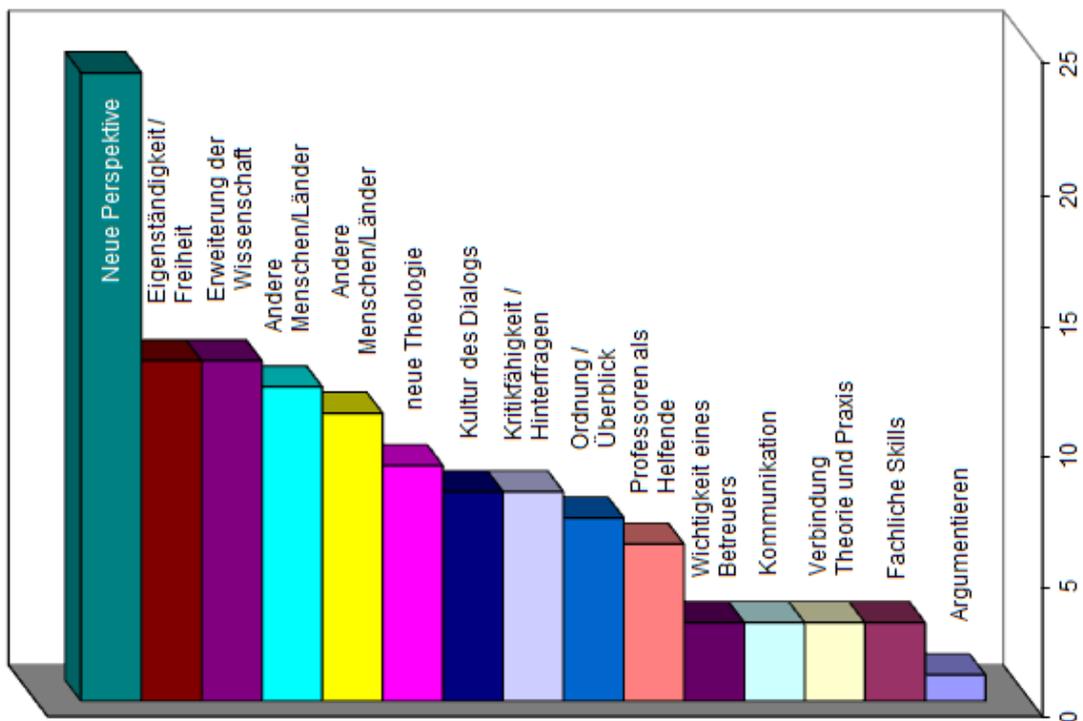


Abbildung 26: Aufteilung der Lernerfahrungen (nach Anzahl der Codings)

Die mit Abstand wichtigste Erfahrung ist die *neue Perspektive* (24 Codings), gefolgt mit *Eigenständigkeit/Freiheit* und *Erweiterung der eigenen Wissenschaftlichkeit* (je 13 Codings), am vierten Platz rangiert die *Offenheit* (12 Codings). Dabei sind die Grenzen fließend. Z. B. könnte man die Kultur des Dialogs eng mit der Erweite-

rung der eigenen Wissenschaft oder auch mit dem Argumentieren sehen. Bei dieser Darstellung kann man jedoch genauer ablesen, welche Schwerpunkte den befragten Personen wichtig waren.

Neue Perspektive

Durch die Konfrontation mit einer neuen Umgebung, einer neuen Mentalität, einer neuen Kultur, einer neuen Art des alltäglichen und wissenschaftlichen Denkens haben die Stipendiatinnen bzw. Stipendiaten die Erfahrung gemacht, dass es auch andere Perspektiven gibt. Es war für sie eine Herausforderung zu merken, dass die Leute um sie herum anders denken, aber gleichzeitig sahen sie²⁰¹ einen Zugewinn, die Welt um sich herum bzw. die Welt der Wissenschaft mit anderen Augen anzuschauen und zu merken, dass man die Perspektive auch ändern kann und vieles plötzlich in einem anderen Licht erscheint.²⁰² Ihre bisherigen Horizonte konnten durch die Begegnung mit anderen Denkweisen „Entgrenzung“²⁰³ erfahren.

„Beim Denken habe ich eine ganz andere Perspektive heute als früher, also... aus dieser geschlossenen Gesellschaft damals in den kommunistischen Ländern ... in die Welt, wo die Gedanken... oder Gedankenaustausch viel schneller [...], viel breiter, viel kritischer stattfindet...“ (PL1²⁰⁴)

²⁰¹ Zum Zeitpunkt der Befragung.

²⁰² Bei dieser Lernerfahrung mussten die Stipendiatinnen und Stipendiaten sich selbst überwinden, denn nach Überzeugung von Harmut Kliemt ist der Mensch von Natur eher intolerant: „Von Natur aus begrüßen wir Menschen keineswegs eine Konfrontation mit abweichenden Meinungen und abweichenden Verhaltensweisen. Unduldsamkeit gegen das vom gewohnten Abweichende liegt uns weit eher im Blut als die Achtung vor den Überzeugungen anderer.“ In: Kliemt, Harmut: Achtung vor den Überzeugungen der anderen. Die Idee der Toleranz und ihre Problematik in der multikulturellen und multireligiösen Gesellschaft, in: Gottwald, Eckart / Rickers, Folkert (Hg.): Ehrfurcht vor Gott und Toleranz - Leitbilder interreligiösen Lernens: Grundsätze der Erziehung im Spannungsfeld multikultureller Beziehungen, Neukirchen-Vluyn 1999, 47.

²⁰³ Vgl. Leimgruber, Stephan: Interreligiöses Lernen, München 1995, 131: "Die Begegnung bringt in aller Regel eine Entgrenzung der Horizonte mit sich. Das bisherige Leben, Denken und Handeln erfährt Entprovinzialisierung." Dass diese Entgrenzung nicht einfach ist und ein äußerst „selbstkritisches“ Geschehen ist, meint Heinz-Jürgen Görtz. Vgl dazu: Görtz, Heinz-Jürgen: Verwurzelung im Eigenen und Verhältnis zum Anderen, in: Becker, Ulrich / Bolscho Dietmar / Lehmann Christine (Hg.): Religion und Bildung im kulturellen Kontext. Analysen und Perspektiven für transdisziplinäres Begegnungslernen. Harry Noormann zum 60. Geburtstag, Stuttgart 2008, 152.

²⁰⁴ PL1, 145.

„[...] diese wissenschaftliche Ebene... meiner Meinung nach hat sie sich entwickelt, ich habe diesen Schatz entdeckt, einige Sachen sehe ich anders.“ (HR2²⁰⁵)

Es wurde erwähnt, dass man besonders im kirchlichen Bereich eine andere Denkweise entwickelt hat.²⁰⁶ Bei den Aussagen wurde dies positiv gewertet und ein Interviewpartner sah darin eine Chance, durch die neue, gewonnene Sichtweise, auch die Prozesse innerhalb der Kirche des Heimatlandes besser vorantreiben zu können:

„Ich habe viel gelernt..., dass es auch eine andere Kirche gibt, die ein bisschen anders ist, als bei uns in (Heimatland). Also ich habe auch ein bisschen mehr entdeckt, was diese Ortskirche oder Kirche vor Ort heißt, konkret in Wien oder in ganz Österreich heißt.“ (HR1²⁰⁷)

Durch die Erfahrung der Stipendiatinnen und Stipendiaten, wie es in einem anderen Land funktioniert (konkret in Österreich), konnten sie die Prozesse im Heimatland relativieren. Es galt nicht mehr alles absolut, sondern man traute sich auch eigene Ideen zu entwickeln und zu verwirklichen – egal ob im persönlichen Lebens- oder im (kirchlichen) Arbeitsbereich:

„[...] die Problematik, die ich als Theologe oder als Sozialwissenschaftler in (HL) sehe, hat einen regionalen Kontext bekommen. Und das ist wirklich sehr wichtig. Das ist eine... Ausweitung, wichtige große Ausweitung.“ (HU2²⁰⁸)

„Also Wien war für mich ein Wendepunkt. Wien hat viele neue Chancen für mich eröffnet..., einige habe ich, glaube ich, genutzt (lacht)... und... wenn ich jetzt zurückschauen... [...] auf jeden Fall sehe ich diese Entwicklung... in einigen meiner Haltungen, Vorstellungen, einigen Ideen, die ich bekommen habe.“ (HR2²⁰⁹)

Hierbei soll angemerkt werden, dass die Stipendiatinnen und Stipendiaten durch das Stipendienprogramm die Chance gehabt und genutzt haben, nicht nur die kirchliche Situation in Österreich kennen zu lernen, sondern auch die in anderen ost(mittel)europäischen Ländern: Durch den persönlichen Austausch mit anderen Stipendiatinnen und Stipendiaten, durch das Kennenlernen ihrer wissenschaftlichen

²⁰⁵ HR2, 57.

²⁰⁶ PL1, 154; HR1, 54.84

²⁰⁷ HR1, 54.

²⁰⁸ HU2, 70.

²⁰⁹ HR2, 113.

Arbeiten – die in den meisten Fällen die je eigene kirchliche Situation im Heimatland zum Thema hatten – und durch die persönlichen Berührungen mit den Ländern des ehemaligen Ostblocks bei den jährlichen Exkursionen des Pastoralen Forums.²¹⁰ Erwähnt wurden zudem bei den Interviews immer wieder die jährlichen Symposien des Vereines PostT, an denen viele ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten immer noch regelmäßig teilnehmen und wo ein Austausch mit Theologinnen und Theologen aus den postkommunistischen Ländern auch noch heute stattfindet:

*„Dann verschiedene Seminare und auch diese... Konferenzen... mit Leuten aus dem ehemaligen Ostblock... Dann durch diese Konferenzen habe ich auch viel erlebt, wie die Leute in anderen Ländern oder Kirche, wie sie dort leben oder was man dort alles versucht...“
(HR1²¹¹)*

Sich selbst lernten die befragten Personen ebenfalls in einem anderen Licht kennen.²¹² Die Zeit in Wien und danach bewirkte, dass sie begonnen haben, sich selbst anders wahrzunehmen als früher zu Hause²¹³:

„[...] unlängst haben wir auch ein Zusammentreffen von Pastoraltheologinnen und Theologen gehabt... hier in (Heimatland) und ein Kollege, der in Rom studiert hat (lacht), er hat... festgestellt, dass man bei uns... sieht, wer wo studiert hat. Das sieht man einfach. Die, die in Rom studiert haben, die irgendwo im deutschsprachigen Raum studiert haben, ... (nennt Namen von Personen die im deutschsprachigen Ländern studiert haben und die auch ich kenne). Also... es ist einfach anders..., was den Zugang zur Wissenschaft, zur Pastoral der Kirche betrifft..., die Meinungen und so... [...] das kann man schön... komplementär erleben..., aber ich bin doch irgendwie zufrieden, dass ich in Wien das gemacht habe und... weiß ich nicht... es war eine tolle Erfahrung für mich dort, auch was die Wissenschaft betrifft, aber auch was... diesen Blick auf die Kirche betrifft.“ (HR1²¹⁴)

Selbst vom Stipendienprogramm geförderte Sprachkurse in England haben nicht nur den Vorteil gehabt, dass Stipendiatinnen bzw. Stipendiaten ihre Englischkenntnisse verbessern konnten, was im heutigen wissenschaftlichen Diskurs von wichti-

²¹⁰ PL3, 169.171; SLO1, 66.106; HR1, 54.84.

²¹¹ HR1, 84.

²¹² Stephan Leimgruber zur Begegnung mit anderen Menschen: "Wer die andern versteht, beginnt sich selbst besser zu verstehen." In: Leimgruber (1995) 135.

²¹³ Vgl. auch HR2, 57.113.

²¹⁴ HR1, 54.

ger Bedeutung ist. Der Sprachkursaufenthalt hat zusätzlich zur Horizonterweiterung beigetragen:

„In England habe ich auch gesehen, wie die Kirche lebt. [...] Da bekommt man eine Breite sozusagen.“ (HR1²¹⁵)

Indem die Interviewpartner mit der Mentalität der Menschen in Österreich in Berührung gekommen sind, legten sie ihre eigenen Vorurteile ab.

„Aber mit dieser Erfahrung glaube ich, dass ich ein bisschen weicher geworden bin... in der Kritik gegenüber von Menschen, die vielleicht nicht so viel kämpfen...“ (SK1²¹⁶)

Bezüglich der wissenschaftlichen Ebene konnte anhand der Interviews festgestellt werden, dass die stärkste Änderung der Perspektiven durch jeweilige Personen stattgefunden hat, die die Interviewpartnerinnen bzw. Interviewpartner kennen- und schätzen gelernt haben. Immer wieder wurden bei den Interviews Personen namentlich erwähnt²¹⁷, die dazu beigetragen haben, dass sich die ehemaligen Stipendiatinnen bzw. Stipendiaten an die andere Sichtweise annähern konnten:

„Also das sind jetzt die Momente, die ich... als Brechmomente nennen kann, wo ich bei Zulehner [...] gesehen habe: die Sprache, die er benutzt, die Denkweise, die er benutzt, die... entwickelt viele Fragen in mir. [...] Name] wegen... wegen... kritischen... aber gleich mit... mit hoffnungsvollen Denken für die Zukunft. Das war... das beeinflusst mich bis jetzt... Und Bussek mit der Akademie in Alpbach... er hat mir gezeigt, dass die Theologie... oder dass die Sachen, die wir dort... besprochen haben in Alpbach, [...] dass ich den Sachen sehr nahe war auch von den theologischen Perspektiven. Und das sind sehr starke Momente, die auch mit konkreten Personen verbunden sind.“ (SK1²¹⁸)

Besonders Paul M. Zulehner wurde als Professor ein einflussreiches Vorbild immer wieder von verschiedenen Interviewpartnern und -partnerinnen erwähnt, als einer, von dem man sich vieles abschauen konnte²¹⁹:

²¹⁵ HR1, 84.

²¹⁶ SK1, 27.

²¹⁷ Z. B. RO1, 60; HR2, 77; SK1, 37.

²¹⁸ SK1, 53.

²¹⁹ RO1, 50.60.110; SLO1, 58.66; HR1, 54.90.92; HR2, 29.57.117.132.142; HR3, 37.43.51; SK1, 35.37.53.112; SK2, 39; HU1, 50.62.66.88; HU2, 28.34.46.50.54.70.

„Ich halte [Zulehner] für einen guten Theologen, aber... er ist viel stärker ein Mensch für mich, weil die Bedeutung der Theologie für ihn nicht so ist, dass... es ganz klare Antworten gibt, vorgefertigte Antworten.“ (SK1²²⁰)

Die theologischen Weltanschauungen von Paul M. Zulehner haben maßgeblich dazu beigetragen, dass der Perspektivenwechsel bei Stipendiatinnen bzw. Stipendiaten unmittelbar mit seiner Person in Zusammenhang gebracht wurde²²¹:

„Also Zulehners Vorlesungen habe ich sehr genossen. [...] Weil uns eine andere Denkweise beigebracht wurde. Und andere Sichtweise..., was wir in (HL) nie bekommen haben. Und ich denke weiterhin, [...] wenn ich [...] mich tief mit der Theologie beschäftigen soll..., das ist das Einzige, was mich wirklich bewegt, [...] dass man immer... Dinge hinterfragt... Und zwar von Gottes Sicht her.“ (HU1²²²)

Erweiterung der eigenen Wissenschaft

Gleich an der zweiten Stelle wurde ähnlich wie ‚Eigenständigkeit / Freiheit‘ die Erweiterung der eigenen Wissenschaftlichkeit als Lernerfahrung zum Ausdruck gebracht.

Deutschsprachige Fachbücher zu lesen war für viele Befragte eine Bereicherung, die ihre fachlich-wissenschaftliche Sichtweise gefördert hat²²³.

„[...] und ich freue mich bis heute, dass ich verschiedene wissenschaftliche fachliche Bücher... also... lesen kann, auf Deutsch lesen kann, und dadurch kann ich auch... mich entwickeln...“ (PL2²²⁴)

Oft ließ sich die wissenschaftliche Ebene von der persönlichen Ebene gar nicht abkoppeln. Dort, wo sich neue Perspektiven eröffnen haben, profitierten die Stipendiatinnen und Stipendiaten auf beiden Ebenen.²²⁵

„Ich spüre, dass ich menschlich viel reifer bin also vorher... und das Studium hat viel dazu beigetragen.“ (SK1²²⁶)

²²⁰ SK1, 53.

²²¹ RO1, 110; SLO1, 66; HR1, 54; HR2, 142; HR3, 51; SK1, 35.53.112; HU1, 66; HU2, 46.54.

²²² HU1, 62.

²²³ PL2, 145.151; RO2, 49; SLO1, 66.84.106; HR1, 54; HR2, 57.117; HR3, 79; HU2, 32.42.

²²⁴ PL2, 145.

²²⁵ RO1, 104; HR2, 57; HR3, 41; SK1, 47.108; SK2, 37; HU1, 62; HU2, 68.

Zu einem wissenschaftlichen Fortschritt zählten neben den Fachbüchern, durch die die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten in ihrem Denken angeregt wurden, auch verschiedenste Lehrveranstaltungen, die die Interviewpartner nicht nur aus Pflicht sondern auch aus der eigenen Initiative absolviert haben.²²⁷

„Zum Beispiel finde ich es sehr gut, verschiedene Seminare, die ich... besucht habe. [...] ich bin dorthin gegangen... und für mich war es sehr interessant, wie viel die Professoren zusammen mit den Studenten geforscht und diskutiert haben. Und das waren so... geteilte Welten... Und diese Stimmung, diese Art der Arbeit gefällt mir.“ (HR3²²⁸)

Ein Interviewpartner erwähnte die Interdisziplinarität, die seiner eigenen fachlichen Richtung gut getan hat und ebenfalls neue Sichtweisen eröffnet hat:

„Diese Bedeutung von anderen Disziplinen auch für die Theologie oder für Pastoraltheologie. Soziologie, Psychologie und auch andere... theologische... große Verbindung mit... Ekklesiologie oder Dogmatik usw. Das war für mich eine Bereicherung, was wir hier gelernt haben.“ (SLO1²²⁹)

Im Bereich der Wissenschaft wurde sichtbar, dass die Erweiterung der eigenen wissenschaftlichen Perspektiven unmittelbar damit zusammenhing, in welche Richtung die Studierenden tendiert haben, welche Interessen sie gehabt haben. Ähnlich wie bereits oben in einem Interviewabschnitt erwähnt wurde, dass die Förderung davon abhängt, was man aus dem Studium selbst macht, könnte dieses Zitat untermauern, dass jegliche Weiterentwicklung im wissenschaftlichen Bereich von den Eigeninteressen der Stipendiatinnen bzw. Stipendiaten abhängig war, von den Interessen an Themen, die der eine oder die andere mitgebracht haben bzw. in Wien (weiter) zu entwickeln versuchten:

„[Es] waren die Möglichkeiten, die ich schon im ersten Studienjahr erlebt habe..., dass es möglich ist, alle Themen, die mich interessieren, zu entwickeln. Das war sehr stark für mich...“ (SK1²³⁰)

²²⁶ SK1, 108.

²²⁷ PL1, 71.75.77.154; PL2, 151; RO1, 48; HR1, 54.84; HR3, 41.85; SK2, 31.37.76; HU1, 48.

²²⁸ HR3, 41.

²²⁹ SLO1, 68.

²³⁰ SK1, 47.

Die Interviewpartner bzw. Interviewpartnerinnen schätzten die breitgefächerten Möglichkeiten, denen sie an der Universität Wien begegnet sind und die ihnen zu Hause teilweise gefehlt haben:

„Selbstverständlich waren auch die Möglichkeiten an der Universität größer und breiter..., denn ich studierte Theologie als außerordentliche Hörerin, es war ein Fernstudium an Samstagen, das Studium war gleich nach der Wende, vor der Wende gab es in (HL) keine Möglichkeiten, Theologie zu studieren, also gab es Probleme, Professoren oder der Lehrer zu bekommen, oder die Fächer auszuwählen. [...] Das Studium war eindeutig... fachlicher oder auch interessanter, es gab dort eine größere Auswahlmöglichkeit der Vorlesungen, der Seminare, Konferenzen, die wir besucht haben... Und für die damalige Zeit, würde ich sagen, auch Kapazitäten, die wir treffen konnten... die Professoren betreffend.“ (SK2²³¹)

Die Theologie als Wissenschaft berührte dort die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten am meisten, wo sie bodenständig und mit der Lebenswelt verbunden war – im Gegensatz zu einer abgehobenen, weltfremden Theologie:

„Also die Theologie war ein großes... Sich-öffnen der Welt...“ (HU1²³²)

Auch für ein stufenweises Vorankommen auf einer wissenschaftlichen Leiter war die Erfahrung und die Berührung mit der Wissenschaft in Wien ein Segen:

„In meinem persönlichen Leben sind die Änderungen natürlich enorm, weil... ich Hilfsarbeiter vor 20 Jahren war und jetzt bin ich Universitätsprofessor und Privatdozent...“ (HU2²³³)

Eigenständigkeit / Freiheit

An zweiter Stelle wurden von den Befragten Aussagen zur Eigenständigkeit bzw. Freiheit im Rahmen des Studiums gemacht. Die befragten Personen haben die Eigenständigkeit und Entscheidungsfreiheit als etwas sehr Positives dargestellt.²³⁴

²³¹ SK2, 37.

²³² HU1, 62.

²³³ HU2, 68.

²³⁴ Dagegen stellt sich die Frage, ob sich ihre Sichtweise erst allmählich geändert hat, oder ob die Interviewpartner bereits von Anfang an die akademischen Freiheiten in Wien als etwas Gutes und Förderliches gesehen haben. Aus eigener Erfahrung im Rahmen meiner Tätigkeit beim Pastoralen Forum weiß ich, dass manche Stipendiatinnen und Stipendiaten am Anfang ihres Studiums feststel-

Obwohl die Interviewpartner aus Ländern kommen, wo auf dem akademischen Boden weniger Eigenständigkeit praktiziert wurde als in Wien, schätzten die meisten Befragten ausdrücklich die Möglichkeiten in Wien. Zu dieser Eigenständigkeit gehörte u. a. die Entscheidungsfreiheit. Die Möglichkeit, selbst Entscheidungen zu treffen, wurde als positiv dargelegt:

„Ich finde es gut, dass ich entscheiden konnte, musste und konnte auch ... selbst.“ (PL1²³⁵)

Die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten haben die Freiheit bei ihrer wissenschaftlichen Arbeit nicht als Desinteresse wahrgenommen, sondern als eine Chance für ihr schöpferisches Wirken:

„[...] Etwas noch zur wissenschaftlichen Ebene: Naja, eine große Freiheit bei dieser wissenschaftlichen Arbeit. Dass das... dass ich nicht kontrolliert wurde, aber gehört.“ (PL3²³⁶)

Es war für die Befragten etwas Neues, dass an der Universität Wien ihre eigenen Sichtweisen gefragt und gefördert wurden – statt dessen, was sie von anderen gelernt und übernommen haben.

„Zeig, was deine Sichtweise ist, sag das, niemand wird über dich urteilen, oder niemand wird sagen, dass du dumm bist, das ist deine eigene Sichtweise, wir besprechen das gemeinsam und am Ende können wir eine... Konklusion davon herausnehmen. Ja, das war für mich..., die eigene Sichtweise zu entwickeln und auszusprechen.“ (RO1²³⁷)

Zu den eigenen Sichtweisen gehörte auch der Umgang mit der Pastoraltheologie im eigenen Heimatland.²³⁸ Die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten lernen in Wien, dass die Theologie kontextgebunden ist und dass es an ihnen liegt, ihre Kreativität einzusetzen, um die Pastoraltheologie, die sie in Wien gelernt haben, für den Kontext des Heimatlandes zu übersetzen. Hier wurde eigenständiges Weiterentwickeln von gelernten Ideen gefragt:

len, dass in Wien viel mehr Entscheidungsfreiheit besteht und sie es anfänglich als etwas Fremdes erleben und erst mit dieser neuen Situation umgehen lernen müssen.

²³⁵ PL1, 77.

²³⁶ PL3, 72.

²³⁷ RO1, 42.

²³⁸ Pastoraltheologie als Beispiel für ein theologisches Fach, das die meisten Stipendiaten studieren, wenn sie nach Wien kommen.

„Aber die... die Kontexte sind unterschiedlich. Und wenn du dich an einen Kontext anpasst, das bedeutet nicht, dass du an deinen Prinzipien..., dass du deine Prinzipien hinter dir lässt und du bist so, wie der Wind. Du musst dich gut anpassen und offen für neue Perspektiven und für neue Menschen sein. Und das war für mich ein starker Punkt und das war auch in den Vorlesungen von Professor Zulehner immer klar.“ (RO1²³⁹)

Die vielen (Studien)Möglichkeiten und damit der Freiraum, den sie als Stipendiatinnen und Stipendiaten in Wien erhalten haben, wurden von den Befragten als positiv bewertet.

„[...] und es gefällt mir, wie es in Wien läuft... Man bekommt... Man hat mehr Möglichkeiten für eine Diskussion... Man hat mehr Möglichkeiten für das Forschen, das selbständige Forschen und Austausch mit den anderen. Und diese Erfahrung war für mich sehr wichtig.“ (HR3²⁴⁰)

Mit den vielen Möglichkeiten hängt natürlich auch der Anspruch einer Wahl zusammen. In keinem der Interviews ist jedoch zur Sprache gekommen, dass die ehemaligen Studierenden mit den vielen Möglichkeiten überfordert gewesen wären.

Das Wort Freiraum kam aber nicht nur auf akademischer Ebene vor, sondern wurde als eine ganzheitliche Lebenserfahrung zum Ausdruck gebracht:

„Viel... Freiraum für... für das Kennenlernen... von meinen eigentlichen Interessen, aber auch viel Freiraum nicht nur zu suchen, sondern auch benennen zu können... und dann... langsam zu leben...“ (SK1²⁴¹)

Offenheit

Die bereits genannten Themen *Neue Perspektive – Freiheit - Eigenständigkeit* und überhaupt das Großthema *Lernerfahrungen* hängen mit der Offenheit eng zusammen. Im Allgemeinen werden Menschen durch neue Perspektiven und durch Lernerfahrungen, die sie in Freiheit machen und reflektieren, zu offeneren Men-

²³⁹ RO1, 50.

²⁴⁰ HR3, 39.

²⁴¹ SK1, 53.

schen. Mit Offenheit²⁴² soll hier eine persönliche Einstellung zum Ausdruck gebracht werden, die auf Vorurteile gegenüber anderen Meinungen und Sichtweisen verzichtet, sondern die Menschen und Kulturen so nimmt, wie sie sind.

„Ich bin mehr offen, also Offenheit... auch für andere Kulturen, [...] Religionen... Also in Wien habe ich... ich glaube... relativ viel gelernt, dass... z. B. mit... ich habe bei diesem Sprachkurs [...] Muslime kennen gelernt, und sogar in dieser Zeit habe [...] ich viele gute Kontakte mit diesen Leuten gehabt, das hat mir viel geholfen. Z. B. in dieser Zeit jetzt in (HL) da kann ich in verschiedene Diskussionen etwas sagen über meine Erfahrungen mit Muslimen..., dass sie auch gute Leute, Menschen sind und verschiedene Probleme haben... und ja. Das vor allem ist es für mich.“ (PL2²⁴³)

Auch in der Gemeinschaft mit anderen Stipendiatinnen und Stipendiaten gab es viele Unterschiede, da die unterschiedlichen Denkweisen und Kulturen der Studierenden aus unterschiedlichen ost(mittel)europäischen Ländern zusammen kamen. Auch diese Gemeinschaft wurde immer wieder genannt, wenn es darum ging, gelernt zu haben, sich für andere Kulturen zu öffnen.

In Wien haben die Interviewpartner durch den Perspektivenwechsel erfahren, dass auch andere Weltsichten in Ordnung sind.²⁴⁴ Sie haben begonnen, wertoffener zu sein.

„[...] das ist auch eine wichtige Erfahrung für mich, dass nicht alles, was anders als in (HL) ist, unbedingt schlecht sein muss. [...] Dort in Wien habe ich gelernt, dass es auch anders laufen kann und es muss nicht unbedingt schlecht sein... Was nicht alle verstehen... Und bevor ich nach Wien gekommen bin, habe ich auch so gedacht. Vielleicht nicht direkt, aber unbewusst habe ich eine solche Haltung bei mir beobachtet.“ (PL3²⁴⁵)

Die Offenheit oder Vorurteilslosigkeit ist etwas, was von einer befragten Person in Bezug auf die Situation der Kirche ausdrücklich gewünscht wird:

²⁴² PL2, 57.145; PL3, 70.71.158.159.166; RO1, 48.50; HR1, 54; HU1, 64; HU2, 44.

²⁴³ PL2, 57.

²⁴⁴ Zum Thema des Lernens über die Begegnung mit anderen vgl. Leimgruber (1995) 38: "[...] über den Umweg der Begegnung mit anderen Kulturen und Religionen [kann] ein neuer Zugang zum eigenen Glauben [gewonnen werden]."

²⁴⁵ PL3, 71-72.

„Also ich hoffe, dass eine Zeit kommt, dass wir auch... in der Situation der Kirche und der Welt einfach kompetent und so ohne Vorurteile sprechen lernen, sprechen können.“ (PL3²⁴⁶)

Ein Interviewpartner brachte die Möglichkeiten, die er in Wien vorgefunden hat, in Verbindung mit einer Neugier bzw. Offenheit für andere Kulturen und Denkweisen in Zusammenhang. Er sprach davon, wie er sich „trainieren“ konnte, die Denkweise der Menschen kennen zu lernen. Aus dem Interview mit ihm geht hervor, dass er neugierig war und die anderen Denkweisen akzeptiert hat.

„[...] immer waren Ausstellungen, Konzerte, Debatten an der Uni, und ich habe immer teilgenommen, weil... dort konnte ich mich auch in gewisser Weise trainieren, und auch umschauen, wie andere denken. Und auch..., das habe ich nicht nur mit Theologie, mit Leuten, die Theologie studiert haben, sie waren von unterschiedlichen Feldern und [...] das war für mich auch ein Plus.“ (RO1²⁴⁷)

Der nächste Interviewausschnitt zeigt, dass es sich besonders in pastoralen Bereichen auch nach dem Studium lohnt, die Augen offen zu halten, bevor man sich eine endgültige Meinung bildet.

„Weil ich offen für alle Initiativen bin, und ich jetzt versuche, [...] in allem auch etwas Positives zu sehen. Bei mir selbst immer wieder nachzufragen bezüglich der anderen Seite..., also wenn ich sofort etwas sehe, dass etwas schlecht ist, dann sage ich mir, vielleicht ist das doch nicht schlecht, also über vieles, besonders was die pastorale Praxis betrifft, nachzudenken. Viel nachzudenken. Und... in dem Sinne... wie gesagt, also... hat mir... das Studium in Wien diese Horizonte verbreitet. ... Und ich muss sagen, dass ich sehr... zufrieden bin.“ (HR1²⁴⁸)

Die Offenheit bezieht sich auch unterschiedliche theologische Meinungen. Wo früher (im Heimatland) eine eindeutige theologische Meinung war und „eine klare Linie“ erkannt wurde, sah man später (in Wien) eine theologische Meinungspluralität:

„Die Naivität, [...] die ich früher gehabt habe, dass man in der Theologie eindeutig reden kann und eine klare Linie vertreten kann, das ist kaputt gegangen wie ein Luftballon, weil...

²⁴⁶ PL3, 159.

²⁴⁷ RO1, 48.

²⁴⁸ HR1, 54.

plötzlich sah man diese unübersehbare Pluralität der theologischen Positionen, die alle immer noch katholisch sind...“ (HU2²⁴⁹)

Andere Menschen/Länder

Es gab bei den Interviews Aussagen, die die Gemeinsamkeiten aber vor allem Unterschiede der anderen Menschen, die aus anderen Ländern stammten, zum Ausdruck gebracht haben. Aus diesen resultierte dann unweigerlich eine offene und akzeptierende Haltung der ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten.²⁵⁰

Gemeinsamkeiten haben den Befragten das Gefühl der Einheit vermittelt:

„Es hat mich gefreut, dass auch andere von dem... ehemaligen Ostblock dort waren und irgendwie haben wir eine gemeinsame Sprache, nämlich die Geschichte [...]“ (RO1²⁵¹)

Aber auch die Unterschiede wurden positiv bewertet und die Befragten sahen in den kulturellen Differenzen eine Chance, voneinander zu lernen:

„Und dann... Kontakte mit den Leuten waren sehr gut, (Leute aus meinem HL) oder österreichische Leute... oder... ausländische Leute... Ich habe von diesen allen etwas gelernt. Weil es sind die verschiedenen Kulturen, aber wie können viel lernen... von allen. Von allen.“ (RO2²⁵²)

„Andere Menschen“ sind auch diejenigen gewesen, die motiviert und unterstützt haben – mehrere Interviewpartner haben erzählt, dass es ihnen sehr geholfen hat, in Wien gute Menschen getroffen zu haben.

„Weil ohne gute Leute, ohne gute persönliche Beziehungen, du kannst das nicht machen.“ (HR2²⁵³)

Zum Stichwort Teamfähigkeit: Für eine befragte Person war es eine wichtige Lernerfahrung zu sehen, wie Teamarbeit funktionierte. Sie hat es in Wien als sehr

²⁴⁹ HU2, 44.

²⁵⁰ Vgl. dazu Leimgruber (1995) 133: "Begegnung schafft Gemeinschaft. Und Gemeinschaft weckt Solidarität in einer Zeit, in der Individualismus hochgeschätzt wird und nicht wenige von Einsamkeit bedroht sind."

²⁵¹ RO1, 40.

²⁵² RO2, 83.

²⁵³ HR2, 57.

positiv erlebt, dass die Menschen miteinander redeten, einen Dialog gepflegt haben. Es wurde nicht viel über Teamarbeit gesprochen, sondern viel eher wurde sie einfach getan, praktiziert. Diese Teamfähigkeit möchte sie gerne ins Heimatland bringen, wo sie bereits Ansätze in der Zeit ihres Studiums erlebt hat.²⁵⁴

Bei den Kontakten mit anderen Menschen wäre abschließend zu erwähnen, dass es drei Befragte hervorgehoben haben und gut fanden, dass es aufgrund des Pastoralen Forums mittlerweile ein Netz von osteuropäischen Pastoraltheologinnen und -theologen gibt und man Kolleginnen bzw. Kollegen in unterschiedlichen Ländern Europas weiß, mit denen man sich gegebenenfalls austauschen kann.²⁵⁵

Neue (Pastoral)Theologie

Erfahrungsgemäß gehört es zu einer Standardaussage beinahe aller Stipendiatinnen und Stipendiaten – sowohl der aktuellen als auch der ehemaligen –, dass die Pastoraltheologie im Heimatland anders war als die Pastoraltheologie, die sie in Wien kennen gelernt haben. Dies wurde auch bei den durchgeführten Interviews bestätigt.²⁵⁶

„[...] in (HL) habe ich... nicht ganz, aber ein bisschen eine andere Pastoraltheologie gelernt, (lacht) studiert und in Wien, das waren eigentlich viele... viele, weißt du, Neuigkeiten habe ich mitbekommen. (PL2²⁵⁷)

Die Pastoraltheologie, mit der die Befragten – falls überhaupt – im Heimatland in Berührung gekommen sind, war mehr auf die Kirche selbst fokussiert – dagegen war es für die Studierenden neu, dass die Pastoraltheologie als Disziplin es angestrebt hat, mit anderen Richtungen in Kontakt zu bleiben und in den Dialog zu treten.

„[...] diese Wienerische Pastoraltheologie - ich sage es so - hat... relativ viele diese gemeinsamen Punkte z. B. Theologie und Gesellschaft. Theologie und Politik. Das war für mich neu. Also in Polen haben wir so diese Kirchenlehre [...].“ (PL2²⁵⁸)

²⁵⁴ HR2, 140.

²⁵⁵ PL3, 171; SLO1, 106; HU2, 68.72.74.

²⁵⁶ PL1, 40-47; PL2, 57.63.65.67.89; RO1, 60; HR3, 25-27; HU1, 62; HU2, 26.34.48.

²⁵⁷ PL2, 57.

Die Pastoraltheologie in Wien sucht und findet Schnittstellen, an denen sie anknüpfen kann, sodass sie mit der Politik und mit der Gesellschaft auf gleicher Augenhöhe bleiben kann und dialogfähig ist – so in etwa kann man es umschreiben, wie es die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten in Wien erlebt haben. Neu war für sie, dass die Wiener Pastoraltheologie eher ein „Sich-öffnen“ als ein „Sich-verschließen“ gegenüber der Gesellschaft war.

Dieses Sich-öffnen haben die Befragten auch im Bereich der Ökumene gelernt und das interreligiöse Lernen wurde positiv und als eine Bereicherung für das eigene theologische Denken gewertet.

„[...] das interreligiöse Lernen. [...] zum ersten Mal habe ich so viel gehört und ... das war für mich super auch.“ (PL2²⁵⁹)

Für einzelne Befragte war das Fach Pastoraltheologie vollkommen neu, da es im Rahmen des Diplomstudiums im Heimatland nicht angeboten wurde. In solch einem Fall sahen sie in diesem Fach in Wien eine große Chance, die Bedeutung der Pastoraltheologie kennen und schätzen zu lernen. Und auch die Verbindung zwischen der Pastoraltheologie und anderen theologischen Disziplinen war für sie wichtig.

„Und... was neu war..., war, das ich zuerst Pastoraltheologie studiert habe, das habe ich vorher in [HL] nicht gelernt, es war so... nicht einmal ein Nebenfach.“ (RO1²⁶⁰)

Im Rahmen des Doktoratsstudiums war es für die Befragten neu und wichtig, Fragen zu stellen. Sie haben dadurch eine (Pastoral)Theologie kennen gelernt, die nicht abgeschlossen, sondern dynamisch und weiterentwickelt werden durfte und auch sollte. Durch dieses persönliche Nachfragen und Nachdenken gewann die Pastoraltheologie für die jeweilige Person an Bedeutung.

„[...] dass man Fragen stellen konnte bzw. darauf... motiviert war, Fragen zu stellen. [...] es war eine ganz andere Art Theologie zu studieren. Also es war nicht nur Wissenschaft und Worte, was man... lernen muss. [...] . Als ich in (HL) Theologie studiert habe, dachte ich..., ich

²⁵⁸ PL2, 63.

²⁵⁹ PL2, 67.

²⁶⁰ RO1, 60.

werde das nicht schaffen, das ist mir hochwissenschaftlich und gar nicht lebendig. Und in Wien war es das Gegenteil.“ (HU1²⁶¹)

Es war für mehrere ehemalige Stipendiatinnen und Stipendiaten eine große Erleichterung, dass bei der Theologie in Wien – in den meisten Fällen Pastoraltheologie – nicht das Auswendig-Gelernte im Vordergrund stand, sondern die „theologische Logik“:

„Und das war auch sehr interessant, eine große Freude und ein befreiendes Ergebnis, dass man in der Theologie... nicht nur... oder vor allem... nicht... Objektivwissen, Inventarwissen, Sachwissen braucht, sondern die theologische Logik...“ (HU2²⁶²)

In unterschiedlichen Variationen wurde erwähnt, dass in Wien eine lebensnahe Theologie verkündet wurde, von der man sich persönlich betroffen lassen konnte.

„Also neutrale Theologie oder Theologie mit Distanz... das ist... das geht wahrscheinlich nicht.“ (HU2²⁶³)

Kultur des Dialogs

In der Zeit der kommunistischen Diktatur war es in den Ländern, aus denen die befragten Personen stammen, üblich, dass eine einheitliche, von oben festgelegte Meinungslinie vorherrschte. Das war im Bereich der Politik so (die Bürger wurden gezwungen, ausschließlich die kommunistische Partei zu wählen) und auch im Bereich der Kirche (eine Meinungslinie wurde „konserviert“, um als Kirche überhaupt überleben zu können). Spuren einer mangelnden Partizipationsbereitschaft und Dialogfähigkeit findet man noch immer im Denken der Ost(Mittel)Europäer. Das ist für die Arbeit des Pastoralen Forums sowie für die hier vorgelegte Evaluierung seiner Arbeit und darüber hinaus im kirchlichen und im theologischen Bereich von Bedeutung.

Dagegen haben die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten in den Interviews erwähnt, dass sie in Österreich eine Kultur des Dialogs vorgefunden und gelernt haben.²⁶⁴

²⁶¹ HU1, 62.

²⁶² HU2, 34.

²⁶³ HU2, 48.

„Ich habe auch gelernt, dass die Leute... verschiedene Meinungen haben können, sich unterscheiden voneinander, und trotzdem... können sie gemeinsam verschiedene Lösungen finden, einfach sprechen, diskutieren, ohne jemanden zu kränken usw. ... Das ist... eine Kultur der Diskussion. Eine Kultur des Streites.“ (PL3²⁶⁵)

Die Befragten haben in Wien gelernt, dass die Meinungsverschiedenheit etwas Bereicherndes sein kann, statt in ihr – so wie es in der Zeit der Diktatur üblich war – etwas Bedrohliches zu sehen, von dem man am besten auf Distanz gehen muss:

„Vor allem, ja, diese... diese Konzentration von... von Verschiedenheit in der Kirche, aber doch eine... Anstrengung..., die... die... die zu gleichen Zielen geht...“ (SLO1²⁶⁶)

Die Befragten werteten es positiv, dass es (gerade) durch eine Vielfalt an (theologischen) Meinungen zu einem konstruktiven Dialog kommen konnte. Es war für sie neu, Meinungsverschiedenheiten als Bereicherung zu erleben, statt einander zu bekämpfen und von der eigenen Sichtweise überzeugen zu wollen:

„Plötzlich sah man diese unübersehbare Pluralität der theologischen Positionen...“ (HU2²⁶⁷)

Mit dieser Pluralität, in dieser Kultur des Dialogs, in der man herausgefordert wurde, sich eine eigene Meinung zu bilden und diese auch im (wissenschaftlichen) Diskurs zu präsentieren, war die je eigene Eigenständigkeit gefordert. Das Wechselspiel zwischen der Eigenständigkeit des eigenen Forschens und dem Austausch mit anderen wurde geschätzt:

„[...] es gefällt mir, wie es in Wien läuft... Man bekommt... Man hat mehr Möglichkeiten für eine Diskussion... Man hat mehr Möglichkeiten für das Forschen, das selbständige Forschen und Austausch mit den anderen. Und diese Erfahrung war für mich sehr wichtig. [...] Und noch... ich denke, diese Erfahrung war auch... Selbstvertrauen.“ (HR3²⁶⁸)

Neu war auch, dass zu dieser Kultur des Dialogs auch ein Dialog auf einer Augenhöhe zwischen Professoren und Studierenden gehörte:

²⁶⁴ PL2, 66; PL3, 68; SLO1, 106; HR2, 83.85.140; HR3, 39.41; SK1, 39.41; HU2, 44.

²⁶⁵ PL3, 68.

²⁶⁶ SLO1, 106.

²⁶⁷ HU2, 44.

²⁶⁸ HR3, 39.

„Und für mich war es sehr interessant, wie viel die Professoren zusammen mit den Studenten geforscht und diskutiert haben. [...] Und diese Stimmung, diese Art der Arbeit gefällt mir.“ (HR3²⁶⁹)

Im Heimatland war das selbständige Nachdenken nicht gefragt. Viel eher ging es um das Lernen und Wiedergeben des Gelernten. Ein Interviewpartner sprach in diesem Zusammenhang vom „enzyklopädischen Wissen“:

„Das Studium hat mir so gut getan, weil es nicht enzyklopädisch war. Und das war eine sehr starke Erfahrung.“ (SK1²⁷⁰)

Auf die Frage, was er mit diesem enzyklopädischen Wissen meinte, antwortete er:

„Ich bekomme ein Skriptum nach dem Unterricht und die... Abschlussprüfung besteht darin, es geht darum zu lernen und die Fragen genau im Sinne des Skriptums zu beantworten. Also das ist auch wichtig, genau im Sinne des Skriptums zu beantworten.“ (SK1²⁷¹)

Die Erfahrung in Wien bestand darin, dass man sich Wissen aneignete, die Themen aber in einem weiteren Schritt weitergeführt und selbständig bedacht hat.

Kritikfähigkeit / Hinterfragen

In der kommunistischen Zeit war es aus oben genannten Gründen²⁷² beinahe „verboten“, die Kirche zu kritisieren. Viel zu groß war die Angst, ihr dadurch zu schaden, ihre Einheit durch Kritik zu zerstören. Wer zur Kirche gehörte, sich zu ihre bekannte, kritisierte nicht. Die Stipendiatinnen und Stipendiaten der ost(mittel)europäischen Länder wurden in diesem Sinne kirchlich und wissenschaftlich angeleitet, bevor sie nach Wien gekommen sind. In Wien angekommen, haben sie dagegen erlebt, dass es auch eine konstruktive Kritik geben kann²⁷³, die nicht auf

²⁶⁹ HU2, 41.

²⁷⁰ SK1, 39.

²⁷¹ SK1, 41.

²⁷² Siehe S. 131, Kultur des Dialogs.

²⁷³ PL1, 145.154; PL3, 165; RO1, 42; SLO1, 66; HU1, 62.86-88.

Zerstörung der Kirche und einer loyalen katholischen²⁷⁴ Theologie ausgerichtet ist, sondern sie lebendig hält und sie zur einer Weiterentwicklung animiert.

„Also ich habe das bekommen..., dass man immer... Dinge hinterfragt... Und zwar von Gottes Sicht her. Also egal, was ich tue.“ (HU1²⁷⁵)

Kritik wurde als etwas Wertvolles erlebt, da man nach Zusammenhängen in Kirche und Theologie weitergefragt hat, ohne sich mit dem bereits Verstandenen zufrieden zu geben.

„Da bin ich auch viel kritischer und ich denke, ich habe die Kirche besser verstanden. Das kann ich also... ohne weiteres sagen.“ (PL1²⁷⁶)

Bisherige Abläufe in verschiedenen Bereichen, in denen sich die ehemaligen Stipendiatinnen bzw. Stipendiaten bewegt haben (in der Kirche, in der Theologie, am Arbeitsplatz usw.) wurden aufgrund neuer Sichtweisen hinterfragt und neu gestaltet.

„Diese Kurse sind für mich die Hilfe, etwas anders zu überlegen. Manche Prozeduren zu optimieren zum Beispiel.“ (PL1²⁷⁷)

Ein Interviewpartner, der nach seiner eigenen Einschätzung bereits vor dem Studium in Wien diese hinterfragende Haltung hatte, meinte, dass diese in der Stipendienzeit noch stärker geworden ist. Wichtig dabei war für ihn zu merken, dass es auch andere gibt, die ähnlich nachdenken.

„Aber ich glaube, ich war auch vor dem Studium in Wien auch so... habe ich auch so gedacht. Nach dem Studium ist es noch stärker geworden, aber... Oder ich habe erfahren, dass auch... dass es auch Menschen gibt, die so denken wie ich.“ (PL3²⁷⁸)

Es gehört zu dem Erfahrungsschatz der ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten, dass sie bisherige Strukturen, bisheriges angelerntes Denken in den Hinter-

²⁷⁴ Der Begriff „katholisch“ wird hier im Sinne von „allumfassend“ verwendet und betrifft alle christlichen Kirchen, denen Stipendiatinnen und Stipendiaten des Pastoralen Forums zugehörig sind.

²⁷⁵ HU1, 62.

²⁷⁶ PL1, 145.

²⁷⁷ PL1, 154.

²⁷⁸ PL3, 165.

grund geschoben haben und sich primär überlegt haben, wie sie selbst eigentlich denken – unabhängig von den Erwartungen, die an sie gestellt werden.

„[...] dass du dich mehr auf deine eigene Denkweise konzentrierst, und nicht an irgendwelche Strukturen anpasst.“ (RO1²⁷⁹)

„Sicher ist eine große Entwicklung, dass ich die... mein Leben nicht mehr nach Erwartungen ausrichte. Auch im Religiösen nicht.“ (HU1²⁸⁰)

Zusammenfassend lässt sich für dieses Thema sagen, dass die von den Interviewpartnern und -partnerinnen gelernte Kritikfähigkeit dazu beigetragen hat, dass sie weniger nach Erwartungen sondern mehr nach einer tiefen (Glaubens-)Überzeugung zu leben gelernt haben und dadurch fähig wurden, ihr Leben bewusster zu gestalten.

„Es ist sicher auch eine Entwicklung, dass ich meinen Glauben... bewusster lebe. Gut, es hängt damit zusammen, nicht nach Erwartung und nicht nach Vorschriften, sondern... Ich glaube, was ich glaube. [...] Und dazu hat Wien wirklich viel beigetragen. Es ist sehr viel...“ (HU1²⁸¹)

Ordnung / Überblick

Etwas weniger als die Hälfte der Interviewpartner bzw. -partnerinnen²⁸² erwähnte bei ihren Erzählungen die Bedeutung von Ordnung. Die Befragten haben in Wien gemerkt, dass ein systematisches, genaues Arbeiten eine viel wichtigere Rolle spielt, als sie es in ihren Heimatländern beobachtet haben.

„Ich habe gelernt, dass man sehr... ordentlich, also genau arbeiten soll...“ (PL3²⁸³)

Gerade was wissenschaftliches Arbeiten betrifft, ging es mehr um die Qualität als um die Quantität. Eine gute Arbeit zeichnete sich nicht nur durch die Seitenzahlen, sondern durch ihre Struktur und ihre Aussagekraft aus.

²⁷⁹ RO1, 42.

²⁸⁰ HU1, 86.

²⁸¹ HU1, 86-88.

²⁸² PL3, 62; RO1, 62; RO2, 79.81; SLO1, 66; HU2, 34;

²⁸³ PL3, 62.

„Nicht viel schreiben, auch was... Seminararbeiten betrifft... kurz, strukturiert und die Essenz davon. Nicht viele Sachen, nicht viele Sachen. Okay, mehrere Meinungen, aber [...] einen Zusammenschluss, so ein Schlusswort.“ (RO1²⁸⁴)

Auch Pünktlichkeit im Alltag spielte eine Rolle – Pünktlichkeit bei vereinbarten Terminen, Pünktlichkeit der öffentlichen Verkehrsmittel, auf die man sich verlassen konnte usw.

„Für mich die Pünktlichkeit, die Ordnung, das ist deutsch (lacht). [...] Ob es in einem Land Ordnung gibt oder nicht. Oder nicht. Und das gefällt mir gut.“ (RO2²⁸⁵)

Strukturiertheit, logische Denkweise, eine „Ordnung“ des Denkens war auch in der Theologie wichtig und für die Befragten keine Selbstverständlichkeit.

„Für mich war sicher dieser Überblick [...] auf theologischer Ebene... so sehr wichtig.“ (SLO1²⁸⁶)

Wie bereits oben erwähnt, ging es dabei um die „theologische Logik“, eine transparente und gut nachvollziehbare wissenschaftliche Sichtweise.

„[...] dass man in der Theologie nicht... Objektivwissen, Inventarwissen, Sachwissen braucht, sondern die theologische Logik, die Sichtweise wurde [...] immer gefördert. [...] Und dass man... bewusst liest, konzentriert auf eine Frage, dass man lernt, Notizen zu machen, dass man lernt, Theorien zu entwerfen und dann zu prüfen, dass man lernt, mit der Bibliothek umzugehen und sich eine Orientierung zu verschaffen.“ (HU2²⁸⁷)

Professoren als Helfende

Eine knappe Hälfte der befragten Personen²⁸⁸ unterstrich die helfende Haltung der Professoren bzw. Professorinnen während ihres Studiums in Wien. Im Vergleich dazu haben sie die Heimatprofessoren eher als Autoritäten erlebt, die nicht immer so zugänglich waren als die Professoren in Wien. Grundsätzlich ist auffällig gewesen, dass über die Heimatprofessoren wenig gesprochen wurde, lediglich einzelne Per-

²⁸⁴ RO1, 62.

²⁸⁵ RO2, 79-81.

²⁸⁶ SLO1, 66.

²⁸⁷ HU2, 34.

²⁸⁸ PL3, 62.64; RO1, 50; RO2, 49; HR2, 29; HR3, 39; HU1, 62.

sonen haben beschrieben, wie sie die Professoren ihrer Heimatuniversität wahrgenommen haben. Umso mehr wurde die Rolle der Wiener Professoren positiv hervorgehoben.

„[...] dass die Professoren oder Vortragenden dazu da sind, dass sie uns helfen und nicht stören [...] . Vorher, also in (HL), habe ich das nicht so... empfunden, dass die Professoren uns helfen wollen.“ (PL3²⁸⁹)

Hier als ein Beispiel noch eine zweite Stelle, wo über Professoren im Heimatland gesprochen wurde:

„Weil in (Hauptstadt im Heimatland) waren die Professoren nicht so zugänglich... Und Diskussion hat es zu meiner Zeit fast keine gegeben.“ (HR3²⁹⁰)

Die Anrede „Herr Kollege, Frau Kollegin“ wurde als Wertschätzung wahrgenommen und zeugte von einer gleichen Augenhöhe, auf der sich die Professoren mit den Studierenden gesehen haben.

„Professor Zulehner [...] hat uns immer als Kollegen (gesehen). Okay, ich habe verstanden, er war der Professor, wir waren die Studenten, er hatte Respekt, aber trotzdem. Jemand, der bei jeder Vorlesung zu dir kommt und sagt: Kollege oder lieber Kollege oder liebe Kollegin... es ist ein anderes Gefühl. Es ist eine andere Sichtweise, das war für mich ganz neu!“ (RO1²⁹¹)

„Also ich habe es einfach genossen... die Vorlesungen, die Kommunikation..., die Art und Weise... wie die Lehrer mit den Studenten umgegangen sind.“ (HU1²⁹²)

Fachliche Skills

Egal ob Leitungskurse, die vom Pastoralen Forum angeboten wurden, oder Vorlesungen bzw. Seminare an der Universität – die ehemaligen Stipendiatinnen und

²⁸⁹ PL3, 62-64.

²⁹⁰ HR3, 39.

²⁹¹ RO1, 50.

²⁹² HU1, 62.

Stipendiaten schätzen das Wissen und die Fertigkeiten, die sie in Wien während der Stipendienzeit erworben haben.²⁹³

„[...] wir haben es so Management in der Kirche (genannt), aber es geht um Leitungskurse. Und... da habe ich viel gelernt und bis heute profitiere ich, organisiere ich, versuche ich mindestens...“ (PL1²⁹⁴)

Verbindung Theorie und Praxis

Wie bereits mehrfach angeklungen ist, wurde eine praxisnahe Theologie geschätzt:

„[...] für mich die Theorie, wenn jede... auch Pastoraltheologie kann sehr theoretisch sein. Aber für mich ist es nutzlos. Die Theorie ist wichtig für sich selbst, aber wenn es nur das ist, ist es nichts wert.“ (PL1²⁹⁵)

Zu dieser Erfahrung gehörte gerade im Bereich der Theologie auch die Überzeugung, dass es keine weltweit einheitliche Pastoraltheologie geben kann, sondern dass diese immer kontextgebunden bzw. praxisgebunden sein sollte.

„Man kann nicht vom Ausland oder von außen... so kann man etwas lernen oder beeinflussen, aber doch die... die Einheimischen... wissen genauer, was... zu tun ist, oder was die Kirche braucht... in einer Zeit. Oder was Leute spüren oder was sie denken, was ist die Kultur eines Landes.“ (SLO1²⁹⁶)

Und eine praxisgebundene Theologie sollte immer eine Theologie der Nachfolge sein, wie es dem folgenden Zitat zu entnehmen ist:

„Es mag sehr traditionalistisch klingen, dass ohne Nachfolge keine Theologie... Wie Zulehner sagt: ohne Mystik keine Politik... Theologie ist für mich mehr als ein Job geworden oder gewesen... ist auch heute nicht. Ich denke, ich bin bereit und möchte auch weiterhin bereit

²⁹³ Über die Möglichkeit, auf diese Skills in den jeweiligen Heimatländern zurückgreifen zu können, ausführlicher unter 3.2.9 Gelerntes weitergeben.

²⁹⁴ PL1, 154.

²⁹⁵ PL1, 166.

²⁹⁶ SLO1, 106.

sein, meine persönliche Integrität auch zu riskieren... in der theologischen Arbeit, im Lesen... Also Theologie zu schreiben mit einem verwundeten Herzen...“ (HU2²⁹⁷)

Kommunikation

Vereinzelt erwähnten die Interviewpartner bzw. -partnerinnen, dass sie die eigenen Kommunikationsfähigkeiten verbessert haben.

„ [...] ich habe bemerkt, die Kommunikation geht leicht und ist transparent. Es war alles transparent. Sag, was du willst, und was du verlangst, oder was du denkst, und wir antworten dir.“ (RO1²⁹⁸)

„Ich habe auch ein paar Seminare besucht, [...] die waren sehr gut, dort habe ich weitergelernt..., mit unterschiedlichen Menschen ziemlich gut zu kommunizieren. Das hat mir geholfen dort.“ (RO1²⁹⁹)

Wichtigkeit eines Betreuers bzw. einer Betreuerin

Einen guten Betreuer, eine gute Betreuerin zu haben, war für die befragten Alumni sehr wichtig. Sei es ein Tutor bzw. eine Tutorin, ein Coach bzw. eine Coachin gewesen, oder der Doktorvater bzw. die Doktormutter. Es war wichtig, einen guten Zugang zu der betreuenden Person zu haben.

„Auf akademischer Weise... Einen Tutor zu haben. [...] Das war sehr hilfreich für mich. [...] er war konzentriert auf meine Arbeit, er wollte verstehen, was ich schreibe, worüber ich schreibe, was ist meine Denkweise, [woher] ich komme... Und es war sehr gut, dass er mich..., er hat schon seine Arbeit hinter ihm gehabt und er konnte mir eine gute Richtung geben.“ (RO1³⁰⁰)

Dabei spielte es eine wichtige Rolle, dass sich der Betreuer bzw. die Betreuerin regelmäßig Zeit genommen hat und sich aktiv der wissenschaftlichen Arbeit, die der damalige Stipendiat geschrieben hat, gewidmet hat.

²⁹⁷ HU2, 46.

²⁹⁸ RO1, 46.

²⁹⁹ RO1, 48. Vgl. auch RO1, 50.

³⁰⁰ RO1, 48.

Bei diesem Interviewpartner hat die Unterstützung eine äußerst motivierende und vorantreibende Kraft gehabt.

„[Die] Unterstützung war groß. Und Unterstützung von Professor Zulehner, von meinem Hauptmentor, Professor (Name) und viele Leute also... beim Pastoralen Forum, am Institut (Namen) und ja, (Name) auch, mein Coach, er hat in der letzten Phase eine sehr sehr... hervorragende Rolle... gespielt.“ (HR2³⁰¹)

Sonstiges

Ansonsten wurden vereinzelte Aussagen zum Thema Lernerfahrungen genannt, die keinem anderen Code zugeordnet wurden:

- Gutes Argumentieren³⁰²
- Wertschätzung als Motivationskraft für Fortschritte³⁰³
- Eigene unterschiedliche Meinungen bei sich verbinden und integrieren³⁰⁴
- Theologie als Lebensweisheit hinter gesellschaftlichen Prozessen³⁰⁵
- Sich als Laie in der Kirche wichtig fühlen – ein wichtiger Bestandteil³⁰⁶
- Bedeutung von Zielen, Visionen (auch) für das eigene Leben³⁰⁷
- Der Glaube, dass man auf dem Lebensweg geführt wird, wurde gestärkt³⁰⁸

„[Der] Glaube, [...] dass man gehalten wird... Das ist sicher eine große Entwicklung. Und das, was ich noch... für eine sehr große Entwicklung halte und ich habe immer dafür Augen gehabt, aber es ist noch stärker... durch die Wiener Zeit und seit dem ich in (HL) bin, das zu sehen - also das habe ich vor allem von Zulehner gelernt - das zu merken und zu sehen, wo die Quellen, also wo wirklich etwas Neues entsteht.“ (HU1³⁰⁹)

³⁰¹ HR2, 29.

³⁰² PL1, 156.

³⁰³ HR2, 27; SK2, 31.

³⁰⁴ SK1, 53.

³⁰⁵ SK1, 110.

³⁰⁶ HU1, 66.

³⁰⁷ HU1, 88.

³⁰⁸ Ebd.

³⁰⁹ Ebd.

3.2.5 Unterschiede Ost versus West

Wenn Stipendiatinnen und Stipendiaten nach Wien kommen, um ein Doktoratsstudium zu absolvieren bzw. eine Habilitation zu schreiben, fallen ihnen mit der Zeit viele Unterschiede zur Denkweise und zum Studium auf, wie sie es vom Heimatland bis dahin gewohnt waren. In den Interviews wurden an verschiedensten Stellen diese Unterschiede zur Sprache gebracht. Oft ging es den Befragten darum zu erklären, warum vieles, was in Wien um sie herum passierte und wovon sie im Rahmen des Interviews erzählt haben, für sie gar nicht selbstverständlich, sondern viel mehr neu war. Sie mussten auf vieles draufkommen, die Unterschiede erst wahrnehmen und lernen, welche Anforderungen an sie in Wien gestellt werden, mit denen sie im Heimatland weniger in Berührung gekommen sind.

Die wichtigsten Aussagen zum Thema *Unterschiede zwischen Ost und West* wurden in folgende Codes aufgeteilt:

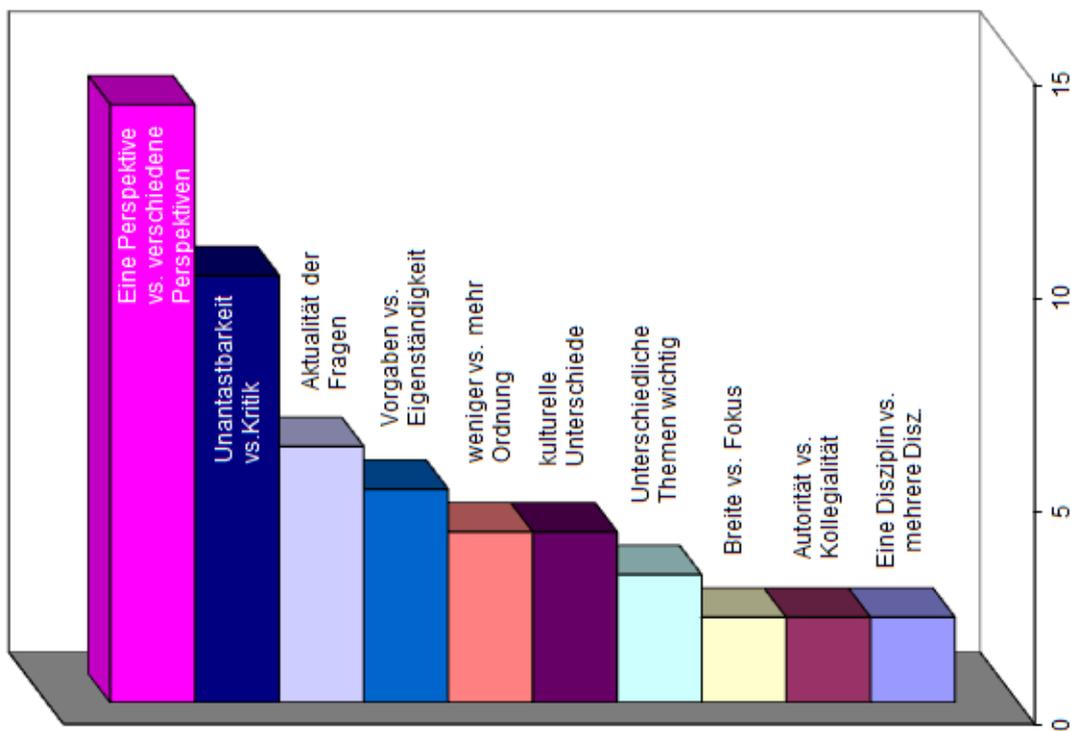


Abbildung 27: Unterschiede zwischen Ost und West (nach Anzahl der Codings)

Eine Perspektive versus verschiedene Perspektiven

Die meisten Antworten (14) wurden zum Thema *Eine Perspektive versus verschiedene Perspektiven* getätigt und bezogen sich auf die wissenschaftliche Denkweise.

In Wien haben die Befragten die Erfahrung gemacht, dass ein Thema von verschiedenen Standpunkten beleuchtet wurde. Aufgefallen ist es ihnen deshalb, weil im Heimatland mit Themen anders umgegangen wurde, man ging weniger in die Tiefe, wie eine befragte Person umschreibt:

„[...] die Seminare waren... so, sind so organisiert, glaube ich, bis heute, also ein Thema, ein Problem, man vertieft es..., von vielen möglichen Seiten kennen zu lernen. Da haben wir schon erstens Sprach-, am Anfang Sprachschwierigkeiten, und zweitens ... die, die Arbeitsmethodik, die war ein bisschen anders als bei uns. Also, bei uns (ein) Seminar bedeutet mehr Privatissimum. Also man konzentriert sich auf, auf eigene wissenschaftliche Arbeit und ... sagen wir ... weniger vertieft man Themen, die sowie... wie zum Beispiel in Wien, auf dem Seminar, also... [...Ich] glaube, dass es das erste Seminar war, etwas über Jugend usw. [...] Und da kann ich mich noch erinnern, also, wie vielseitig war das Problem damals in Betracht genommen, also das und das und statistisch usw... Das finde ich auch nicht schlecht, also es war..., für mich war (es) sicher ... dies ... auch irgendeine Entdeckung. Da haben wir damals... viel auch davon profitiert.“ (PL1³¹⁰)

Vielfältige Zugänge im Bereich der Theologie wurden erwähnt:

„Ja und in Wien war das sicher für mich [...] ein breites... sozusagen... Spektrum von verschiedenen Zugängen zur Theologie. [...] Und das... hat mich vor allem am Anfang ein bisschen erstaunt, diese verschiedenen Ausgangspunkte von Pastoraltheologen...“ (SLO1³¹¹)

In einem anderen Interview wurde erzählt, dass sich die Theologie des Heimatlandes eher damit beschäftigte, die aus dem Vatikan stammenden Dokumente zu kommentieren. Im Gegensatz dazu sah der Befragte in der westlichen Theologie eine Eigenständigkeit im Denken, wo es eher üblich ist, eigenständige Ideen zu entwickeln, zu formulieren und dadurch zu einer breiter angelegten Theologie beizutragen.

³¹⁰ PL1, 71.

³¹¹ SLO1, 80.

„Also die (HL-) Theologie und die westliche Theologie, das ist eine andere Sache, weil sich die (HL-) Theologie seit dreißig Jahren damit beschäftigt, die Dokumente des Apostolischen Stuhles und des Papstes zu kommentieren, das ist einfach die ganze (HL-) Theologie momentan.“ (PL3³¹²)

Wie bereits bei einem anderen Thema angedeutet, ging es auch in der Theologie während des Kommunismus darum, die Kirche zu verteidigen und es war ein ungeschriebenes Gesetz, dass jede Kritik, jede Abweichung von einer treuen vorgegebenen Linie, ein Verrat an der Kirche war. Dieses Denken wurde auch nach der Wende tradiert und es ist im Osten immer noch nicht sehr üblich, neue Ideen im Bereich der Theologie als etwas Wertvolles zu schätzen und zu entwickeln. Wiederum geht es um den Unterschied Ost - eine Linie versus West - breiteres Denken mit mehreren neuen Ansätzen:

„Aber doch blieb die Theologie mehr oder weniger in einer Verteidigung der Kirche gegen das Regime, nicht? Und das war so... nicht so... die Theologie so offen oder so... für die Neuigkeiten bereit. [...] Ich erinnere mich, als damals ein Professor aus Frankreich kam und er war so frisch in neuen Ideen und so... waren wir als Studenten sehr begeistert...“ (SLO1³¹³)

Das Erbe der kommunistischen Zeit besteht in den Ländern immer noch, allerdings meinte ein Interviewpartner, dass bereits ein Ausgleich zwischen dem östlichen und dem westlichen Denken stattgefunden hat.

„Und natürlich haben wir eigene Erfahrung dieser Unterdrückung und des Kommunismus... Und Theologie... in ... in vielen Dingen war eingeschränkt... [...] Also man konnte nicht alle Zeitungen, theologische Zeitungen lesen [...]. Jetzt nach dieser Zeit... Ich glaube, dass wir irgendwie... in Ideen, in Gedanken... vielleicht auch ziemlich ähnlich sind..., nur unsere verschiedenen Situationen verlangen von uns auch verschiedene... Strategien und Meinungen.“ (HR1³¹⁴)

Die Menschen in den Heimatländern haben oft Angst vor der Offenheit, die die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten in Wien kennen gelernt haben. Im Unterschied zum Heimatland durften in Wien unterschiedliche – auch schwierige – Themen angesprochen und diskutiert werden. Im Heimatland wehrt man sich dage-

³¹² PL3, 90.

³¹³ SLO1, 74-76.

³¹⁴ HR1, 58.

gen, Themen, die nicht ganz konform mit den amtlich vertretenen Positionen der Kirche gehen, anzusprechen. Viel mehr steht man hinter diesen Positionen und es ist nach wie vor nicht erlaubt, darüber zu diskutieren, ob und wie es auch anders gut sein könnte.

„Sondern nur, was mich... dort ein bisschen fasziniert und weshalb... Leute hier ein bisschen Angst vor der westlichen Theologie haben, ist diese Offenheit... Offenheit. Auch für manche Fragen, die in der Kirche immer noch Tabu-Fragen sind. Darüber spricht man draußen in der Theologie ganz offen... Und hier... ohne darüber nachzudenken, steht man sofort hinter der... Lehre der Kirche.“ (HR1³¹⁵)

Die Möglichkeit des Dialogs unterstützt automatisch das mannigfaltige Denken. Mehrere Theologen und Theologinnen kommen durch ihre unterschiedlichsten Perspektiven zu unterschiedlichen Ansätzen, die einander ergänzen (können).

„Ich habe immer wieder einen Vergleich zwischen Wien und (Hauptstadt im Heimatland) gemacht. Theologie in Wien und Theologie in (Hauptstadt)... und es gefällt mir, wie es in Wien läuft... Man bekommt... Man hat mehr Möglichkeiten für eine Diskussion... Man hat mehr Möglichkeiten für das Forschen, das selbständige Forschen und Austausch mit den anderen. Und diese Erfahrung war für mich sehr wichtig.“ (HR3³¹⁶)

Aber gleich hier muss wieder relativiert werden. Es war nicht so, dass in den Heimatländern der ehemaligen Stipendiatinnen bzw. Stipendiaten kein Dialog stattgefunden hat. Es hat lediglich weniger Möglichkeiten gegeben als in Wien. Aber auch in den Heimatländern der Interviewpartner und -partnerinnen wurden immer wieder Ausnahmen von Professoren genannt, bei denen die Studierenden Ansätze von dieser „Breite überblicken“ lernen konnten. Es fällt bei den Interviews auf, dass Professoren, die als Vorbilder genannt wurden, entweder selbst in einem westlichen Land studiert haben, oder in Eigenregie sehr viel westliche theologische Literatur studiert und sich eigenständig diese offene und breite Sichtweise angeeignet haben.

„Es gab auch unter meinen Professoren in (Hauptstadt im HL) einige, die so viel gelernt oder gelesen haben und sie konnten diese... Breite überblicken. Und sie haben auch uns so gelehrt

³¹⁵ HR1, 58.

³¹⁶ HR3, 39.

und ich bin ihnen dankbar. Aber... irgendwie gab es auch... so eine zu katholische (lacht) Theologie (lacht).“ (HR3³¹⁷)

Durch die Pastoraltheologie in Österreich haben die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten eine Theologie erlebt, die offen war und sich den unterschiedlichsten Fragen gestellt hat, die aus der Gesellschaft oder der Kirche kamen.

„Pastoraltheologie in (Hauptstadt im HL) war für mich langweilig. Es war... so... eine Wiederholung von allem, was ich in anderen Fächern gehört habe. Ein bisschen Dogmatik, ein bisschen... Heilige Schrift oder so was..., es war nicht aktuell, es gab... kein Gespräch zwischen... Theologie und Gesellschaft, aktuelle Fragen wurde nicht diskutiert oder so. [...] In Wien habe ich das ganz anders erlebt. Das sieht man zum Beispiel diesen theologischen Hintergrund... mache dich bereit für das Gespräch mit den Fragen, die jetzt kommen, aus der Gesellschaft oder der Kirche, und es war so lebendig, es war so interessant... und ich denke, den größten Unterschied finde ich in diesem Bereich.“ (HR3³¹⁸)

Eine Interviewpartnerin erzählte, dass die Unterschiede im Bereich der Theologie zwischen Ost und West gut sichtbar waren. Bei den Vorlesungen im Heimatland wurde eine Meinung präsentiert, in Wien mehrere verschiedene Meinungen, auch entgegengesetzt, nebeneinander.

Einheit in Vielfalt: Diese haben auf eine praktische Art und Weise die Befragten auch in der Gemeinschaft mit anderen Stipendiatinnen und Stipendiaten am eigenen Leib erlebt. Sie kamen von unterschiedlichen Ländern, haben unterschiedliche Hintergründe und Sichtweisen gehabt und dennoch war ein Meinungsaustausch möglich und wurde als Bereicherung erlebt.

„Und ja..., was noch interessant war bzw. sehr anziehend... sehr... bereichernd..., dass die Studenten vor allem im Pastoralen Forum sehr... sehr... gemeinsam vieles unternommen haben... bzw... Zuerst hat man schon die Unterschiede gespürt... zwischen den Ländern und die Sichtweise und theologische Auffassungen. Und trotzdem... beim Privatissimum, obwohl verschiedene... Meinungen geäußert wurden..., war es ein Meinungsaustausch und nicht Kritik. Und nicht... Und die wurde angenommen. Und das war auch sehr... sehr, sehr berei-

³¹⁷ HR3, 51.

³¹⁸ HR3, 51.

chernd. Das könnte man in (HL) nicht machen... so einen theologischen Austausch und... Besprechung... und positive Kritik (lacht)... unterstützend einander.“ (HU1³¹⁹)

Die Lehre stand in den ost(mittel)europäischen Ländern im Vordergrund, die Linientreue, wobei eine Diskussionsmöglichkeit mit neuen Ideen und einem weiterentwickelten Denken kaum eingeräumt wurde. Rückblickend nahmen die Interviewpartner diese theologische Denkweise des Heimatlandes stärker wahr, da sie in Wien einen Kontrast dazu erlebt haben und die breitere Basis im Bereich der Theologie kennen gelernt haben.

„In (HL) haben wir jeden Tag fünf, sechs Lehrveranstaltungen gehabt. Also das war eine frontale... Vorstellung über Lehre.“ (HU2³²⁰)

Unantastbarkeit versus Kritik

Die Kritik, die die Befragten in Wien erlebt haben, haben sie großteils positiv erlebt, als eine Möglichkeit, um die eigene Meinung zu äußern. Es gab jedoch auch die andere Seite, wo Kritik als etwas Übertriebenes oder Negatives wahrgenommen wurde:

„Also Theologie... sagen wir im deutschsprachigen Raum, also in dem Sinn, glaube ich, ist es in Europa, in Westeuropa ist viel kritischer. Also... man nennt nichts, auch das Heiligste nennt man nicht ohne Kritik. Was besonders von Rom kommt, das ist kein Vorurteil, das ist einfach Wirklichkeit. [...]“ (PL1³²¹)

Mit Empörung sprach dieser ehemalige Stipendiat darüber – und er sprach relativ viel über dieses Thema, was darauf hindeutet, dass es ihm wichtig war – wie er die Kritik in Wien wahrgenommen hat. In einer Kritik sah er einen Kampf gegen die eigene Kirche und verstand nicht, warum das die Kirchenangehörigen getan haben.³²² Forderungen oder Kritik wurden weniger als Bemühung um eine (positive) Weiterentwicklung der Kirche verstanden, sondern eher als ein (negatives) Bekämp-

³¹⁹ HU1, 72.

³²⁰ HU2, 32.

³²¹ PL1, 107.

³²² Die Rede war in diesem konkreten Fall u. A. von der Bewegung *Wir sind Kirche*, in der sich jene Menschen sammelten, die 1995 das Kirchenvolksbegehren initiiert und Reformen in der Katholischen Kirche gefordert haben.

fen der eigenen Kirche – vergleichbar mit der (verständlichen) Einstellung zur Kirche in der Zeit des kommunistischen Regimes: Wer die Kirche kritisiert, der ist gegen sie.

„Weißt du, ich kann mir viel vorstellen. Dass die Leute auf der Seite stehen. Dass die Leute gegen die Kirche sind. Aber dass eigene Leute gegen die Kirche wirklich kämpfen... - das wäre zu hart (gesagt) - aber der Kirche das tun, das kommt für mich nicht in Frage. [...] Und das fand ich total falsch.“ (PL1³²³)

Ein anderer Interviewpartner erwähnt es wertfrei, dass in Österreich im Vergleich zum Heimatland viel liberaler gedacht wurde:

„[...] ich bin gelandet in einem Milieu, wo viel liberaler gedacht wurde...“ (RO1³²⁴)

Als Erklärung für die „Unantastbarkeit“ bzw. Kritikfeindlichkeit der Kirche im Heimatland bringt ein Befragter die Begründung, die bereits oben angedeutet wurde. Die Kirche, die dem kommunistischen Regime widerstehen musste, konnte es sich nicht erlauben, von ihren eigenen Mitgliedern kritisiert zu werden. Vielmehr war sie darauf angewiesen, dass alle an einem Strang gezogen haben, um dem kirchenfeindlichen Regime zu widerstehen. Das galt auch für die Theologie, die zu Hundertprozent hinter ihrer Kirche stehen musste.

„Aber doch blieb die Theologie mehr oder weniger in einer Verteidigung der Kirche gegen das Regime...“ (SLO1³²⁵)

Eine andere befragte Person sah gerade bei diesem Thema den größten Unterschied zwischen der Kirche in Ost und West.

„Der größte Unterschied ist vielleicht dieser kritische Blick. Ja.“ (HR3³²⁶)

Aktualität der Fragen

Der Hälfte der befragten Personen hat es in Wien gut gefallen, dass die Theologie, der sie dort begegnet sind, den aktuellen Fragen der Kirche und Gesellschaft

³²³ PL1, 113.

³²⁴ RO1, 60.

³²⁵ SLO1, 74.

³²⁶ HR3, 51.

gerecht wurde. Mit anderen Worten: In Österreich erlebten sie eine kontextgebundene Theologie. In den Heimatländern wurde die Theologie dagegen weniger kontextgebunden erlebt, die Fragen vor allem in der Pastoraltheologie waren weniger aktuell, sondern eher allgemein gültig.

„[...] die Aktualität der Fragen war für mich interessant...“ (HR3³²⁷)

Ein ehemaliger Stipendiat bemerkte diesen Unterschied auch bei anderen Fächern außerhalb der Pastoraltheologie. Ebenfalls ging es auch z. B. in der Philosophie um die Praxisnähe.

„[...] der größte Unterschied [besteht darin, dass es] viele entwickelte Teile der Theologie an den westlichen Universitäten gibt, die mehr praxisbezogen sind als nur die theoretischen Säulen. Es geht nicht nur um die Pastoraltheologie..., sondern auch um die Philosophie, die dabei gelehrt wurde. Das bedeutet, mit der Philosophie ein sehr scharfes und kritisches Denken zu entwickeln.“ (SK1³²⁸)

Und auch die Sprache der Theologie war näher der gängigen, gesellschaftlichen Ausdrucksweise als im Heimatland.

„Aber die Unterschiede sehe ich dort, dass die Theologie im Westen, wenn wir das so nennen, viel ziviler ist... oder viel... näher zur breiteren gesellschaftlichen Sprache...“ (SK1³²⁹)

Hier wiederum ein Beispiel, wie die Denkweise der Theologie, die eine interviewte Person im Heimatland gelernt hat, beschrieben wurde. Dieser Interviewpartnerin hat gut gefallen, dass die Theologie in Wien „lebendig“ war – also praxis- und lebensnah.

„Also die Theologie in (HL) war sehr philosophisch und sehr, sehr scholastisch... [...] Als ich in (HL) Theologie studiert habe, dachte ich..., ich werde das nicht schaffen, das ist mir hochwissenschaftlich und gar nicht lebendig. Und in Wien war das Gegenteil.“ (HU1³³⁰)

„In Wien war das sehr praxisnah (lacht). Es war schon wissenschaftlich..., auf der Basis der heutigen Erkenntnisse. Und nicht auf... mittelalterliche Philosophie... wurde zurückgegriffen.“

³²⁷ HR3, 51.

³²⁸ SK1, 63.

³²⁹ SK1, 63.

³³⁰ HU1, 62.

[...] Und... ja... also und es war auch sehr neu in der Pastoraltheologie..., dass es die Pastoraltheologie von der Praxis aus gesehen wurde. Also sehr praxisnah.“ (HU1³³¹)

Vorgaben versus Eigenständigkeit

Grundsätzlich lässt sich aufgrund der Aussagen feststellen³³², dass auf den westlichen Universitäten mehr auf Eigenständigkeit der Studierenden gebaut wird – auf den östlichen Universitäten es dagegen wesentlich mehr Vorgaben gibt.

In den Heimatländern war es üblich, dass bestimmte Lehrveranstaltungen für die Studierenden eines Jahrgangs verpflichtet waren. Das heißt, man musste an Vorlesungen und Seminaren verpflichtend teilnehmen. An der Universität Wien hat – zumindest bei Vorlesungen – niemand die Teilnahme kontrolliert und die Studierenden konnten selbst entscheiden, ob sie hingehen oder nicht. Für die Prüfung mussten sie sich jedoch selbständig vorbereiten.

„Es gibt Vorlesungen, es gibt Seminare, irgendwie wie bei uns hier. Also das ist grundsätzlich ähnlich, aber es sind Kleinigkeiten, die machen den großen Unterschied schon. Also interessiert niemanden, ob ich komme oder nicht, also...“ (PL1³³³)

Auch die Forschungstätigkeit wurde auf selbstständiger Arbeit aufgebaut. Es lag an den Studierenden, entsprechende Seminare zu besuchen, wo sie die Forschungsmethodologie erlernen konnten und/oder selbständig Literatur zu diesem Thema zu studieren.

„Man gab mehr Möglichkeiten für das Forschen, das selbständige Forschen...“ (HR3³³⁴)

Den Unterschied zwischen mehr und wenig Selbständigkeit war aber auch außerhalb der Wissenschaft spürbar. Ein Interviewpartner erzählte, wie es im Priester-

³³¹ HU1, 72.

³³² Diese Feststellung kann ich auch durch meine Erfahrungen, die ich immer wieder im Rahmen des Stipendienprogramms mache, bestätigen.

³³³ PL1, 69.

³³⁴ HR3, 39.

seminar³³⁵ im Heimatland war. Im Unterschied dazu hat er in Wien nicht das Gefühl gehabt, dass es „wie in einer Kaserne“ bzw. „wie in einer Schule“ war.

„Zum Beispiel im Priesterseminar, es war klar, wir waren wie in einer Kaserne, (...) es war ganz anders. Wie..., wie einer Schule...“ (PL1³³⁶)

Kulturelle Unterschiede

Beim Studienaufenthalt merken alle Stipendiatinnen und Stipendiaten, dass die Kultur, die sie dort umgibt Unterschiede zu dem bisher im Heimatland Erlebten darstellt. Am markantesten war es bei jenen Befragten zu spüren, die in einem anderen als in einem römisch-katholischen Milieu im Heimatland aufgewachsen sind und sich daher auch von ihrer religiösen Denkweise im Laufe ihres Stipendienaufenthaltes umstellen mussten.

„Es ist auch von der Basis klar, dass es Unterschiede gibt, weil... ich komme von der orientalischen Tradition, der byzantinischen Tradition... ich komme von einem anderen Land mit anderen Sichtweisen, auch was Religion betrifft...“ (RO1³³⁷)

Dieses religiös-kirchliche Denken war auch im Rahmen des Universitätsstudiums zu spüren.

„Weil das Studium in Österreich ist im Vergleich zum Studium in (HL)... normalerweise sind zwei... zwei verschiedene Kulturen... eine orthodoxe Kultur... eine orthodoxe Kirchenkultur in Vergleich zu katholischer Kultur, zur römisch-katholischen Kultur. [...] Und... ja... ich habe... die Möglichkeit, eine... diese Kultur zu kennen... eine... auch eine... Universitätskultur. [...] Und ich bin froh darüber, dass ich die Möglichkeit hatte für... das Kennenlernen dieser Kultur. Für mich war es eine große Erfahrung und eine große Möglichkeit.“ (RO2³³⁸)

Einzelne sahen in der Lebenskultur in Wien eine Bereicherung für sich, ohne die Kultur des eigenen Heimatlandes abzuwerten.

³³⁵ Der Befragte besuchte in Wien kein Priesterseminar, er hat es nur als Beispiel herangezogen, um die Unterschiede zwischen Ost und West zu demonstrieren. In den Heimatländern der ehemaligen Stipendiaten waren jedoch die Priesterseminare oft mit der theologischen Fakultät verknüpft.

³³⁶ PL1, 71.

³³⁷ RO1, 60.

³³⁸ RO2, 93.

„Also... wenn ich das Leben in (HL) mit dem Leben dort in Wien vergleichen würde... Es war vor allem eine andere Lebensart... Ein Leben, das interessanter, einfacher ist... Was das persönliche Leben betrifft, so war es eine Belebung, es hab mehr Möglichkeiten, Anlässe, viel mehr.“ (SK2³³⁹)

Weniger versus mehr Ordnung

Einige Male wurde das Thema Ordnung angesprochen und erzählt, dass im Westen mehr Ordnung vorherrscht als in den östlichen Ländern. Grundsätzlich wurde die in Österreich erlebte Ordnung positiv bewertet.

Diese bezieht sich einerseits allgemein auf das öffentliche Leben (z. B. Pünktlichkeit, öffentliche Verkehrsmittel). Die Ordnung wird als etwas gedeutet, worauf man sich verlassen kann.

„Ja, aber für mich war es sehr gut, weil... ich war pünktlich. Ich bin pünktlich. Ich bin ordnungsliebend. Aber dort war es wie eine Uhr aus der Schweiz. Und ich habe... beobachtet, dass... das Leben aus Österreich... ist... pünktlich, das muss gehen pünktlich... die U-Bahn geht auch pünktlich und das ist gut. Weil im Vergleich mit (HL), nein, nein, es gibt diese Ordnung nicht. Und das kann man beobachten. Ob es in einem Land Ordnung gibt oder nicht. Oder nicht. Und das gefällt mir gut.“ (RO2³⁴⁰)

Andererseits aber auch auf das kirchliche Geschehen (römisch-katholische, rationale Ordnung).

„Zu mir hat immer mehr gepasst, römisch-katholisch sein, der Stil, was die Ordnung betrifft.“ (RO1³⁴¹)

Und auch Ordnung an der Universität wurde genannt.

„Die Universität hat mir sehr gut gefallen, weil es war Pünktlichkeit, es war... die Prüfungen sind Prüfungen, man kann die Prüfungen nicht kaufen [...] . Aber in (HL) oder in Osteuropa... dies alles fehlt.“ (RO2³⁴²)

³³⁹ SK2, 37.

³⁴⁰ RO1, 81.

³⁴¹ RO1, 60.

³⁴² RO2, 85-87.

Beim wissenschaftlichen Arbeiten hat den Befragten die Struktur der Arbeit, eine gewisse Ordnung in der Logik gefallen. Die Aussagen lassen vermuten, dass dies in den Heimatländern der befragten Personen nicht selbstverständlich war.

„Aber was mir sehr gut getan hat, war von Professor Zulehner diese vierbändige Arbeit Pastoraltheologie, wo eine klare Struktur von Pastoraltheologie zu sehen ist ...“ (SLO1³⁴³)

Unterschiedliche Themen in Ost und West wichtig

Von zwei befragten Personen kamen Themen zum Ausdruck, die für die Ortskirchen von Bedeutung waren. Themen, die in Österreich in der Kirche aktuell waren, waren in der Kirche des Heimatlandes oft entweder Tabuthemen, die man nicht zur Sprache gebracht hat, oder sie waren uninteressant, weil sich die Kirche mit anderen, wichtigeren Themen momentan auseinandersetzen musste.

„Und da waren die Probleme, die wir damals... da sind wir konfrontiert worden, mit diesen Problemen, die wir bei uns überhaupt nicht erkannt haben.“ (PL1³⁴⁴)

„[...] womit sich Pastoraltheologie oder Theologie überhaupt in Deutschland beschäftigt..., das ist vielleicht bei uns nicht so aktuell... oder wird einmal irgendwann einmal irgendwann, aber momentan ist etwas bei uns ganz anders.“ (HR1³⁴⁵)

Eine Disziplin versus mehrere Disziplinen

Dieses Thema wurde ausdrücklich nur von einem Interviewpartner angesprochen. Zwischen den Zeilen kam es aber auch in anderen Interviews vor, wenn die Befragten festgestellt haben, dass sie in Wien gelernt haben, die Theologie mit anderen wissenschaftlichen Disziplinen zu verbinden.

In den Heimatländern war es dagegen üblich, sich auf eine wissenschaftliche Disziplin zu konzentrieren. Jemand, der zwei verschiedene wissenschaftliche Disziplinen studieren wollte, galt als einer, der keine klare Linie hat, der sich nicht entscheiden kann.

³⁴³ SLO1, 80.

³⁴⁴ PL1, 107.

³⁴⁵ HR1, 58.

„Entweder willst du Theologie oder Jus. Du kannst nicht in zwei Schiffen mit deinen Beinen sein. Entweder du entscheidest dich für eine Sache oder andere Sache.“ (RO1³⁴⁶)

In Wien haben die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten gelernt, dass es für das theologische Denken und Argumentieren gut ist, sich auch für andere wissenschaftliche Richtungen zu interessieren. Man könnte sagen, dass die Sichtweise genau umgekehrt zu der beschriebenen östlichen theologischen Sichtweise ist: Wenn im Westen jemand ein guter Theologe sein will, muss er sich auch für andere wissenschaftliche Disziplinen interessieren – diese dienen dann einer (auch theologischen) Horizonterweiterung. Die anderen Disziplinen stellen der Theologie neue Fragen, wie auch umgekehrt die Theologie andere Disziplinen bereichert.

Nochmals ein etwas zugespitztes Zitat zur Theologie im Heimatland:

„Es war nur... Theologie, Theologie, Theologie, nicht etwas anderes. Und das... das ist auch... das passt auch für die Studenten, die nur Fachtheologie studieren. Die sind... begrenzt, erschrocken von der Gesellschaft, weiß nicht, sie sind... fixiert auf Theologie.“ (RO1³⁴⁷)

So viel zur kirchlichen bzw. zur theologischen Sicht. Auf der anderen Seite stand jedoch die Sichtweise außerhalb der Kirche. Bei einer Jobsuche im außerkirchlichen Bereich war es sehr vorteilhaft, nicht nur Theologie studiert zu haben:

„Du kommst von Anfang an mit einem schwarzen Punkt... auf... auf deiner Stirn. Es ist blöd von der Gesellschaft... aber leider. Die denken: Was kann er machen? Was? Er kann nur... spirituelle Sachen. Kann er mit Computer umgehen? Kennt er eine Sprache? Nein. Und die Kollegen, die sich nicht fürs Priestertum entschlossen haben, entweder... sind sie Lieferanten geworden oder sie waren Lenker, oder sie haben bei einem Fast-Food-Laden gearbeitet bis sie langsam etwas tun konnten. Und das ist das Perverse. Im Vergleich zu Wien ... wie... wo Professor Zulehner immer betont hat: sei mit zwei Beinen in der Kirche und in der Gesellschaft. Es gibt nicht Platz für alle in der Kirche. Jeder in der Gesellschaft... ihr habt die Basis, ihr habt die Prinzipien, versucht dort etwas zu tun, und zu ändern.“ (RO1³⁴⁸)

³⁴⁶ RO1, 110.

³⁴⁷ RO1, 110.

³⁴⁸ RO1, 110.

Breite versus Fokus

Immer wieder berichten Stipendiatinnen und Stipendiaten etwas, was auch bei den Interviews zur Sprache gekommen ist. In den Heimatländern waren die Befragten gewohnt, beim Schreiben von wissenschaftlichen Arbeiten ein möglichst breites Spektrum eines bestimmten Themas abzudecken. Oft waren sie dann etwas überrascht, als ihnen dann von den Betreuern bzw. Betreuerinnen in Wien rückgemeldet wurde, dass das Thema viel zu breit angelegt ist und der Fokus auf einen bestimmten Abschnitt des Themas gelegt werden sollte.

„Ich erinnere mich, dass bei ersten Tutorium, das war in... Mitte Oktober, die Menschen in der Kommission haben gesagt, entschuldigen Sie, aber hier haben Sie nicht eine, sondern drei Doktorarbeiten, Dissertationen aus diesem Thema zu machen, aber jetzt müssen sie sich begrenzen. Das ist ein schwacher Punkt bzw. die Unterrichtsmethode in (HL), es ist zu breit...“ (RO1³⁴⁹)

Autorität versus Kollegialität

Was auch neu und im Heimatland der Alumni nicht so deutlich vorhanden war, war die Dialogbereitschaft und Wertschätzung von Seiten der Professoren bzw. Professorinnen, die eine wichtige Motivationskraft und gute Basis für das Schreiben der Dissertation darstellte.

„Diese Offenheit... und... Dialogbereitschaft... Ich habe mich so anerkannt irgendwie gefühlt... Und ich habe mich immer als Subjekt wahrgenommen... Ich habe mich irgendwie... Ja, du bist wichtig, du mach das jetzt, diese Dissertation ist wichtig, ist wertvoll... Also diese große Offenheit ist... habe ich in Wien erlebt und das ist ein großer Schatz für mich.“ (HR2³⁵⁰)

Eine befragte Person erzählte, dass der Umgang der Professoren bzw. Professorinnen in Wien und im (HL) unterschiedlich war: In Wien hat sie diesen nicht so sehr als von oben herab erlebt, sondern eher als eine Hilfestellung. Im Heimatland war es anders. Diskussionen waren dort im Rahmen des Fernstudiums überhaupt nicht möglich, es hat sie einfach nicht gegeben.

³⁴⁹ RO1, 38.

³⁵⁰ HR2, 83.

Sonstiges

Schließlich gab es zum Thema ‚Unterschiede zwischen Ost und West‘ noch einzelne interessante Aussagen, die keinem Code zugeordnet wurden, sie aber am Rande zu diesem Thema zugeordnet werden konnte:

- Die Unterschiede zwischen Ost und West sind innerhalb der letzten 15 Jahre geschrumpft.³⁵¹
- Im Einzelfall gab es kaum einen Unterschied zwischen der Theologie in Ost und in West, die auf den Universitäten gelehrt wurde.³⁵²
- Umbruchprozesse stehen auch den Kirchen der osteuropäischen Länder bevor - diese werden zeitverzögert kommen und an Aktualität gewinnen.³⁵³
- Ein Doktorat im Westen zu haben heißt, am Anfang einer wissenschaftlichen Karriere zu stehen - im Osten ist man mit einem Dokortitel fast schon am Ziel angekommen und wird als ein Fachmann für alles gesehen.³⁵⁴
- Die Qualität des Theologiestudiums in Wien wird als höher eingestuft. Im Heimatland fehlten auch nach der Wende finanzielle Mittel und auch das Know-how der Professoren bzw. Professorinnen. Heute hat sich diese Situation schon verbessert, aber gleich ist es noch nicht.³⁵⁵
- Die Bibliotheken sind in den Heimatländern nicht so gut sortiert wie in Wien. Einerseits liegt es daran, dass im deutschsprachigen Raum mehr Bücher publiziert werden als in den jeweiligen osteuropäischen Sprachen. Andererseits ist auch in den Bibliotheken die „Lücke“ des Kommunismus spürbar, denn in dieser Zeit durfte (zumindest offiziell) keine neue theologische Literatur angeschafft werden.³⁵⁶
- In Wien gibt es wenige Seminare, die verpflichtend sind. Im Heimatland musste man wesentlich mehr Lehrveranstaltungen besuchen.³⁵⁷
- Im Heimatland gab es meistens einen Frontalunterricht – in Wien dagegen mehr Diskussionen zu den gelehrt Themen.³⁵⁸

³⁵¹ PL1, 107.

³⁵² PL2, 90.

³⁵³ SLO1, 74.

³⁵⁴ HR1, 70.

³⁵⁵ HU2, 32.

³⁵⁶ HU2, 28.

³⁵⁷ HU2, 32.

3.2.6 *Betreuung der wissenschaftlichen Arbeiten*

Ein Thema, das bei den Interviews speziell angesprochen wurde, war die Betreuung der wissenschaftlichen Arbeiten der Befragten. Das Ziel war dabei, die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten im Nachhinein leichter dazu zu motivieren, auch über eventuelle kritische Punkte zu sprechen als in der Zeit, wo die Betreuung noch aktuell war und es für Stipendiatinnen und Stipendiaten schwieriger war, Mängel an ihrer Betreuung - und dadurch Kritik an den Betreuungspersonen – auszusprechen.

Es gab eindeutig wesentlich mehr positive als negative Aussagen zum Thema Betreuung:

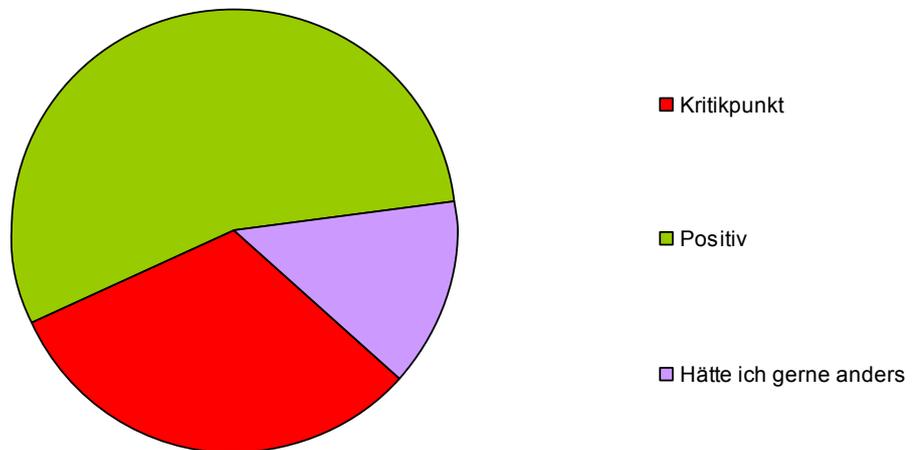


Abbildung 28: Äußerungen zum Thema Betreuung gebündelt nach Wertigkeiten

Kritik an der Betreuung

Auch wenn es mehr Plus- als Minuspunkte bei der Beurteilung der Betreuung gegeben hat, sollen die genannten Kritikpunkte als erstes vorgestellt werden.

Von allen Problemen, die die interviewten Personen bei Gesprächen genannt haben, gab es eine Schwierigkeit, die bei den Befragten die größte Hürde darstellte.

³⁵⁸ HU2, 32.

Dieses Problem wurde von mehreren Befragten genannt, also kann davon ausgegangen werden, dass es sich um keine Ausnahme handelt. Es ist von großer Bedeutung, dieses Thema gleich am Anfang anzusprechen, weil es für die künftigen Betreuer wichtig sein kann, darauf ganz besonders zu achten, dass diese Situationen möglichst vermieden werden.

Es soll ausdrücklich erwähnt werden, dass bei diesen Kritikpunkten lediglich die Aussagen der interviewten Personen zusammengetragen wurden, ohne zusätzlich zu untersuchen, wer die Schuld oder die Verantwortung für diese Kritikpunkte tatsächlich zu tragen hatte. Es ist jedoch auffällig gewesen, dass die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten bei Problemen wenig Eigeninitiative an den Tag gelegt haben, was dadurch erklärt werden kann, dass sie dies in ihren Heimatländern nicht gelernt haben.

Kritische Rückmeldungen von Anfang an

Das genannte Problem³⁵⁹ kann vereinfacht dargestellt werden: Die Stipendiatin oder der Stipendiat arbeitet in der Regel drei, faktisch zumeist vier Jahre an der Dissertation und trifft sich regelmäßig mit dem Betreuer bzw. der Betreuerin. Es scheint alles in Ordnung zu sein, der Betreuer bzw. die Betreuerin ist offensichtlich mit dem Fortgang der Arbeit zufrieden, es gibt kaum kritische Rückmeldungen von seiner/ihrer Seite, der/die Studierende arbeitet an der eigenen wissenschaftlichen Arbeit weiter und gibt die fertige Arbeit schließlich ab. Plötzlich meldet sich der Zweitgutachter und deutet an, dass er die Arbeit so nicht akzeptieren kann, weil sie wissenschaftlich grobe Mängel aufweist beziehungsweise die wissenschaftliche Denkrichtung nicht stimmt. Der/die Studierende steht nun vor der Aufgabe, Grundsätzliches in der Dissertation überarbeiten zu müssen, wo er/sie sich bereits gefreut hat, dass die Arbeit endlich fertig und abgegeben war. Und er/sie ist vom Betreuer enttäuscht, weil dieser ihm nicht rechtzeitig kritisch rückgemeldet hat, was an der Arbeit noch nicht gut genug ist bzw. was anders geschrieben werden hätte müssen,

³⁵⁹ PL1, 79.91.99.103; HR1, 56; SK2, 45.

was an der Ausrichtung der Arbeit nicht gestimmt hat. So viel als Skizze eines utopischen Fallbeispiels.³⁶⁰ Hier nun O-Töne aus den Interviews zu diesem Thema.

„Na ja, hier habe ich..., da habe ich noch eine kritische Erinnerung, weil... Ich habe bei Prof. (Name des Hauptbetreuers) geschrieben [...] Ich habe es geschrieben, so ungefähr habe ich schon die Arbeit ... und Prof. (Name des Hauptbetreuers) hat sie angeschaut und gesagt, es ist okay. Und als die Arbeit der... Prof. (Name des Zweitgutachters) sah, sagte er, also der dritte Teil ist nicht ausreichend bearbeitet. Also es war für mich so ein bisschen..., ein bisschen eine kleine Enttäuschung... schon, aber es war für mich wichtig damals, der Professor (Name des Zweitgutachters) sagte, wenn Sie wollen, kann ich Ihnen helfen. Also er hat auch die Hilfe angeboten, dass ich auch... Es war natürlich, es ist schwer schon manche Sachen zu korrigieren, ... schade fand ich, dass ich nicht in Betracht gezogen habe, mit ihm früher in Kontakt..., mit ihm einen Kontakt aufzunehmen... Na ja, es war einfach so.“ (PL1³⁶¹)

Die große Enttäuschung bestand darin, dass der Betreuer bzw. die Betreuerin nicht kritisch genug war.

„Natürlich war ich auch enttäuscht, weil (Name des Hauptbetreuers) sagte, okay, so kann ich einreichen.“ (PL1³⁶²)

Es blieb auch nach dem Abschluss des Doktoratsstudiums ein schaler Nachgeschmack, die Befragten haben auch später das Gefühl behalten, dass die eigene Arbeit, in die sie so viel Mühe und Zeit investiert haben, nicht gut genug war.

Der folgende Interviewausschnitt zeigt, wie es dem genannten Interviewpartner bei und nach der neuerlichen Überarbeitung der Dissertation gegangen ist:

„[...] machen wir das Beste, was nur möglich ist usw. Und da habe ich das gemacht und... ich war auch nicht zufrieden, ganz zufrieden, weil er sagte... also im Gespräch ist die Sache..., wir haben es besprochen usw. ... Die ganze Arbeit sollte ein bisschen in eine andere Richtung gehen. Aber... es war schon zu spät. Also... wir waren schon so weit unterwegs...“ (PL1³⁶³)

³⁶⁰ Hier wird ein utopisches Fallbeispiel skizziert und dabei Erzählungen aus mehreren Interviews verwendet, wo es um ein ähnliches Thema ging. Die erzählten Geschichten variierten ein wenig, hatten aber die gleiche Hauptbotschaft.

³⁶¹ PL1, 79.

³⁶² PL1, 99.

³⁶³ PL1, 103.

In einem anderen Fall ging es darum, dass der gewählte Zweitbetreuer Grundsätzliches an der Wissenschaftlichkeit der Dissertation auszusetzen hatte. Das Problem konnte dann ausgeräumt werden, die Enttäuschung und das unangenehme Gefühl, dass die Arbeit nicht gut war, sind leider geblieben.

„Ich habe komische Situationen erlebt und das... was für mich sehr... schlecht sozusagen..., ich war auch ein bisschen enttäuscht... [...] Und ich kann mich erinnern, nach diesem... Zusammentreffen mit [den Zweitgutachter] ... bin ich zum Privatissimum gekommen, wo auch Zulehner war..., und ich war ganz böse... Auf das ganze System... Und ich habe dann Zulehner erzählt, was war... Und... ich hatte auch damals so einen Eindruck... und ich glaube..., das hat so viel irgendwie... bei mir hinterlassen, dass ich bis heute noch den Eindruck habe, dass das keine gute Arbeit war...“ (HR1³⁶⁴)

Mangelndes Verständnis durch den Betreuer

Eine andere Schwierigkeit, die als Kritikpunkt bei der Betreuung der wissenschaftlichen Arbeit genannt wurde, bestand darin, dass sich die Befragten mit ihrem damaligen Betreuer nicht gut verstanden haben.

„Also... am Anfang war es schwer... Ein ganzes Jahr habe ich mich nicht so gut mit meinem Coach verstanden (lacht)... Er hat mich nicht so... hat mich nicht so gut verstanden oder er hat auch vielleicht..., oder ich habe (ihn?) auch nicht, ich weiß nicht. Und ein Jahr habe ich eigentlich... (lacht), bei dieser Sprechstunde habe ich so geweint, weil... ich war... ich habe das gesehen, dass das nicht geht...“ (PL2³⁶⁵)

In diesem konkreten Fall ging es nach dem ersten Jahr glücklicherweise mit demselben Betreuer besser. Die befragte Person und der Coach fanden einen grünen Zweig und die ehemalige Stipendiatin konnte ihre Arbeit erfolgreich zu Ende führen.

In einem anderen Fall blieb die Unzufriedenheit mit der eigenen Arbeit über Jahre hinweg bestehen.

³⁶⁴ HR1, 56.

³⁶⁵ PL2, 71.

„(Coach) hat... ich glaube, nicht wirklich verstanden, was ich will..., hat aus mir nicht wirklich das herausgeholt, was hätte sein können. Und so ist... ich bin nicht zufrieden mit meiner Diss. Sogar sehr unzufrieden.“ (HU1³⁶⁶)

Mangelndes Vertrauen

In zwei Fällen bestand das Problem der Betreuung mitunter darin, dass der Betreuer bzw. die Betreuerin zu wenig Vertrauen in das hatte, was die Stipendiatin oder der Stipendiat machen wollte.

„Am Anfang habe ich so einen Eindruck gehabt, dass er... mich als... weißt du, ganz... ohne bestimmte Begabung, dass ich so eine schlechte Theologin bin und Studentin, da habe ich so einen Eindruck gehabt. Das ich nicht so... weiß nicht. Das hat mich ganz, weißt du, gestört, dass ich so eine bin... nicht blöd aber... weißt du. So... nicht als Frau, sondern ein Mädchen, eine Studentin [bin] .“ (PL2³⁶⁷)

„Ich bin hingekommen, ‚Schau, das will ich. Ich habe recherchiert in (HL), es wurde nichts gemacht...‘ ‚Was (??)... du weißt nichts über das Thema und ich denke, du bist auf einem... schlechten Weg. Ich habe nicht so viel Vertrauen in dich, wenn du das machst.‘ Und ja, und es war für mich... phuh!... na, ich muss mit dem Mann kämpfen! Er hatte etwas... Ja, und dann habe ich angefangen zu schreiben und langsam hat er auch Vertrauen in das Thema und auch wieder in mich bekommen. Das war so eine gewisse Schwierigkeit.“ (RO1³⁶⁸)

Sprachprobleme

Zweimal wurden von den befragten Personen Sprachprobleme bei der Betreuung genannt. Es war aufgrund mangelnder Sprachfertigkeiten schwierig, den Gedankengängen des Betreuers zu folgen. Gesondert wurde die Schwierigkeit beim Verstehen erwähnt, wenn der Betreuer bzw. die Betreuerin z. B. Wortspiele verwendet hat, die die Studierenden nicht verstanden haben.

³⁶⁶ HU1, 68.

³⁶⁷ PL2, 79.

³⁶⁸ RO1, 58.

„Ich war... in der Sprache sehr schwach und deswegen konnte ich nicht so viel in eine Besprechung kommen oder fragen oder diskutieren, nicht wahr? Das war schwieriger für mich.“ (SLO1³⁶⁹)

„Und außerdem... [der Betreuer] spricht sehr schnell, das war vielleicht noch nicht gesagt. Er spricht sehr schnell, er redet sehr schnell und er ist so ein Wortjongleur und ein Sprachtalent... [...] und dann... man kommt aus Osteuropa, versteht zwar Deutsch, aber absolut nicht auf diesem hohen Niveau [...] . Und dann, wenn er begeistert für ein Thema ist und für mein Thema war er sehr begeistert... für die beiden Themen..., dann plötzlich beginnt er zu zeichnen und dann mit diesen Schriften, die teilweise Schnellschrift sind, teilweise ausgeschriebene Sachen, teilweise so schlampig, nur ein paar Zeichen und dann... du fühlst dort, wenn du bei dem sitzt, dass du das verstehst, aber nach zwei Sekunden außerhalb des Hauses bist du dermaßen allein (lacht)... absolut allein. Also dieser Stil... ich war oft... ich fühlte oft, dass ich verlassen bin...“ (HU2³⁷⁰)

Unterstützung bei Methodologie

Eine befragte Person meinte, dass die Unterstützung im Bereich der Methodologie zu schwach war. In diesem Bereich hätte sie sich mehr Unterstützung erhofft.

„Und auch die methodische... vor allem die Methodologie [habe ich vermisst] ... Fragebögen und Interviews zu machen, das habe ich mir alles selber ausdenken müssen. Wie man das macht und was man dazu wissen soll.“ (HU1³⁷¹)

Erwartung der Selbständigkeit

Es gab auch eine Überforderung, wenn von Seiten der betreuenden Person Selbständigkeit erwartet wurde. Es wurde – so wie sie es im Heimatland üblich war – mehr Unterstützung von der betreuenden Person erwartet.

„Und... ich habe mehrmals erfahren, [wenn] ich zu ihm gekommen bin... mit Fragen und er hat keine Antworten gegeben, sondern er hat mich ermutigt..., die Antworten zu suchen oder Antworten zu finden.“ (HU2³⁷²)

³⁶⁹ SLO1, 70.

³⁷⁰ HU2, 50.

³⁷¹ HU1, 68.

³⁷² HU2, 50.

Mangelnder Kontakt

Zu wenig Kontakt mit dem eigentlichen Doktorvater wurde als weiteres Problem genannt. Jedoch wurde dabei nicht gesagt, dass die Interviewpartner und Interviewpartnerinnen selbst diesbezüglich Initiative ergriffen hätten und den Betreuer gebeten hätten, sich mit ihnen öfters zusammen zu setzen.

„[...] es fehlte uns damals ein bisschen die Anwesenheit von Zulehner.“ (HR1³⁷³)

„Ja, da habe ich ein bisschen die Unterstützung vermisst... Also ich habe gehofft, dass Zulehner mir... Gut, Zulehner hatte keine Zeit. Er war nur beim Privatissimum dabei.“ (HU1³⁷⁴)

Fachlich zu schwach

In Einzelfällen gab es den Eindruck, dass die Betreuung fachlich wenig weitergeholfen hat.

„Und... vielleicht hatte er nicht die ausreichende Erfahrung auch...[...] bei manchen Themen war es vielleicht (für) ihn schwieriger, kompetent und kritisch gleichzeitig zu sein.“ (PL1³⁷⁵)

Der folgende Interviewpartner war der Ansicht, dass eine gute Betreuung nicht darin besteht, dass die betreuende Person alles selbst machen muss. Für den Fall, dass der Betreuer bzw. die Betreuerin in einem Spezialgebiet nicht kompetent genug war, wäre es eine Hilfe gewesen, wenn er bzw. sie die Stipendiatin bzw. den Stipendiaten zu jemanden Kompetenten geschickt hätte, von dem er/sie sich gute Ideen für die eigene Arbeit holen hätte können.

„Vielleicht kann man sagen, konnte er sagen, gehe zum Professor (Name) oder geh zu (Name) oder zu jemanden, der dir hilft. Und... ja, das hat er nicht gemacht. Also das ist kein Vorwurf, nur so..., so war es einfach, so ist es gelaufen.“ (PL1³⁷⁶)

³⁷³ HR1, 56.

³⁷⁴ HU1, 68.

³⁷⁵ PL1, 91.

³⁷⁶ PL1, 97.

Positive Aussagen zum Thema Betreuung

Wesentlich mehr Codings als zur Kritik der Betreuung konnten zu den positiven Aussagen eingeordnet werden. Hier ging es darum, was den Befragten während ihres Studiums an der Betreuung gefallen hat, was sie gefördert hat, was sie faszinierte, was sie nachahmenswert gefunden haben.

Im Folgenden geht es um reale positive Erfahrungen, die die Befragten während ihrer Stipendienzeit in Wien mit unterschiedlichen Betreuern bzw. Betreuerinnen gemacht haben.

Als Person wahrnehmen

Auch wenn die Betreuer für das Fachliche am Studium der Stipendiatinnen und Stipendiaten zuständig waren, hat es den Interviewpartnern und -partnerinnen gut getan, wenn sie als Personen in ihrer Ganzheit wahrgenommen wurden:

„Prof. (Name) hat sich interessiert, sind alle da..., wie es uns geht, kurz mindestens ein paar Worte zu wechseln, wenn es (mehr Zeit gab). Er wusste schon, aha, die sind da, die sitzen dort, die sind dort, okay...“ (PL1³⁷⁷)

In diesem Zusammenhang soll betont werden, dass es die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten sehr geschätzt haben, wenn es eine Vertrauensbasis zwischen ihnen und dem Betreuer gegeben hat.

„Wie ich vorher gesagt habe, es war für mich ein glücklicher Fall, es war mehr als eine Betreuung, es war auch Freundschaft...“ (RO1³⁷⁸)

Verständnis für Schwierigkeiten zeigen

Manchmal schaffte der Lebenskontext der Studierenden Schwierigkeiten, die das Weiterkommen auf dem wissenschaftlichen Gebiet fast unmöglich machten. In so einem Fall war es für die befragten Personen von großer Bedeutung, wenn der Betreuer bzw. die Betreuerin ihre Probleme verstanden und ernst genommen hat.

³⁷⁷ PL1, 69.

³⁷⁸ RO1, 56.

„Ohne dieses Verständnis, ohne dass er mich immer in meinem Kontext meines Lebens angeschaut hat, [...] das geht nicht. Weil ich kann nicht aus meiner Haut gehen. [...] Und er hat immer den Kontext meines Lebens akzeptiert und... respektiert.“ (HR2³⁷⁹)

Motivierende Worte finden

Wenn sich Alumni daran erinnern, welchen Satz jemand zu ihnen gesagt hat, dann zeugt das davon, wie wichtig dieser Satz für sie gewesen ist. Motivierende Worte wie „Du schaffst es!“ haben Vertrauen in die jeweilige Person gezeigt und den Glauben daran, dass diese Person es wirklich schaffen wird. Das Wort hat eine wichtige motivierende Kraft gezeigt.

„Und du hast irgendwie... du hast mir gesagt: Ja, du wirst das machen! Du kannst es! Okay, ein paar Sätze. [...] Ich erinnere mich daran... sehr gut... ich werde das nie vergessen.“ (HR2³⁸⁰)

Vorbild für Konsequenz sein

Manchmal war es den Befragten bewusst, dass sie selbst nicht konsequent genug waren, dass sie z. B. vereinbarte Termine nicht eingehalten haben. Wenn sie das Glück gehabt haben, dass ihr Betreuer bzw. ihre Betreuerin konsequent war und ihre Arbeit wie vereinbart gelesen hat, hatte er/sie für sie gleichzeitig eine Vorbildfunktion, an der sie sich messen konnten. Und sie konnten am eigenen Leib erfahren, dass es für sie eine feste Stütze war, wenn sie sich auf die Betreuungsperson und auf Vereinbarungen mit ihr verlassen konnten.

„Ich habe immer gesagt, dass ich... ich mich nicht an die Termine... vielleicht nicht so gut gehalten habe, weil ich habe... ich habe die... meine Sachen nicht so gut gemacht, aber mein Betreuer war immer bereit. Er hat immer gelesen.“ (RO1³⁸¹)

³⁷⁹ HR2, 66.

³⁸⁰ HR2, 27-29.

³⁸¹ RO1, 56.

Sich Zeit nehmen

Für die meisten ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten war es wichtig zu wissen, dass es der Betreuungsperson daran lag, für die anvertrauten Studierenden Zeit zu haben. Es ging dabei nicht darum, dass der Betreuer bzw. die Betreuerin sofort Zeit hatte, sondern dass er jederzeit bereit war, einen für beide Seiten passenden Termin für die nächste Besprechung zu finden. Er signalisierte damit den Willen, die Anliegen des Studierenden ernst zu nehmen.

„[...] wenn nicht diese Woche, dann nächste, aber er hat immer Zeit gefunden...“ (PL3³⁸²)

Förderliche Strategien finden

So in vielen zwischenmenschlichen Beziehungen kam es auch im Coaching-Setting vor, dass sich die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten nicht verstanden gefühlt haben. In solch einer Situation war es sehr hilfreich, wenn der Betreuer bzw. die Betreuerin mit viel Fingerspitzengefühl Strategien entwickelte, um auf anderen Ebenen (außerhalb der wissenschaftlichen Ebene) und in einem anderen Setting (als dem eines fachlichen Coachings) das Vertrauen zwischen ihm/ihr und dem Stipendiaten bzw. der Stipendiatin aufzubauen. In solch einer „erneuerten“ Situation ist es dann möglich gewesen, das gegenseitige Verständnis zu stärken.

„[...] ich glaube zweimal haben wir uns getroffen, also... das war keine Sprechstunde, sondern zum Beispiel in einem Museum, weißt du, eine ganz andere Umgebung, und dann haben wir ganz normal (lacht) miteinander gesprochen, geredet, und das hat geholfen. Und dann war es schon gut. [...] Das hat... geholfen, ja sicher.“ (PL2³⁸³)

Hilfe anbieten

Grundsätzlich lässt sich sagen, dass es die Befragten an ihrer Betreuung geschätzt haben, wenn sie gespürt haben, dass der Betreuer bzw. die Betreuerin bereit ist, ihnen helfend zur Seite zu stehen.

³⁸² PL3, 80.

³⁸³ PL2, 73.

„[...] es war für mich wichtig damals, der Professor (Name) sagte, wenn Sie wollen, kann ich Ihnen helfen. Also er hat auch die Hilfe angeboten.“ (PL1³⁸⁴)

„Da habe ich wirklich Glück gehabt mit (Coach), mit dem ich ganz gut Kontakt gehabt habe und immer, wenn ich etwas hatte, ich konnte ihm das bringen..., dann sind wir immer gemeinsam gesessen, dann hat er mir immer wieder gesagt, was man... oder wie man weiter machen soll..., er hat dann auch Zulehner kontaktiert... Das war... sehr gut, muss ich ehrlich sagen.“ (HR1³⁸⁵)

Fachlich kompetent sein

Es ist natürlich nicht überraschend, dass Die Befragten erwähnt haben, dass es für sie von großer Bedeutung war, wenn sich ihre Betreuungsperson gut im Fach ausgekannt hat, wenn sie kompetent war. Schließlich ist die fachliche Kompetenz das, was viele Stipendiatinnen und Stipendiaten erwarten, wenn sie sich an einen Betreuer oder – wie hier – an eine Betreuerin werden.

„[Sie] hat mir sehr viel geholfen, weil... sie kannte sehr gut die Literatur, die ich gebraucht habe...“ (HR3³⁸⁶)

Gute Tipps parat haben

Fachliche Kompetenz ist das eine, die theoretische Umsetzung das andere. Es half den befragten Personen sehr viel, wenn ihre Betreuungsperson die fachliche Kompetenz in konkrete Tipps verpacken konnten, die die Studierenden gut in ihren Arbeiten umsetzen konnten bzw. anhand der Vorschläge selbständig weiterforschen konnten. Im folgenden Interviewabschnitt sind gerade aus dem Grund der selbständigen Arbeit Wörter wie „Vorschläge“ und „Zusammenarbeit“ interessant – die Betreuerin hat Vorschläge parat gehabt, die sie der befragten Person zur Verfügung gestellt hat, die Studierende konnte jedoch selbst entscheiden, was davon und wie sie diese in ihre Arbeit hineinkomponierte. Das Wort „Vorschlag“ bringt eine gewisse Freiheit mit sich und „Zusammenarbeit“ zeugt von einer aktiven Mitarbeit, die gleichermaßen für beide Seiten – Betreuerin und Studierende – galt.

³⁸⁴ PL1, 79.

³⁸⁵ HR, 56.

³⁸⁶ HR3, 43.

„[Sie] hat mir immer... gute Vorschläge gegeben, sie hat gesagt: dieses Buch kann für dich gut sein oder diese Buch, ich habe das gelesen und sie hat mir auch genug Freiheit gegeben, dass ich selbst meine Arbeit entwickle, aber sie hat das dann gelesen und gesagt: Okay, du gehst in diese Richtung, aber das sollst du anders schreiben oder... hier warst du nicht ganz klar, was heißt das... In jedem Fall... ich bin ganz zufrieden mit ihrer Begleitung gewesen, es war eine gute Zusammenarbeit.“ (HR3³⁸⁷)

Auch hier waren ein paar gute Tipps sehr hilfreich, der Stipendiat erinnert sich positiv an die Betreuung seiner Dissertation:

„Und dazu habe ich noch (Name) als Coach gehabt und mit dem habe ich auch alles besprochen, und mit dem habe ich mich auch... öfter unterhalten über meine Arbeit, meine Dissertation. Er hat mir auch ein paar gute Tipps gegeben, also ich bin sehr zufrieden, das waren positive Erfahrungen.“ (PL3³⁸⁸)

Auch wenn diese interviewte Person mehr Betreuungszeit von Seiten des Hauptbetreuers vermisste, merkte sie dennoch an, dass gute, wertvolle Ideen erneut Schwung in das eigene Arbeiten gebracht haben.

„(Name des Hauptbetreuers) war nur beim Privatissimum dabei und hatte gute Ideen... gegeben und jeder von uns... hat bei [ihm] in einem Einzelgespräch die Arbeit vorgestellt. Und das war sehr gut, da hat man wirklich einen Schwung bekommen...“ (HU1³⁸⁹)

Ein Auge auf Richtung der Arbeit haben

Eine wichtige Aufgabe der Betreuungsperson wurde darin gesehen, dass diese ein Auge darauf gehabt hat, dass die wissenschaftliche Arbeit in eine gute Richtung entwickelt wird und der/die Studierende den Überblick nicht verliert. Gerade bei umfangreichen wissenschaftlichen Arbeiten – wie es Dissertationen oder Habilitationen sind – hat man mit einer Überfülle von Informationen und Ergebnissen der eigenen Forschung zu tun. Dabei ist die Gefahr oft sehr groß, dass der Überblick verloren geht oder das Ziel nicht mehr sichtbar ist, wenn es darum geht, Detailthemen zu bearbeiten. Der Betreuer bzw. die Betreuerin hat es etwas leichter, das Ziel der Arbeit im Auge zu behalten, denn er/sie selbst schreibt die Arbeit nicht, muss sie

³⁸⁷ HR3, 43.

³⁸⁸ PL3, 82.

³⁸⁹ HU1, 68.

nicht im Detail entwickeln und hat die Möglichkeit, aus einer größeren Distanz das Geschriebene kritisch anzuschauen und die Ausrichtung der Texte zu überprüfen.

Das der Betreuer bzw. die Betreuerin die Richtung der Arbeit im Auge behielt und positiv beeinflusste, war für die Befragten etwas, was sie geschätzt haben.

„Einen Tutor zu haben... In meinem Fall war (Name des Coaches), das war sehr hilfreich für mich [...] . Er war konzentriert auf meine Arbeit, er wollte verstehen, was ich schreibe, wofür ich schreibe, was ist meine Denkweise, [woher] ich komme ... Und es war sehr gut, dass er mich..., er hat schon seine Arbeit hinter ihm gehabt und er konnte mir eine gute Richtung geben. Weil wie ich dir gesagt habe, wir waren hier gewohnt, viel zu schreiben, und manchmal außer der Sache, außer dem Thema und er hat mich gut auf die Richtung gebracht.“ (RO1³⁹⁰)

Klar und transparent reden

Für kritische Anmerkungen bezüglich der wissenschaftlichen Arbeit waren die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten dankbar. Wichtig war für sie auch, dass die Kritikpunkte klar dargelegt wurden, so dass sie von Seiten der Studierenden verstanden worden sind.

Hier ein Interviewausschnitt, wo es um konstruktive Kritik seitens des Betreuers gegangen ist:

„[Konstruktive Kritik] ist sehr wichtig. Sehr wichtig. Und ich... ich finde das wirklich sehr wichtig. Weil das gibt eine Sicherheit..., Selbstvertrauen und... wenn man das einmal im Leben durchmacht, dann kann man anderen... wenn man Professor ist, kann man (es) anderen Leuten lernen. Wenn man schreibt und immer denkt, hat das überhaupt jemand gelesen... habe ich das überhaupt gut geschrieben oder nicht... oder so..., dann bleibt diese Unsicherheit. Und das ist nicht gut.“ (HR3³⁹¹)

Zielgerichtet arbeiten

Manchmal hat es bei der Betreuung Probleme gegeben und die Arbeit des Stipendiaten bzw. der Stipendiatin stagnierte. In solchen Situationen war es Paul M.

³⁹⁰ RO1, 48.

³⁹¹ HR3, 48-49.

Zulehner, der als Doktorvater die Betreuung des Stipendiaten bzw. der Stipendiatin übernommen hat mit der Absicht, die Stipendiatin bzw. den Stipendiaten möglichst ohne Umwege ans Ziel zu führen. Es wurde als positiv gesehen, dass Zulehner zielsicher die Arbeit betreut hat.

„Schließlich übernahm Zulehner die Betreuung und die Dissertation wurde alsbald abgeschlossen.“ (SK2³⁹²)

Mit dem Doktorvater kooperieren

Die meisten Stipendiatinnen und Stipendiaten bekommen einen eigenen Betreuer bzw. eine eigene Betreuerin (Coach oder Coachin genannt) zugeteilt, der bzw. die mit dem Doktorvater oder der Doktormutter nicht identisch ist. Es wurde von den Stipendiatinnen und Stipendiaten als positiv gesehen, wenn der Coach bzw. die Coachin thematische Entscheidungen des Doktorvaters / der Doktormutter akzeptiert und respektiert hat. So hat die befragte Person das Gefühl behalten, dass die Richtung der Arbeit auch für den Hauptbetreuer bzw. die Hauptbetreuerin, der oder die sie schließlich bewerten muss, stimmig ist.

„(Name des Coaches) hat immer die Entscheidungen des Professors respektiert. Also wenn ich in diese Richtung arbeite, dann müssen wir einfach zusammen in diese Richtung arbeiten.“ (PL3³⁹³)

Nötige Unterstützungen holen

Die Situationen, in denen sich die Stipendiatinnen und Stipendiaten während ihres Studiums in Wien befinden, können sehr unterschiedlich sein. Wie bereits angedeutet wurde, waren die Befragten dafür dankbar, wenn sie als ganze Personen – mit allem, was ihr Leben ausmachte – gesehen wurden. Es war für sie außerdem sehr hilfreich, wenn ihre je eigene Situation nicht nur wahrgenommen wurde, sondern sie auch dabei unterstützt wurden, Hilfe zu bekommen, wo sie nötig war.

„Aber diese zwei Sachen gleichzeitig zu machen, es war ein bisschen... ich kann nicht sagen, es war schlimm oder das war... Aber das war schwer. Und... Herr (Name) hat viel... er ist

³⁹² SK2, 45.

³⁹³ PL3, 86.

auch Vater, er ist Ehemann, er hat viel Verständnis. Das war sehr wichtig. Wenn eine andere Person, vielleicht ein Priester, ich weiß es nicht, ich will nicht sagen, dass ein Priester wird kein Verständnis für mich haben... Aber Herr (Name) war sehr gut, er hat mir immer wieder, wenn ich ein paar Monate nicht angerufen, mich gemeldet habe... Und er meldet sich. Ja, und dann reagiere ich. Meine Situation... sage ich, war spezifisch, aber dieser Betreuer war für mich... immer... offen, er war gut. Wirklich. Und er hat eine große Rolle ausgeübt, ohne direkte Hilfe im letzten Jahr... die letzten eineinhalb Jahre waren wirklich... sehr wichtig und ohne diese Hilfe hätte ich das nicht machen können. [...] Er hat auch Korrekturen für mich organisiert, [...] und er hat da wirklich für mich viel gemacht.“ (HR2³⁹⁴)

Balance zwischen Vorgaben und Freiraum halten

Die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten haben oft in der betreuenden Person einen „Guru“ gesehen, der Antworten auf ihre wissenschaftlichen Fragen parat hat. Dem war es manchmal nicht so, z. B. wenn der Betreuer bzw. die Betreuerin das Finden der Antwort dem Geschick des Studierenden überlassen hat. Ein Interviewpartner erinnert sich im Nachhinein, dass es auch etwas Positives an sich hatte, nicht alle Fragen beantwortet zu bekommen.

„Die Coaching-Phasen waren sehr wichtig für mich, weil ich mindestens meine Fragen stellen konnte. Damals, als ich die Phasen erlebte, damals... war meine... ich hätte damals mehrere Antworten gebraucht. Nur: wenn ich jetzt zurückschaue, den Freiraum, den ich bekommen habe..., dass ich keine klare Antworten bekommen habe, das entdecke ich jetzt als positiv.“ (SK1³⁹⁵)

Hätte ich gerne anders...

Zusätzlich zur Kritik wurden Vorschläge bzw. Bedauern geäußert, dass es bei der Betreuung nicht anders gelaufen ist als wie es tatsächlich war. Hier geht es weniger um eine eindeutige Kritik, sondern um Ideen, was wer hätte anders machen können, was man selbst anders gerne gehabt hätte. Einerseits betrifft dieses Bedauern die Studierenden selbst, die ihr eigenes Handeln kritisch hinterfragt haben, anderer-

³⁹⁴ HR2, 62.

³⁹⁵ SK1, 59.

seits geht es entweder um das Auswahl- bzw. das Betreuungssystem beim Pastoralen Forum oder um Kollegen, mit denen man das Privatissimum³⁹⁶ besuchte.

Hier im O-Ton das Bedauern darüber, dass man es nicht früher erkannte, die Hilfe eines Professors zu suchen:

„Schade fand ich, dass ich nicht in Betracht gezogen habe, mit ihm früher in Kontakt..., mit ihm einen Kontakt aufzunehmen...“ (PL1³⁹⁷)

„[...] und... das war das eine, das ich es nicht rechtzeitig erkannt habe, mit ihm Kontakt aufzunehmen. Da hätte ich meine Arbeit vielleicht besser geschrieben. Also mit Sicherheit besser geschrieben.“ (PL1³⁹⁸)

Einer der Interviewpartner schlägt vor, dass bei der Auswahl der Stipendienbewerber mehr auf die Autonomie ihrer Persönlichkeiten Wert gelegt wird als auf ihre theologischen Qualitäten:

„[...] wenn ich ganz frei entscheiden dürfte, wer bei [Zulehner] eine Doktorarbeit schreiben darf, ich würde nicht so sehr auf die theologische Qualität der Bewerber denken... sondern auf die Autonomie ihrer Persönlichkeit. [...] Also er... er will... er fordert die Mitarbeit heraus, die autonome Mitarbeit, den Standpunkt zu beziehen. Und wer das nicht kann, der leidet und fühlt sich absolut verlassen.“ (HU2³⁹⁹)

Der folgende Interviewausschnitt ist eher eine Feststellung als ein Verbesserungsvorschlag. Der Befragte findet es gut, dass alle Studierenden einen eigenen Coach zugeteilt bekommen, weil diese direkter mit den Studierenden kommunizieren können.

„Und später kam die Idee mit dem Coach für jeden Studenten, da finde ich es also sehr gut. (Wenigstens) ist die Betreuung ein bisschen kürzer, also der Weg, die Kommunikation ist besser usw.“ (PL1⁴⁰⁰)

Und der folgende Interviewpartner hat gespürt, dass er mehr Unterstützung gebraucht hätte, hat dies dem Betreuer jedoch zu wenig kommuniziert. Auch spielte

³⁹⁶ Die Vorgänger-Lehrveranstaltung des heutigen Doktorandenseminars.

³⁹⁷ PL1, 79.

³⁹⁸ PL1, 85.

³⁹⁹ HU2, 50.

⁴⁰⁰ PL1, 85.

die mangelnde Sprachfähigkeit eine Rolle, da sie den Befragten daran gehindert hat, aktiver zu werden und die Hilfe, die er gebraucht hat, einzufordern.

„Ich habe gesagt, dass ich mehr möchte, aber ... ich weiß jetzt, dass ich nicht genug Interesse gezeigt habe. Nicht dass ich nicht Interesse gehabt habe, sondern wegen sprachlichen Schwierigkeiten habe ich mich ein bisschen zurückgezogen (lacht).“ (SLO1⁴⁰¹)

Im Falle, dass es bei der Betreuung größere Probleme gibt, wäre es möglich gewesen, zum Doktorvater zu gehen und ihn direkt um die Betreuung zu bitten. In folgendem Fall hat es die befragte Person gewusst, es aber nicht getan. Glücklicherweise hat sich das Problem schließlich anders gelöst, obwohl sie bedauert, dass es gerade am Anfang nicht reibungsloser verlaufen ist. Gerade die Anfangsphase hat die befragte Person als sehr wichtig erachtet und sah, dass durch Coaching-Probleme in der ersten Studienhälfte dazu geführt haben, dass es zu einem zeitlichen Druck gekommen ist.

„Zulehner [war Hauptbetreuer] . Ja. [...] Ich habe es ihm auch nicht erzählt, also... das war... ja. Und... später war es schon gut.“ (PL2⁴⁰²)

„Am Anfang..., besonders am Anfang war es so... für mich so wichtig [dass es in eine gute Richtung geht...] . Deswegen war ich ein bisschen im Stress und ... es war schon im dritten Semester und ich habe nicht so viel... also das habe ich so gedacht... nicht so viel Konkretes gemacht.“ (PL2⁴⁰³)

Der letzte Beitrag betrifft das Doktorandenseminar, das ehemalige Privatissimum für Doktoranden. Der Stipendiat hätte sich gewünscht, dass die daran Teilnehmenden mehr Kritik geäußert hätten, sodass eine Gesprächsdynamik hätte entstehen können.

„Wenn ich irgendwelche Kritik suche, dann vielleicht kann ich das Privatissimum nennen, wo ich... wo ich die... wo ich glaube, dass wir die Gruppendynamik... dass ich die Gruppendynamik viel mehr nutzen konnte... Die Perspektiven meines Denkens irgendwie... von anderen

⁴⁰¹ SLO1, 72.

⁴⁰² PL2, 75.

⁴⁰³ PL2, 83-85.

*Perspektiven reiben zu lassen. [...] Dort hätte ich gebraucht... viel kritischere Kollegen...“
(SK1⁴⁰⁴)*

⁴⁰⁴ SK1, 55.

3.2.7 Rückkehr ins Heimatland

Beim Thema Rückkehr ins Heimatland sollte erforscht werden, wie es den Stipendiaten und Stipendiatinnen nach ihrer Rückkehr ins Heimatland gegangen ist und mit welchen neuen Herausforderungen sie dann zu kämpfen hatten.

Aufgeteilt wurden die Aussagen, die bei den Interviews zum Ausdruck kamen, nur in zwei Kategorien:

- Stipendiatinnen und Stipendiaten, deren Aussagen dazu tendierten, dass die Rückkehr ins Heimatland eher leicht war (sechs Aussagen)
- Stipendiatinnen und Stipendiaten, deren Aussagen dazu tendierten, dass die Rückkehr ins Heimatland eher schwer war (sieben Aussagen)

Insgesamt ist das Verhältnis der Aussagentendenzen ungefähr ausgeglichen gewesen, obwohl es doch um eine Spur mehr Stipendiatinnen bzw. Stipendiaten gegeben hat, die sich mit der Rückkehr ins Heimatland nach der Stipendienzeit in Wien eher schwer getan haben.

Eher leicht

Knapp die Hälfte aller Befragten⁴⁰⁵ hatte kaum Probleme, nach dem Studium in ihrem Heimatland wieder „anzukommen“; die Rückkehr ist ihnen eher leicht als schwer gefallen.

Im ersten Fall haben zwei Interviewpartner nicht so intensiv wie üblich⁴⁰⁶ in Wien gelebt, als sie ihre Doktorarbeit bzw. ihre Habilitationsschrift geschrieben haben. Einer von ihnen hat gar nicht in Wien gewohnt und kam lediglich zu Lehrveranstaltungen nach Wien. Der Zweite verbrachte ein Jahr in Wien, die restliche Zeit schrieb er an seiner wissenschaftlichen Arbeit zu Hause. Weil es dadurch zu keiner starken Ablösung vom Heimatland gekommen ist, war auch die „Rückkehr“ nicht so schwer. Auch war es bei den beiden Befragten leicht, im Heimatland Fuß zu fassen, weil sie problemlos eine Arbeitsstelle bekommen haben.

⁴⁰⁵ PL1, 119; PL3, 104; SLO1, 82.84; SK1, 45; SK2, 53; HU2, 58.

⁴⁰⁶ In der Regel ist das Stipendienprogramm so ausgerichtet, dass StipendiatInnen mindestens drei Jahre in Wien wohnhaft bleiben, um sich intensiv auf das Studium zu konzentrieren, die deutsche Sprache aktiv zu üben und die kulturelle und kirchliche Seite Österreichs kennen zu lernen.

„[...] ich habe (HL) nie verlassen, also ich war in Wien nie längere Zeit - mit der Ausnahme dieses einen Jahres - nie ansässig... In dieser Hinsicht war ich immer eingegliedert... nach der Wende in das (HL-) Universitätssystem, das hat mir auch sehr viel geholfen.“ (HU2⁴⁰⁷)

„Ja, ich war schon hier die ganze Zeit aber dann [...] der Platz wurde frei und ausgeschrieben... und ich war der einzige, der genau diese Ausbildung hatte... so in diesem speziellen Bereich sozusagen, so war es nicht schwierig, ja, dass ich als Assistent zuerst... aufgenommen wurde.“ (SLO1⁴⁰⁸)

Bei anderen ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten stand im Vordergrund das bewusste Bemühen, nach dem Studium in Wien wieder nach Hause zu kommen. Sie fühlten sich nach wie vor im Heimatland zu Hause und wollten das, was sie in Wien gelernt haben, in der Heimatkirche umsetzen.

„Ja, ich habe von Anfang an... also das so für mich, die Entscheidung, getroffen, dass ich mein Studium so schnell wie möglich mache und ich komme wieder zurück. Es klingt vielleicht so..., aber das ist meine Heimatkirche, da bin ich hier zu Hause..., dachte ich und bis heute denke ich, die Kirche braucht mich hier oder hier.“ (PL1⁴⁰⁹)

Es war auch eine gewisse Offenheit dafür vorhanden, sich auf die Rückkehr einzulassen. Ein Befragter spricht davon, dass die Zeit für ihn reif war, wieder nach Hause zurückzukehren und die gelernte Theorie in Praxis umzusetzen.

„[...] jetzt ist es Zeit, nach Hause zu... zu gehen... und das, was ich gelernt habe, einfach in die Praxis umzusetzen. So habe ich mir gedacht. Also ich... Das war auch... das war auch ziemlich leicht...“ (PL3⁴¹⁰)

Und demselben Interviewpartner ist gleichzeitig bewusst gewesen, dass es für ihn gut war, nicht allzu große Erwartungen zu haben, sondern sich darauf einfach einzulassen, was kommt, was ihn im Heimatland erwartet.

„Also die Rückkehr war... ziemlich glatt..., keine... keine... Ich habe auch nicht große Erwartungen gehabt, vielleicht deswegen. Ich habe mich entschlossen, alles einfach anzunehmen, was mir... was kommt.“ (PL3)

⁴⁰⁷ HU2, 58.

⁴⁰⁸ SLO1, 82.

⁴⁰⁹ PL1, 119.

⁴¹⁰ PL3, 104.

Zweimal wurde erwähnt, dass die Rückkehr deshalb nicht schwer gefallen ist, weil die Befragten während ihres Aufenthaltes in Wien auch Kontakte zu Menschen im Heimatland gepflegt haben. Außerdem war die Vorfreude da, wieder gut verstanden zu werden, erneut unter Menschen zu sein, die eine ähnliche Mentalität haben, wo das gegenseitige Verständnis viel reibungsloser abläuft.

„Als ich in Wien gelebt habe, habe ich in (Ort) immer Kontakte, die ich in der Wiener Zeit irgendwie behalten habe. [...] eine große Überraschung für mich war es, wie leicht es geht, hier zurück in der Heimat soziale Netze zu bauen. [...] Jetzt bin ich unter den Menschen denen ich ganz genau nachfolgen kann, wie sie denken.“ (SK1)

Eher schwer

Eine knappe Mehrheit der Befragten⁴¹¹ tat sich bei der Rückkehr ins Heimatland nach der Beendigung des Studiums in Wien eher schwer. Bei dieser Gruppe sind die Schilderungen über die Rückkehr viel länger ausgefallen als bei denen, die sich eher leicht getan haben. Die Gründe sind unterschiedlich, allgemein lassen sie sich so zusammenfassen: Was die Befragten in Wien lieb gewonnen, kennen und schätzen gelernt haben, zu verlassen und wieder in alte Muster zurückzukehren, aber gleichzeitig einen Neubeginn zu wagen, war oft eine große Herausforderung. Vermutlich spielte auch die Unsicherheit mit, ob das, was man zurückgelassen hatte, auch so sein wird, wie man es hinterlassen hatte, oder ob sich die neu-alte Situation für eine bzw. einen nachteilig auswirken wird.

Da war zum Beispiel das Problem, dass Menschen einen plötzlich anders gesehen und anders behandelt haben als früher, weil sich der akademische Titel der Interviewpartner bzw. -partnerin geändert hat, wie es die folgende Person schildert.

„(Seufzt) Hm... sehr schwer. [...] Wieder ein neuer Anfang, weißt du. [...] Ich glaube ein Jahr, ein Jahr danach, nach meiner Rückfahrt nach Polen war es für mich sehr schwer. [...] manche Bekannte... haben so gesagt, dass ich schon eine andere Person bin, aber ich weiß nicht, ich habe eine solche Ahnung gehabt... das (sie einen negativ sehen). Aber dann habe ich

⁴¹¹ PL2, 93-101; RO1, 64,70; RO2, 49.87; HR1, 60-66; HR3, 55.73; HU1, 74.

gedacht: nein, ich bin dieselbe (Name IP) (lacht), vielleicht sie schauen auf mich, dass ich jetzt Frau Doktor bin oder so was...“ (PL2⁴¹²)

Ein anderes Problem hatte ein ehemaliger Stipendiat, der an der Heimatfakultät nach dem Studium Pastoraltheologie unterrichten wollte und auch bewusst während des Studiums Kontakte mit dem Bischof und mit Professoren im Heimatland gepflegt hat. Die Schwierigkeit ist dadurch entstanden, dass die Fakultät mit dem Überleben gekämpft hat und der ehemalige Stipendiat bist zuletzt nicht wusste, ob er angestellt werden kann oder nicht. Diese Unsicherheit war für ihn nicht einfach.

„Der Schock war..., als ich..., als das Stipendium aus war und trotzdem meine Situation noch nicht klar war [...]. „Du musst dich anders orientieren, diese Fakultät ist am Sterben, es sind weniger und weniger Studenten, weil auch unsere Kirche ist kleiner und wird kleiner, du musst etwas machen, [verabschiede dich] vom Unterrichten, weil es wird kein Platz dort sein.“ (RO1⁴¹³)

Es ist öfters vorgekommen, dass Theologiestudierende nach Wien gekommen sind, um ihre Qualifikation zu verbessern und sich erhofft haben, dass diese Qualifikation im Heimatland anerkannt wird. Leider war es manchmal genau umgekehrt: Mit einem Doktorat aus dem Ausland haben sie sich im Heimatland nicht so willkommen gefühlt als erhofft. In diesem Zusammenhang ist auffällig gewesen, dass es beiden ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten in Rumänien so ergangen ist. Beide haben anfänglich für ihre Studien in Wien eine Empfehlung des Bischofs bekommen und beide haben sich nicht willkommen gesehen, als sie nach dem erfolgreichen Beenden des Doktoratsstudiums zurückgekehrt sind.

„Du musst wissen, dass ich nach dem Studium in Wien... bin ich nach (HL) gefahren und zwei Jahre und sechs Monate habe ich nicht gearbeitet... Weil... Nicht gearbeitet, niemand hat mir geholfen... ja, und wenn du kommst... aus dem Ausland... mit der Dissertation, mit dem Diplom als Doktor in Theologie...“ (RO2⁴¹⁴)

„Ich war nicht so gut... willkommen in (HL).“ (RO2⁴¹⁵)

⁴¹² PL2, 93-95.

⁴¹³ RO1, 64-70.

⁴¹⁴ RO2, 49.

⁴¹⁵ RO2, 87.

Es gab aber auch bei einer interviewten Person aus einem anderen Land die Erfahrung, dass sie mit dem Dokortitel nicht sehr willkommen war und nach dem Fertigstellen des Studiums im Heimatland nicht mit offenen Armen empfangen wurde. Viel eher hatte auch diese Person das Gefühl, dass sich etwas geändert hat und dass es von Seiten der Fakultät oder der Professoren bzw. der Professorinnen im Heimatland eine gewisse Ablehnung gegeben hat.

„Aber die Mehrheit von den Professoren hat gesagt: Ja, es ist sehr gut, wir freuen uns usw. Und dann war Rigorosum, ich habe bestanden und... am nächsten Tag gehe ich zur Fakultät, sollte diese administrativen Sachen erledigen und ich habe einige Professoren getroffen und sie haben nur kurz gesagt: Grüß Gott! Keine Gratulation oder so. Und es war mir einfach bewusst, auf einmal, an einem Tag... es hat sich etwas geändert. Ich war total traurig, ich weiß, dass ich... nach Hause gegangen bin und gedacht habe, theologische Fakultät lehnt ihre Kinder ab oder irgendwie so. Ich habe so eine Ablehnung gefühlt, das ist schwer zu... sagen.“ (HR3⁴¹⁶)

Auch hat diese Person anfänglich Schwierigkeiten mit der Arbeitssituation gehabt, was dann auch mit Schwierigkeiten nach der Rückkehr in Verbindung gebracht wurde.

„Rückkehr war nicht ganz einfach, es gab Schwierigkeiten und... das hat mit meiner Arbeit am (Institut) zu tun.“ (HR3⁴¹⁷)

Ein spezifisches Problem, das aber in meinen Augen auch ein allgemeines Problem ist, hat ein Stipendiat gehabt, der nach der Doktorarbeit gerne eine Habilitation schreiben wollte, ein konkretes Thema im Visier hatte und bei dem der Bischof dies jedoch nicht erlaubte. Spezifisch ist das Problem deshalb, weil es eher selten vorkommt, dass Stipendiatinnen bzw. Stipendiaten nach dem durch Stipendium unterstützten Doktoratsstudium noch zwecks einer Habilitation in Wien bleiben wollen. Das Allgemeine besteht hier jedoch in der Tatsache, dass der Interviewpartner in Wien eine Selbstständigkeit und Entscheidungsfreiheit gelernt und gepflegt hat, und nun nach der Rückkehr ins Heimatland wieder in das alte Muster einer gewissen „Abhängigkeit“ von den Entscheidungen des Bischofs zurückkehren musste. Nach-

⁴¹⁶ HR3, 73.

⁴¹⁷ HR3, 55.

dem der Bischof ein Veto einlegt hatte, gab es für den Befragten keine andere Wahl, als ihm zu gehorchen.

Es lässt sich festhalten – und dies ist das Allgemeine, wenn bei der Rückkehr Probleme auftauchen: Für mehrere Stipendiatinnen und Stipendiaten besteht nach der Rückkehr ins Heimatland die Schwierigkeit darin, etwas von der lieb gewonnenen Entscheidungsfreiheit wieder aufzugeben.

„Schwer... Schwer..., aber nicht so schwer, dass ich dann... ganz... ganz enttäuscht war [...] . Schwer deswegen, weil mir Zulehner damals nach einer Erfahrung in (HL), wo er viele Studenten in der Kirche gesehen hat... am Sonntag hat er gesagt: (Name IP), es wäre interessant, eine Habilitation zu schreiben... [...] Und ich war begeistert, aber mein Bischof wollte das nicht. Sogar zweimal habe ich ihn gebeten, Zulehner hat auch einen Brief geschrieben... Nicht nur deswegen, weil es in Wien schön war. Sondern weil das für mich ein interessantes Thema war... [...] Diese wieder neue Herausforderung von Zulehner, die er mir angeboten hat..., das hat mir ein bisschen... schwer gefehlt. Ich wollte das, aber der Bischof hat nein gesagt. Das war ein bisschen schwer.“ (HR1⁴¹⁸)

In einem weiteren Fall gab es einerseits die Sorge um die Arbeit. Andererseits stand die Sorge im Mittelpunkt, ob die Interviewpartnerin zuhause verstanden wird, wenn sie versuchen wird, das in Wien Gelernte im Heimatland anzuwenden. Aus ihrer Aussage lässt sich ableiten, dass es ihr bewusst war, dass sie als Person eine gewisse persönliche und auch theologische Entwicklung während ihrer Studienzeit in Wien durchgemacht hat und sich gleichzeitig Sorgen machte, ob sich andere Menschen, bei denen sie z. B. Lehrveranstaltungen leiten sollte, dieser neuen Sichtweise öffnen können oder Lehrmethoden⁴¹⁹ akzeptieren werden, die für sie noch nicht üblich sind.

„Hm... Ja, die Herausforderung war, einen Job zu kriegen. Und auch... [...] Also eigentlich habe ich von Anfang an die Angst gehabt..., wie wird meine theologische Sichtweise ankommen. Werde ich kritisiert? Werden sie mich verstehen? Wie soll ich das beibringen?“ (HU1⁴²⁰)

⁴¹⁸ HR1, 60.

⁴¹⁹ Gruppenarbeit, Gespräche statt ausschließlich Vortrag werden als Beispiel im Interview genannt.

⁴²⁰ HU1, 74.

3.2.8 Arbeit im Heimatland

Die Themen *Rückkehr ins Heimatland* und *Arbeit im Heimatland* stehen einander einerseits thematisch sehr nahe. Auf der anderen Seite wurden sie auch bewusst getrennt, da angenommen, dass es bei der Rückkehr ins Heimatland auch andere Herausforderungen geben konnte, die mit der Arbeit gar nichts zu tun haben. In diesem Kapitel soll bewusst die Arbeitssituation der Befragten zur Sprache kommen, die sie nach ihrer Rückkehr in ihren Heimatländern vorgefunden haben. Bei der Befragung ging es darum, ob der Arbeitsstart nach dem Studium in Wien reibungslos verlaufen ist, oder ob es Schwierigkeiten gegeben hat und wenn ja, welche.

Die Rückkehr ins Heimatland war – wie oben bereits geschildert – mehrheitlich schwer. Anhand der Codings zum Thema *Arbeit* lässt sich jedoch das Gegenteil behaupten: Für die meisten ehemaligen Stipendiatinnen bzw. Stipendiaten war der Arbeitsstart im Heimatland eher leicht: In 22 Codings sprechen die Befragten positiv über das Finden der Arbeit nach der Rückkehr, in 11 Codings sprechen sie eher von Schwierigkeiten in diesem Bereich.

Die Aussagen zu diesem Thema lassen sich nach Ländern bündeln. So war es für Stipendiatinnen und Stipendiaten aus Polen, Kroatien⁴²¹, Slowenien und der Slowakei eher leicht, in den Arbeitsprozess eingegliedert zu werden⁴²² – dagegen haben sich Interviewpartner aus Rumänien eher schwer getan⁴²³. In Ungarn hat es beides gegeben – einerseits Schwierigkeiten⁴²⁴, andererseits keine⁴²⁵.

In der folgenden Graphik möchte diese Aufteilung skizzieren:

⁴²¹ Bei den kroatischen Befragten gab es eine Ausnahme: zwei Befragte haben sich nach der Rückkehr mit der Arbeit leicht getan (HR1, 60.68-70.72; HR2, 87-91.92-95), bei einer Interviewpartnerin gab es auch Schwierigkeiten (HR3, 57.63).

⁴²² PL1, 121.124-129; PL2, 5-6.105-107.113; PL3, 110.114-121; SLO1, 83.88; HR1, 60.68-70.72; HR2, 87-91.92-95; SK1,67-80.110-112; SK2, 56-60.

⁴²³ RO1, 48.62.104; RO2, 111.116-124.132.

⁴²⁴ HU1, 74.76.88.

⁴²⁵ HU2, 34-37.44.58.

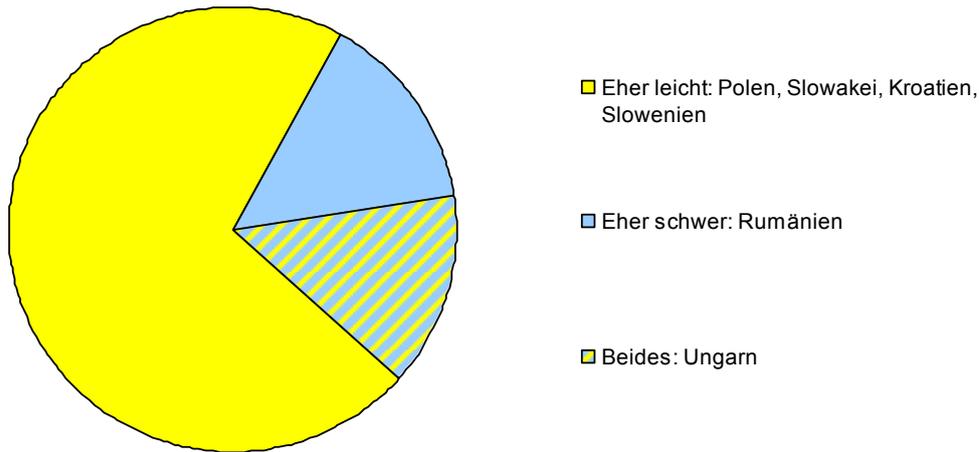


Abbildung 29: Aufteilung der Tendenzen zum Thema *Arbeit im Heimatland* nach Ländern

Die Aussagen zum Thema Arbeit im Heimatland wurden wieder – wie im Kapitel 4.2.7 Rückkehr ins Heimatland – in zwei Kategorien aufgeteilt:

- Neun Befragte deuten in diesem Zusammenhang auf einen eher leichten Einstieg in den Arbeitsprozess.⁴²⁶
- Vier Befragte sprachen von einem eher schwierigen Einstieg in den Arbeitsprozess.⁴²⁷

Hier die wichtigsten Gründe für den so unterschiedlich erlebten Arbeitsstart nach der Rückkehr ins Heimatland:

Leichter Einstieg in den Arbeitsprozess

Auf der Suche nach einer Arbeit gab es zwei große Unterscheidungen: 1. Entweder hatte die befragte Person jemanden, der bzw. die sich für sie eingesetzt oder ihr eine Arbeitsstelle freigehalten hat. 2. Oder es gab niemanden und die betreffende Person suchte selbst aktiv nach einer Arbeitsmöglichkeit. Bei positiven Antworten zum Thema Arbeitssuche gab es beide Varianten (Verhältnis ca. 1:1).

⁴²⁶ PL1, 121.124-129; PL2, 5-6.105-107.113; PL3, 110.114-121; SLO1, 83.88; HR1, 60.68-70.72; HR2, 87-91.92-95; SK1,67-80.110-112; SK2, 56-60; HU2, 34-37.44.58.

⁴²⁷ RO1, 48.62.104; RO2, 111.116-124.132; HU1, 74.76.88; HR3, 57.63.

Bei denjenigen Stipendiatinnen und Stipendiaten, wo der **Bischof** nicht nur einen Arbeitsplatz zugesagt hat, sondern sich aktiv dafür eingesetzt hat, dass die betreffende Person nach dem Studium im Heimatland eine Arbeitsstelle bekommt, war der Übergang immer fließend. Es ist auffällig, dass sämtliche Befragten, die erwähnt haben, dass sich der Bischof für die Arbeitsstelle eingesetzt hat, keine Schwierigkeiten mit der Arbeitssuche gehabt haben.

„Das war relativ einfach, weil der Bischof hat sich schon gekümmert..., dass ich eine Arbeitsstelle kriege.“ (PL1⁴²⁸)

„Sofort hatte [der Bischof] schon eine Arbeit für mich [...] .“ (PL3⁴²⁹)

„Das war überhaupt nicht schwer, weil... diese Arbeitsstelle wartet auf mich... schon seit sieben Jahren (lacht). Sie warten auf mich. Ich habe auch ein großes Verständnis von meiner... Kirche, meiner Erzdiözese, also Bischof und alle anderen.“ (HR2⁴³⁰)

Besonders Priester haben leicht eine Arbeitsstelle vom Bischof zugeteilt bekommen – entweder in einer Pfarre oder auf einem anderen pastoralen Tätigkeitsfeld.

Ebenfalls hat sich bezüglich des Arbeitsplatzes eine einfache Situation ergeben, wenn die betreffende Person bereits vor der Stipendienzeit in Wien eine Arbeitsstelle gehabt hat – idealerweise mit dem Versprechen verbunden, dass diese Arbeitsstelle frei bleibt.

„Ja. Eigentlich muss ich (sagen), die Arbeitsstelle hat auf mich gewartet (lacht). [...] Weil früher habe ich auch dort gearbeitet und gleichzeitig war ich auch in der Schule tätig und... dann habe ich... also ich habe solche, weißt du, ja... der Chef hat mir versprochen, dass wenn ich von Wien (lacht) mit einem Dokortitel (lacht) zurückkomme, kann ich auch wieder im Ordinariat an dieser Stelle arbeiten also. Und ... ja. Also es war leicht.“ (PL2⁴³¹)

Bei einem anderen Interviewpartner war es die eigene Kompetenz, die er – auch in Wien - erworben hat und die bei der ausgeschriebenen Stelle ein Gewicht gehabt hat:

⁴²⁸ PL1, 121.

⁴²⁹ PL3, 110.

⁴³⁰ HR2, 95.

⁴³¹ PL2, 105-107.

„Ja, ich war schon hier die ganze Zeit aber dann konnte ich... dann ist mein... ehemaliger Professor in Pension gegangen und der Platz wurde frei und ausgeschrieben... und ich war der einzige, der genau diese Ausbildung hatte... so in diesem speziellen Bereich sozusagen, so war es nicht schwierig, ja, dass ich als Assistent zuerst... aufgenommen wurde.“ (SLO1⁴³²)

Im folgenden Fall hat der Interviewpartner selbst die Initiative im passenden Arbeitsbereich ergriffen, um eine Arbeitsstelle zu finden. Bewusst entschied er sich, auf keine Angebote von Seiten der Kirche bzw. der Non-Profit-Organisationen zu reagieren, sondern interessierte sich ausschließlich für große Firmen, in denen Englisch eine wichtige Sprache war – um nach der Wiener Zeit auch seine Englischkenntnisse zu verbessern:

„Ich habe nur Firmen angesprochen und... glücklicherweise habe ich gleich eine Stelle gefunden, die für mich gut gepasst hat...“ (SK1⁴³³)

Eine andere befragte Person erzählte, dass es ebenfalls leicht war, eine Arbeitsstelle zu bekommen – schließlich auch deshalb, weil sie Deutsch gut beherrschte und zunächst Deutsch in einer Schule unterrichtete. Danach haben sich andere Möglichkeiten ergeben: Unterrichten in einer Bildungseinrichtung für soziale Arbeit, wo sie im selben Bereich arbeitet, in dem sie auch ihre Dissertation geschrieben hat. Diese Person betonte, dass sie niemanden dazu gebraucht hat, der sich für sie einsetzen hätte müssen. Es hat einfach geklappt.

Eine Spezialbegründung gab es bei einem Interviewpartner, der einerseits deshalb leicht eine Arbeitsstelle gefunden hat, weil er in der gleichen Institution bereits vorher gearbeitet hat; der jedoch als Theologe bei einem Professor für Marxismus-Leninismus angestellt wurde, um die kommunistische Prägung der Abteilung nach der Wende zu beseitigen.

„Weil ich zu Hause vorher gearbeitet habe... an der Hochschule schon dann nach der Wende, da kam so eine Stelle... interessanterweise in der Abteilung für Marxismus-Leninismus und... (lacht) als der dortige Professor nach meiner Aufnahme mich in sein Zimmer einlädt, [...] und fragt: ‚Was denkst du, warum habe ich dich genommen?‘ [...] da habe ich gedacht, vielleicht wegen der deutschen Sprache, weil ich schon inskribiert war hier in Wien, Doktoratsstudi-

⁴³² SLO1, 82.

⁴³³ SK1, 67.

um. ‚Nein!‘ - sagt er – ‚Ich habe dich gebraucht... für das Schild da draußen... um zu übermalen.‘“ (HU2⁴³⁴)

Schwieriger Einstieg in den Arbeitsprozess

Andere ehemalige Stipendiatinnen und Stipendiaten, die im Heimatland ihre Kompetenz anbieten wollten, stießen manchmal auf Unverständnis und wurden eher abgelehnt als gehört:

„Jeder ist in seiner Pfarre, jeder Priester ist ein kleiner Bischof, und so ein... Ratschläger, man wird nicht gebraucht.“ (RO1⁴³⁵)

Ohne Unterstützung des Bischofs war es schwierig, wenn nicht fast unmöglich, eine Arbeitsstelle zu bekommen.

„Es war sehr schwierig für mich und ich habe zwei Jahre und sechs Monate gewartet, aber ich weiß es nicht..., worauf ich gewartet habe, weil der Dekan aus (Ort im HL): ‚Ja, nächstes Semester, sehen wir dann im nächsten Semester.‘ Aber ich habe nichts bekommen... nichts bekommen. Auch mein Bischof hat mir nichts gegeben.“ (RO2⁴³⁶)

Im folgenden Fall gab es vor der Stipendienzeit eine Zusage für die Arbeitsstelle an einem Institut, nach der Rückkehr der Interviewpartnerin gab es jedoch anfängliche Schwierigkeiten, die im folgenden Interviewausschnitt geschildert werden. Die Rahmenbedingungen für die Zusage haben sich geändert.

„Und als ich zurückgekommen bin, nach dem ersten Tag im (Institution), auf einmal hat mir der Leiter gesagt: Ich gehe weg, ich kann nicht weitermachen, ich bin müde, entweder gehe ich für immer oder ich nehme ein Jahr Pause und dann komme ich zurück. Und das war ein Schock für mich, weil am (Institut) waren noch zwei Laien, sie waren als Angestellte... und es gab kein Geld (lacht), vier Jahre war ich nicht in (HL), mit den Leuten habe ich Kontakte verloren, das (Institut) hat einige Projekte gehabt, ich habe das nicht... so intensiv begleitet und... irgendwie... war ich am Anfang. Es war wirklich schwer... schwer für mich... Und ja, Gott sei Dank habe ich mich zurechtgefunden. Dank meiner Dissertation, Dank des Themas Frau in der Kirche habe ich einige Projekte bekommen, das Geld für einige Projekte, sodass

⁴³⁴ HU2, 34.

⁴³⁵ RO1, 62.

⁴³⁶ RO2, 111.

das Institut überleben konnte (lacht)... und nach diesem ersten Jahr war es dann wieder ein bisschen leichter.“ (HR3⁴³⁷)

Spezifische Probleme hatten Frauen, die im kirchlichen Bereich – in einer Männerdomäne – Fuß fassen wollten und sich gegen ihre männlichen Kollegen behaupten mussten. In einem Gespräch nach dem Interview⁴³⁸ erzählte eine Interviewpartnerin, dass sie als Frau von anderen Frauen, die z. B. ihre Seminare besuchten, manchmal um ihre Stellung beneidet wurde. Dies hörte sie manchmal in Fragen, die eine Protektion hinter ihrer Anstellung vermuten ließen. Auch sprachen wir über berufliche Beziehungen zu Priesterkollegen. Zwar hatte die Befragte keine Probleme mit ihren Priesterkollegen, aber akzeptiert wurde sie als Frau eher nur bei denen, die sie besser kannten. Andere Priester, die sie kaum gekannt haben, zeigten eine eher distanzierte Haltung.

Die folgende Interviewpartnerin hat es sogar schriftlich von einem Bischof geschrieben bekommen, dass sie deshalb keine Anstellung bekommen kann, weil sie eine Frau ist und weil ihre Kompetenzen nicht gefragt sind.

„Hm... Ja, die Herausforderung war, einen Job zu kriegen. [...] Als ich wusste, dass ich nach (HL) zurückkommen muss..., habe ich fast an alle Bischöfe geschrieben. Ich habe so angefangen. Die Bischöfe aufzusuchen, ich habe geschrieben, dass ich studiert habe... und bereit bin, im theologischen Bereich, in der Kirche zu arbeiten. Ich glaube, davon... hat einer nur geantwortet. Mit einer Ablehnung: Wir brauchen derzeit so ausgebildete Leute nicht, vor allem deswegen, weil Sie eine Frau sind... Alle anderen haben nicht geantwortet.“ (HU1⁴³⁹)

Kurzum: Schwierigkeiten mit einer Anstellung nach der Rückkehr ins Heimatland hatten laut den Interviews ausschließlich Frauen und Befragte aus Rumänien.

Unterstützung der Heimatkirche

Die Interviewpartner bzw. -partnerinnen wurden ausdrücklich gefragt, wie die Unterstützung der Heimatkirche (meistens des Heimatbischofs) war:

⁴³⁷ HR3, 57.

⁴³⁸ Dieses Thema war nicht Teil eines Interviews, deshalb kann es nicht mit einem Zitat belegt werden. Es entstammt Notizen, die nach dem Interview angefertigt wurden: PL2, 5-6.

⁴³⁹ HU1, 74-76.

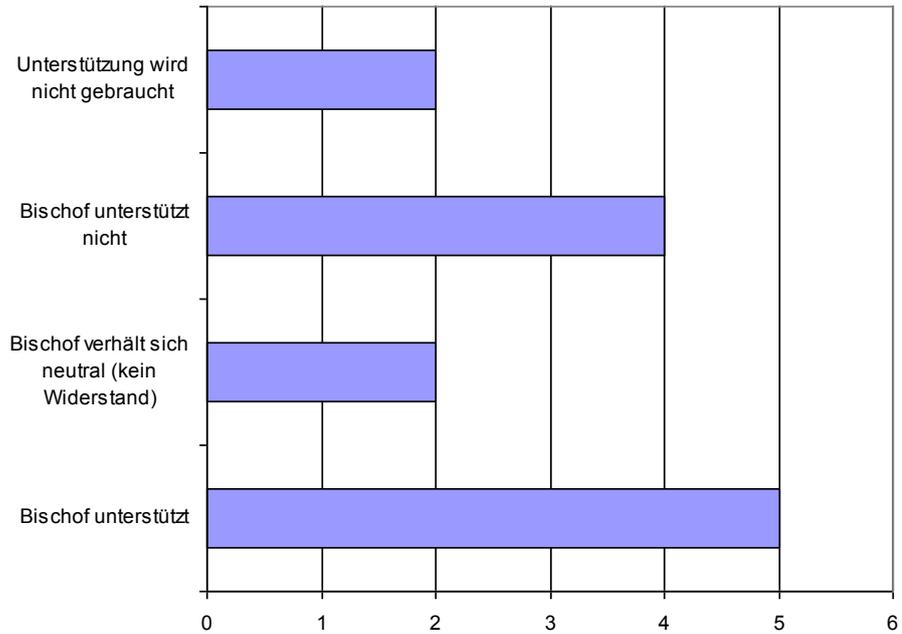


Abbildung 30: Unterstützung von Seiten des Heimatbischofs nach der Rückkehr

Diese Abbildung zeigt, dass in der Mehrheit der Fälle der Bischof die zurückgekehrten Interviewpartner bzw. -partnerinnen entweder unterstützt hat oder sich neutral verhalten und keinen Widerstand gegen eine Anstellung⁴⁴⁰ geleistet hat.⁴⁴¹ Vier Befragte klagten darüber, dass sich der Bischof um sie nicht gekümmert oder sie nicht unterstützt hat⁴⁴² und zwei ehemalige Stipendiaten bzw. Stipendiatinnen haben die Unterstützung des Heimatbischofs nicht gebraucht, weil für die Stellen, wo sie angefangen haben, keine Zustimmung des Bischofs erforderlich war.⁴⁴³

⁴⁴⁰ Ein Interviewpartner erzählte, dass eine Arbeitsstelle für ihn in Aussicht stand und es dem Bischof nicht gefallen hat, dass ein „Zulehner-Schüler“ die Stelle bekommen sollte, denn Paul Zulehner habe damals keinen guten Ruf gehabt. Dennoch leistete dieser Bischof keinen Widerstand und der ehemalige Stipendiat konnte die Anstellung bekommen.

⁴⁴¹ PL1, 121.127-128; PL2, 121-127; SLO1, 92; HR1, 68; HR2, 97

⁴⁴² RO1, 64-70; RO2, 115; HR3, 59-65

⁴⁴³ SK1, 82; SK2, 63-64.

3.2.9 Gelerntes weitergeben

Eine der Forschungsfragen zielte ausdrücklich auf die Überprüfung dessen, ob eine Förderung der Kirchen in Ost(Mittel)Europa überhaupt möglich ist und wenn ja, in welchen Bereichen diese sichtbar wird. In diesem Kapitel, das *Gelerntes weitergeben* genannt wurde, geht es um dieses Thema.

Bei den Aussagen der Interviewpartner bzw. -partnerinnen wurde festgestellt, dass fast alle davon gesprochen haben, dass die Weitergabe der in Wien erworbenen Kenntnisse im Heimatland möglich ist. Von 33 codierten Textsegmenten konnten 31 zu „ja, es ist möglich“ und lediglich zwei Textstellen zu „nicht möglich bzw. nicht sinnvoll“ zugeordnet werden.

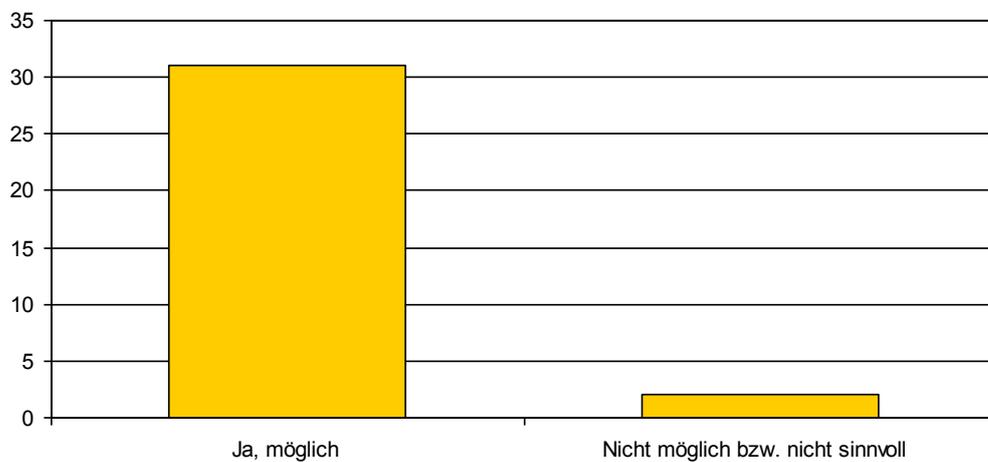


Abbildung 31: Möglichkeit der Weitergabe des in Wien Gelernten im Heimatland

Angefangen soll bewusst mit den beiden Aussagen, die negativ bzw. ausgefallen sind, da diese zwei Texte überschaubar und gut begründbar sind.

Nicht möglich bzw. nicht sinnvoll

Bei beiden Interviewaussagen stand im Vordergrund die Kontextualität, die es im Heimatland fraglich machte, das in Wien Gelernte im Heimatland zu realisieren.

In einem Fall war die Befürchtung zu groß, dass es missverstanden werden könnte, denn:

„Die Leute... interpretieren verschieden.“ (RO2⁴⁴⁴)

Der zweite Interviewpartner urteilte ambivalent: Einerseits meinte er, das Gelernte im Heimatland gebrauchen zu können, andererseits auch wieder nicht, da der Kontext des Heimatlandes zum Teil andere Herangehensweisen erfordert.

„[...] was ich hier gelernt habe, das ist... die Empfindlichkeit für... Kontextualität..., also ich will nicht abkoppeln oder nicht nachaffen, was ich hier gesehen habe...“ (HU2⁴⁴⁵)

Weitergabe des Gelernten

In den meisten Fällen gab es zum Thema bejahende Aussagen.⁴⁴⁶ Zur Übersicht hier die Bereiche, wo die Weitergabe des Gelernten in den Heimatländern möglich ist und passiert. Manche Bereiche wurden mehrfach genannt, wenn die Befragten mehrere Tätigkeitsfelder hatten.

⁴⁴⁴ RO2, 154.

⁴⁴⁵ HU2, 72.

⁴⁴⁶ PL1, 152.153.154.156.157-161.164.166-169; PL2, 147-155; PL3, 64.152-154.166-168; RO1, 52.112-116; SLO1, 66.82-86.108-110; HR1, 84.90; HR2, 98-105.117-123; HR3, 75-79; SK1, 59-61.108.116-120; SK2, 75-76; HU1, 62.64.90-94; HU2, 72.

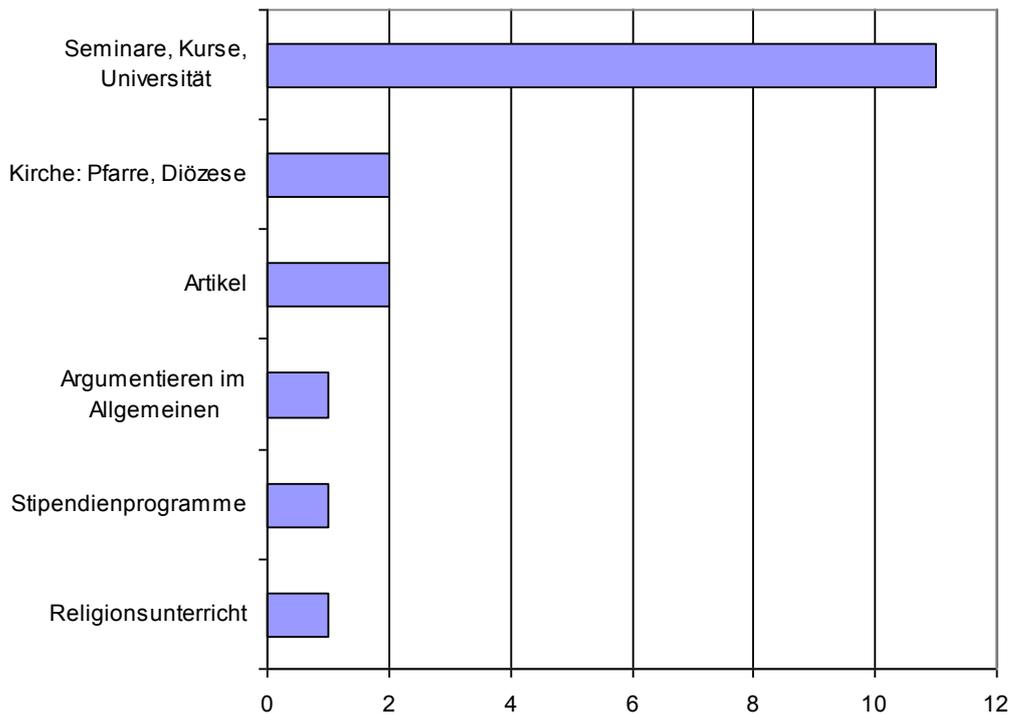


Abbildung 32: Tätigkeitsbereiche, in denen Weitergabe des in Wien Gelernten im Heimatland bereits möglich wurde

Seminare, Kurse, Universität

Elf Befragte berichteten, dass das Gelernte in jenem Bereich in den Heimatländern weitergegeben werden kann, in welchem es die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten in Wien gelernt haben – auf dem akademischen Boden. Ob an der Universität als Professoren/Professorinnen oder als Leiter/Leiterinnen außeruniversitärer Kurse und Seminare - überall dort ist es den Befragten bereits möglich geworden, die Rolle von Multiplikatoren einzunehmen und gelernte Inhalte und Methoden weiterzugeben.

„[...] wenn ich Seminare... Seminare oder Workshops für die Priester oder die Lehrer... vorbereite, ja..., dann kann ich, weißt du, von verschiedenen Materialien, Büchern, die ich in Wien gesammelt habe..., das verwenden.“ (PL2⁴⁴⁷)

⁴⁴⁷ PL2, 151.

„Alles, was ist [in Wien] gehört habe, gelernt habe, ich habe das in alles, was ich hier mache, integriert. Es waren Vorlesungen, Arbeit an der Dissertation, diese Seminarleitung Frauen in der Kirche, das war für mich sehr nützlich [und] in meiner Provinz, ich kann das auch sagen. Aber als ich nach (HL) zurückgekommen bin, dann habe ich das, was ich beim Seminar Leiten in der Kirche gelernt habe, weitergegeben. Ich habe Seminare für die Provinzoberinnen gehalten und für die Hausoberinnen in ganz (HL) und auch in (Nachbarland) [gehalten] .“ (HR3⁴⁴⁸)

Dabei war in den Interviews immer wieder das Bemühen der ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten präsent, das Gelernte in den heimischen Kontext zu übersetzen.

„Und ich versuchte... so... beides... nicht eine Mischung, sondern ein... neues Material zu machen aus Professor Zulehners Fundamentalpastoral und dem was früher war. Also habe ich gemerkt, dass ich zwar viel in Österreich lernen kann, aber ich kann es nicht hier transplantieren und genauso unterrichten...“ (SLO1⁴⁴⁹)

„Ich glaube, dass das, was ich dort erlebt habe und gelernt habe, ich... ich habe es bis jetzt versucht und werde es auch weiter versuchen, es zu implementieren - natürlich den (heimatlichen) Verhältnissen entsprechend.“ (HR1⁴⁵⁰)

Bei der Weitergabe des Gelernten ging es jedoch nicht nur um Skills, die ausschließlich in Wien erworben wurden. Die Stipendienzeit in Wien eröffnete den befragten Personen aufgrund der deutschen Sprache die Tür in den gesamten deutschsprachigen Raum. So können sie auch nach der Rückkehr ins Heimatland an Weiterbildungskursen teilnehmen und auch das dort Gelernte für ihre Lehrtätigkeit verwenden.

„Ja und ich kann..., weißt du, an verschiedenen Fortbildungskursen teilnehmen, die z. B. in Deutschland oder in Österreich sind [...]. In (HL) gibt es keine, weißt du, solche. Und daher kann ich wieder etwas Neues lernen und dann weiterleiten, weiter geben.“ (PL2⁴⁵¹)

Auch die in Wien von mehreren Interviewpartnern und -partnerinnen als positiv erlebte Rolle eines helfenden Professors bzw. einer helfenden Professorin wurde

⁴⁴⁸ HR3, 75.

⁴⁴⁹ SLO1, 82.

⁴⁵⁰ HR1, 90.

⁴⁵¹ PL2, 151.

nachgeahmt, aber auch inhaltlich konnten die Befragten das weitergeben, was sie in Wien gelernt haben:

„Das habe ich erfahren, dass... dass die Leute an der Uni einfach helfen möchten, nicht umgekehrt. Vorher, also in Polen, habe ich das nicht so... empfunden, dass die Professoren uns helfen wollen. Und jetzt möchte ich es auch als Vortragender, als Lehrer, akademischer Lehrer auch so... so machen.“ (PL3⁴⁵²)

„Und dazu versuche ich auch, das was ich gelernt habe, weiterzugeben. Also... von der materiellen Seite. Vom Stoff. Momentan, also in diesem Semester habe ich eine Vorlesung für Doktoranden [...]“ (PL3⁴⁵³)

Vielfach wurde es von den Interviewpartnern und -partnerinnen geschätzt, eine Sammlung an Büchern und anderem Material aus der Stipendienzeit zu besitzen, die es ihnen ermöglicht, diese bei ihrer Tätigkeit im Heimatland einzusetzen. Oft war gerade das Material, das sich die Befragten im Rahmen ihrer Dissertation angeeignet haben, eine wahre Fundgrube für ihre jetzige Arbeit.

„So habe ich jetzt schon eine gewisse... Literatur bei mir und da kann ich immer hineinkommen mit verschiedenen Fragen oder... diesen... verschiedenen Projekten oder so.“ (SLO1⁴⁵⁴)

„In dieser Schulung habe ich viele viele Sachen, die ich in Wien... gehört oder Bücher, Literatur... ich nutze fast alle Literatur auf Deutsch. Und die Vorlesungen sind alle aus deutscher Literatur... vorbereitet. Ich übersetze... und ein bisschen modifiziere ich... [...] Also das ist mein Grund eigentlich. Für anderes... Also: natürlich einige Sachen von unseren Religionspädagogen. Aber Grund(stock) ist doch diese Literatur aus Wien.“ (HR2⁴⁵⁵)

Auch schlägt sich die in Wien gewonnene Autonomie in der akademischen Tätigkeit der ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten nieder.

⁴⁵² PL3, 64.

⁴⁵³ PL3, 167.

⁴⁵⁴ SLO1, 66.

⁴⁵⁵ HR2, 117.

„[...] viel Freiraum gebe ich auch den Studenten, obwohl sie ganz genau wissen, dass ich bei ihnen stehe... auch wissenschaftlich, auch menschlich, also das macht mir viel mehr Spaß, wenn sie dann... die Antworten suchen, nach ihrem Geschmack.“ (SK1⁴⁵⁶)

Kirche: Pfarre, Diözese

Weitaus weniger als im akademischen Bereich aber dennoch zweimal genannt wurde die Weitergabe des Gelernten im kirchlichen Bereich – auf der Ebene der Pfarren oder auch auf der diözesanen Ebene. Es gab weniger Aussagen zu diesem Thema, als es befragte Priester gegeben hat, die durch ihre Tätigkeit bestimmt die Möglichkeit haben, das Gelernte auch in den Pfarrgemeinden zum Teil zu implementieren. Andere Ebenen – vor allem die akademische Ebene – waren ihnen wichtiger, wo die Weitergabe deutlicher sichtbar war und sie deshalb über diese gesprochen haben.

„[...] wir haben Interesse gehabt, einen Kurs zu machen, Management in der Kirche..., da habe ich viel gelernt und das... das nutze ich jetzt in meiner Arbeit... [...] wir haben es so Management in der Kirche (genannt), aber es geht um Leitungskurse. Und... da habe ich viel gelernt und bis heute profitiere ich, organisiere ich, versuche ich mindestens. [...] diese Hilfe..., diese Kurse sind für mich die Hilfe, etwas anders zu überlegen. Manche Prozeduren zu optimieren zum Beispiel.“ (PL2⁴⁵⁷)

Auf der Ebene der Diözese kann ein Interviewpartner wahrscheinlich in der Zukunft einiges beitragen:

„[...] jetzt nach Jahren kommt die Firmvorbereitung wieder zur Sprache im Sinne, dass wir die Regel für die ganze Diözese, für die lokale Kirche hier vorbereiten. Und da hoffe ich, einen entscheidenden Impuls geben zu können. Ich habe mit dem Bischof schon gesprochen usw., und da profitiere ich von dem, was ich damals gelernt habe. Es ist für mich unglaublich wichtig, das zu nützen.“ (PL1⁴⁵⁸)

⁴⁵⁶ SK1, 59.

⁴⁵⁷ PL1, 152-154.

⁴⁵⁸ PL1, 166.

Ein anderer befragter Priester konnte bei seiner pastoralen Tätigkeit auf Ergebnisse von seiner eigenen Studie zurückgreifen, die er im Rahmen seiner Dissertation erforscht hat.

„Also ich glaube, niemand hat sich... [mit meinem pastoraltheologischen Dissertationsthema] so... so viel beschäftigt, dass daraus [...] eine Studie gemacht wurde... Und noch dazu, ich habe dann versucht, das auch... umzusetzen.“ (HR1⁴⁵⁹)

Artikel

Zwei befragte Personen haben mehrmals Beiträge für fachliche Zeitschriften geschrieben. Auch hierbei konnten sie sich auf Kenntnisse bzw. Material stützen, welche sie in der Zeit des Stipendiums gesammelt haben.

„Also wenn ich z. B. einen Artikel schreibe für verschiedene fachliche Zeitschriften, ... oder Bücher, oder wenn ich Seminare... Seminare oder Workshops für die Priester oder die Lehrer... vorbereite, ja..., dann kann ich, weißt du, von verschiedenen Materialien, Büchern, die ich in Wien gesammelt habe..., das verwenden.“ (PL2⁴⁶⁰)

Sonstige Bereiche

Es gab noch drei andere Bereiche, in denen das Gelernte Verwendung finden konnte: im Religionsunterricht, dabei, ein neues Stipendienprogramm im Heimatland ins Leben zu rufen und beim Argumentieren im Allgemeinen – unabhängig davon, auf welcher Ebene dies passiert.

⁴⁵⁹ HR1, 60.

⁴⁶⁰ PL2, 151.

3.2.10 *Wünsche für neue Stipendiatinnen und Stipendiaten*

In der allerletzten Frage des Interviewleitfadens ging es darum, was die Befragten aufgrund ihrer Erfahrungen den künftigen Stipendiatinnen und Stipendiaten wünschen. Die Antworten auf diese Frage waren eine Art verdichtete Erfahrungen und Strategien. Bei den Wünschen an künftige Stipendiatinnen und Stipendiaten wurden die eigenen Lernerfahrungen nochmals auf den Punkt gebracht – nur das Wichtigste wurde genannt und das jeweils in einer kurzen, überschaubaren Form.

Teilweise ist hierbei angeklungen, was bei den jeweiligen Interviewpartnern und -partnerinnen in ihrer eigenen Stipendienzeit schief gelaufen ist, was sie hätten besser machen können, aber auch ein positiver Rückblick und Feststellung, dass einige Lernerfahrungen, die sie in Wien machen konnten, für später sehr wertvoll und wichtig waren.

Die folgende Graphik skizziert, welche Wünsche am häufigsten genannt worden sind⁴⁶¹.

⁴⁶¹ Einschließlich Mehrfachnennungen.

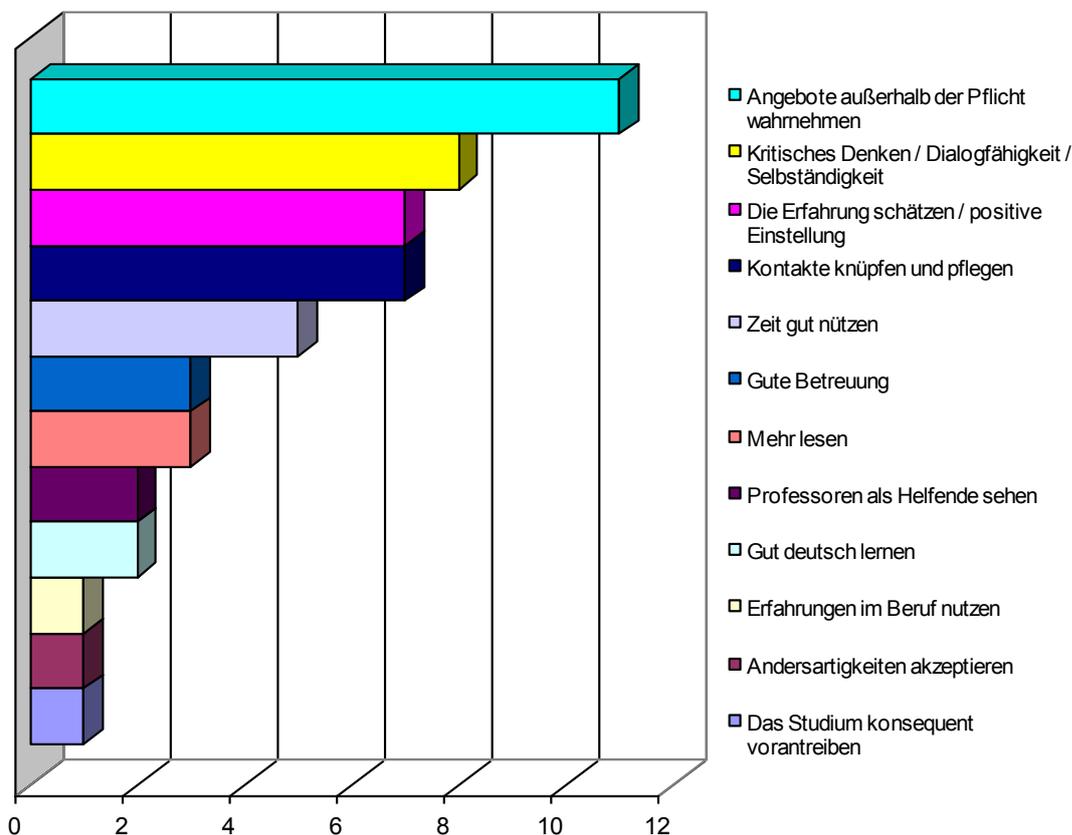


Abbildung 33: Wünsche der Befragten an künftige Stipendiatinnen bzw. Stipendiaten

Angebote außerhalb der Pflicht wahrnehmen

Am Häufigsten wurden bei den Wünschen für künftige Stipendiatinnen und Stipendiaten des Pastoralen Forums Angebote außerhalb der Pflicht genannt.⁴⁶² Den Interviewpartnern und -partnerinnen war es im Nachhinein sehr wichtig, nicht nur die Pflichtlehrveranstaltungen zu besuchen, sondern auch zusätzliche Angebote zu nützen. Auf meine Anfrage, ob sie Lehrveranstaltungen innerhalb der Theologie gemeint haben, gab es immer wieder die Antwort, dass es egal ist, welche fachliche Richtung man sich aussucht, denn alles, was man zusätzlich macht, eine wichtige Bereicherung für die eigene Perspektive sein kann.

Genannt wurden in den Interviews einerseits Lehrveranstaltungen im akademischen Bereich (Konferenzen, Symposien, Vorlesungen, Seminare), andererseits

⁴⁶² RO1, 118; HR1, 92.98-100; HR3, 85; SK1, 122.

wurden mehrfach auch kulturelle Angebote genannt (Ausstellungen, Konzerte, Subkulturen), wobei immer wieder betont wurde, dass Wien als kulturelle Stadt ein guter Studienort ist.

„Wovon sie auch profitieren können, andere Studienfächer zu besuchen. Sei es im Bereich der Theologie, aber besser gesagt, in anderen Richtungen. Ihr könnt viel davon bekommen. Ich habe solche Vorlesungen besucht, ich habe auch ein Semester an der Wirtschaftsuni... ich habe mich inskribiert an der Wirtschaftsuni, ich habe gewisse Vorlesungen gehört, und das hat mir gut getan. Es ist... es ist nur eine Bereicherung. Wien kann eine Bereicherung für die Stipendiaten sein. Und... es ist... ich sage es als Pflicht für deine Persönlichkeit: Gehe raus aus deinem Kasten und tue etwas anderes. Denn die Zeit ist kurz, dann gehst du wieder in dein Land und dort wirst du leider wieder in deinem Kasten (sein). Mindestens, wenn du wieder in deinen Kasten gehst, gehst du anders (hinein). Mindestens ein bisschen verändert. Tue das. Das wäre mein Vorschlag für die... derzeitigen Stipendiaten.“ (RO1⁴⁶³)

Es ist eine persönliche Herausforderung, sich einerseits umzuschauen, welche Möglichkeiten man als Stipendiat in Wien hat, andererseits dann aber auch gezielt auszuwählen, je nachdem was für einen selbst oder für seine/ihre Situation später im Heimatland von Bedeutung sein könnte.

„[...] ich denke, wenn jemand... nach Wien kommt, dann soll man sich umschauen und sehen, welche Möglichkeiten es gibt. Man soll an die Situation im Land denken, an die Zukunft und suchen, was für ihn oder für sie das Beste ist... und das nutzen. [...] Ich habe nicht sehr viel Zeit für das Kino, Spaziergänge, das Schifahren oder (lacht) so etwas gehabt, das ist auch schlimm, das ist nicht gut, einige meiner Kollegen sind regelmäßig Schifahren gegangen und ich habe das nicht gemacht, das ist schade. Aber eigentlich wenn ich wieder so etwas machen könnte, ich würde das gleiche machen, das heißt ich würde wieder sehr viel lesen, zu sehr vielen Vorträgen gehen, sehr viele Seminare besuchen und schauen..., ob es ein Projekt oder so was gibt... Alles Mögliche würde ich wieder nutzen.“ (HR3⁴⁶⁴)

Interdisziplinarität ist etwas, was die befragten Personen als eine persönliche und auch fachliche Bereicherung in Wien kennen gelernt haben und auch den künftigen Stipendiatinnen und Stipendiaten wünschen, die Chance der interdisziplinären Fächer wahrzunehmen und davon zu profitieren.

⁴⁶³ RO1, 118.

⁴⁶⁴ HR3, 85.

„Jedes wirtschaftliche Interesse wahrzunehmen..., und auch wenn es nicht mit der Theologie in Verbindung steht... es weiter zu entwickeln... [...] Und ich wünsche auch, dass man die Studienzeit... voll auch persönlich... genießen kann... ja, weil so viel Kultur wie in Wien... und auch so viele Möglichkeiten, breitere alternative Subkulturen zu... mit denen sich zu konfrontieren. Der Ort passt sehr gut zum Studium. ... Und... irgendwie... wenn ich dabei etwas, wenn ich das Studium beeinflussen könnte, dann würde ich die Stipendiaten motivieren,... interdisziplinäre Felder zu suchen.“ (SK1⁴⁶⁵)

Eigenständiges Denken

Unter diesem Code wurden Aussagen gebündelt, bei denen es um ein eigenständiges, autonomes Denken gegangen ist.⁴⁶⁶ Die Befragten haben hierzu Wünsche an Stipendiatinnen und Stipendiaten geäußert, bei denen es darum ging, zu lernen, kritisch zu denken oder sich in Diskussionen mit eigenen Meinungen einzubringen, sich eine eigene Meinung zu bilden und zu dieser zu stehen.

Dabei ging es einerseits um fachliche, theologisch-gesellschaftliche Diskussionen...

„[Ich mochte] Diskussionen, die wir beim Privatissimum gehabt haben. (Name Professor) kam immer mit Themen, die nicht mit... nicht streng mit Theologie, sondern allgemein mit Religion oder mit Politik zu tun hatten.“ (RO1⁴⁶⁷)

...andererseits jedoch aber auch um einen allgemeinen Meinungsaustausch mit andersdenkenden Menschen.

„[...] besonders diese... nicht formale... Zusammentreffen wie Stammtisch... oder so, das kann man gut nutzen, damit man Erfahrungen austauscht...“ (HR1⁴⁶⁸)

Ein Interviewpartner plädierte dafür, nicht eins zu eins alles zu übernehmen, was man in der Theologie in Wien lernt, sondern vielmehr die Grundlinien kennen zu lernen, die Logik oder die Modelle, die dahinter stehen, um dann für den eigenen Kontext überlegen zu können, was wiederum dort passend wäre.

⁴⁶⁵ SK1, 122.

⁴⁶⁶ PL1, 166; RO1, 188; SLO1, 112-114; HR1, 92.94; HU1, 96; HU2, 74.

⁴⁶⁷ RO1, 118.

⁴⁶⁸ HR1, 94.

„Diese Grundlinien der... oder Richtungen, in welchen die Theologie geht... in diesen Ländern als Beispiel, als ein Modell, das kann man nicht... ganz [...] eins zu eins übernehmen. Mehr als eine Gelegenheit, darüber nachzudenken, was dahinter steht und welche Prinzipien sind da im Hintergrund..., welche oder neue Methoden und so weiter und das..., das dann... in eine... Art und Weise nach Hause zu bringen...“ (SLO1⁴⁶⁹)

Durch Kontakte mit anderen Menschen sollen die Stipendiatinnen und Stipendiaten unterschiedliche Sichtweisen kennen lernen, diskutieren (gerade nicht formale Treffen eignen sich gut dazu).

„Ja, dass sie auch die Sichtweise lernen: für sich zu stehen und ihre... ihren Glauben zu begründen [...] und Fragen zu wagen und hinterfragen, warum sie Theologie studieren, warum sie sich für das Thema engagieren wollen, das sie sich vornehmen... Ob sie das wirklich wollen oder... es von ihnen erwartet wird. Ich wünsche ihnen, dass sie begründen können, dafür stehen können, was sie warum tun.“ (HU1⁴⁷⁰)

Und schließlich gab es den Wunsch für die Stipendiatinnen und Stipendiaten, eine Liebe zur Wissenschaft zu entwickeln, eine „verwirrende und glückliche“ Liebe.

„Also ich wünsche Ihnen... irgendwie eine... eine sehr tiefe... verwirrende und glückliche Liebe in der Theologie oder in der Wissenschaft, die sie treiben.“ (HU2⁴⁷¹)

Kontakte knüpfen und pflegen

Zum Thema Kontakte gab es sieben Aussagen der Befragten⁴⁷², wobei das Thema eines Netzwerkes wichtig war.

Oft konzentrierten sich die Interviewpartner bzw. -partnerinnen während der Stipendienzeit auf ihre Arbeit und auf das Studium in der Meinung, dass das Knüpfen und Pflegen der Kontakte mit anderen Menschen weniger wichtig war. Im folgenden Zitat erzählte ein ehemaliger Stipendiat, dass er es im Nachhinein etwas bereut, nicht mehr Zeit und Engagement auf dieser Ebene investiert zu haben:

⁴⁶⁹ SLO1, 112.

⁴⁷⁰ HU1, 96.

⁴⁷¹ HU2, 74.

⁴⁷² PL3, 169.172; RO1, 118; HR1, 92.94; HR2, 127; HU2, 74.

„Vielleicht dass sie mehr als ich Kontakte aufnehmen. Also ich war mit der Arbeit im Krankenhaus und mit der Arbeit... mit dem Studium so beschäftigt, dass ich vielleicht zu wenige Menschen kennen gelernt habe. Also, nicht nur aus Wien, aber auch andere Stipendiaten. Wir haben uns ab und zu getroffen, aber jetzt sehe ich, dass es vielleicht zu wenig war. Von meiner Seite. Weil alles, was obligatorisch war, [...] da habe ich teilgenommen.“ (PL3⁴⁷³)

Auch wenn es nicht zum Obligatorischen gehört hat, so erzählten die Befragten mehrmals, wie wichtig Gespräche mit anderen Menschen für sie waren und dass sie auch dadurch (und nicht nur im akademischen Bereich) sehr viel lernen konnten. Sie legten es den künftigen Stipendiatinnen und Stipendiaten sehr ans Herz, diese Möglichkeiten nicht außer Acht zu lassen.

„Dann auch viele Freunde kennen lernen, Bekannte... und ich glaube auch genau durch diese... Gespräche mit Bekannten... mit...(-) kann man auch viel lernen. Ich habe sehr positiv erlebt... diese Stammtische, die wir gehabt haben..., viele Vorträge, die auch Zulehner damals organisiert hat, also Gespräche... Ich glaube aus solchen Initiativen kann man wirklich viel lernen und... das müsste man auch sehr gut nützen...“ (HR1⁴⁷⁴)

„Und... das man das nützt, mit anderen Leuten in Kontakt zu kommen, mit ihnen zu reden..., besonders diese... nicht formale... Zusammentreffen wie Stammtisch... oder so, das kann man gut nutzen, damit man Erfahrungen austauscht...“ (HR1⁴⁷⁵)

Immer wieder wurde erwähnt, wie wichtig es war, gute Beziehungen aktiv zu suchen und zu pflegen...

„Und die Beziehungen. Gute Beziehungen aufzubauen. Nicht allein zu sein, sondern unter die Leute gehen, besonders am Institut dort, diese Beziehungen sind sehr wichtig meiner Meinung nach.“ (HR2⁴⁷⁶)

... und über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen und sich an einem internationalen Netzwerk zu beteiligen und es mitzugestalten:

„Und ich wünsche Ihnen sehr, dass sie... auch über die nationalen Grenzen und Sprachgrenzen ein breites kollegiales Netzwerk mitgestalten.“ (HU2⁴⁷⁷)

⁴⁷³ PL3, 169.

⁴⁷⁴ HR1, 92.

⁴⁷⁵ HR1, 94.

⁴⁷⁶ HR2, 127.

Die Erfahrung schätzen / positive Einstellung

Allen Textausschnitten, die unter dem Code *Die Erfahrung schätzen / positive Einstellung* gesammelt wurden, ist es gemeinsam, dass sie den Stipendiatinnen und Stipendiaten eine wertschätzende und positive Einstellung gegenüber der Stipendienzzeit in Wien wünschen. Hier die verschiedenen Facetten in Originaltönen:

Wertschätzung

„[...] dass sie weiter im Leben dieses Studium, diese Möglichkeit... relativ gut schätzen und, weißt du, wertschätzen.“ (PL2⁴⁷⁸)

Positive Einstellung

„Ich denke momentan an einen... Kollegen auch aus Polen, der wollte nicht nach Wien kommen, aber er musste, weil es der Bischof so gesagt hat, und von Anfang an war seine Einstellung negativ. Da ist alles schlecht, da ist... alles negativ, alles falsch und so weiter und so fort, und er auch... die Dissertation nicht fertig geschrieben hat. [...] Der war sehr unglücklich. Und ich wünsche allen künftigen Stipendiatinnen und Stipendiaten, dass sie mit einer positiven Einstellung kommen.“ (PL3⁴⁷⁹)

Dankbarkeit für neue Erfahrungen

„Sie sollen sehr dankbar sein..., dass sie überhaupt diese wunderbare... Möglichkeit bekommen haben... vom Pastoralen Forum, Stipendien, Zeit, Betreuung... Sie sollen dankbar sein und wirklich sich zu öffnen... und... ohne Furcht, ohne Angst sich neuen Erfahrungen zu öffnen und diesen großen Schatz nehmen und... nutzen.“ (HR2⁴⁸⁰)

Nutzung des Stipendiums

„Wenn sie [das Stipendium] bekommen, dann sollen sie es gut nützen... Ich denke, das ist wirklich eine sehr gute Möglichkeit, eine andere Theologie... kennen zu lernen.“ (HR3)

⁴⁷⁷ HU2, 74.

⁴⁷⁸ PL2, 157

⁴⁷⁹ PL3, 169.

⁴⁸⁰ HR2, 127.

Durch Kämpfe stark werden

„Ich wünsche ihnen, dass sie [...] die Krämpfe und Kämpfe (lacht) überleben und darin stark werden...“ (HU2⁴⁸¹)

Zeit gut nützen

In der Regel bekommen die Stipendiatinnen und Stipendiaten beim Pastoralen Forum ein Stipendium für drei Jahre. Fünf Befragte haben den Wunsch geäußert, dass die künftigen Stipendiatinnen und Stipendiaten diese geschenkte Zeit gut nützen. Bei der Durchsicht der Codings ist auffällig gewesen, dass fast die gleichen Wörter verwendet werden – die (Stipendien-)Zeit gut nützen (denn sie ist schnell vorbei):

„[...] es ist sehr wichtig, diese Zeit sehr gut auszunutzen, weil... das ist... ein Schatz sozusagen, von dem man später weiterleben kann...“ (SLO1⁴⁸²)

„Ja, ich wünsche ihnen sicher, dass sie... die Zeit in Wien gut nützen... in mehreren Richtungen.“ (HR1⁴⁸³)

„Wenn sie es bekommen, dann sollen sie es gut nützen...“ (HR3⁴⁸⁴)

„[...] und die Zeit zu nützen für das Studium.“ (SK1⁴⁸⁵)

Sonstige Wünsche

Bei sonstigen Wünschen für die künftigen Stipendiatinnen und Stipendiaten wurden folgende Themen genannt:

Mehr lesen

„[...] das tut mir irgendwie vielleicht leid... Ich hätte auch viel mehr lesen können. [...] Wenn ich mich wirklich morgen als ein Fachmann in meinem Land sehen möchte, dann muss ich

⁴⁸¹ HU2, 74.

⁴⁸² SLO1, 112.

⁴⁸³ HR1, 92.

⁴⁸⁴ HR3, 85.

⁴⁸⁵ SK1, 122.

wirklich an mich selber arbeiten. Viel lesen, viel studieren, das wünsche ich natürlich den zukünftigen Stipendiaten...“ (HR1⁴⁸⁶)

„[...] ich würde wieder sehr viel lesen.“ (HR3⁴⁸⁷)

Gute Betreuung

„[...] und natürlich wünsche ich ihnen auch gute Professoren, wie wir sie gehabt haben... [...] Weil ich glaube, es gibt tolle Professoren..., von welchen man so viel lernen kann.“ (HR1⁴⁸⁸)

Gut Deutsch lernen

„Ja, ich..., vor allem für die (lacht) Leute, die aus dem Ausland kommen, dass sie gut Deutsch können, schon ... früher, bevor sie dorthin kommen.“ (SLO1⁴⁸⁹)

„[...] vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich Deutsch gelernt hätte (lacht), es wäre für mich noch leichter (lacht).“ (HR3⁴⁹⁰)

Professoren als Helfende sehen

„Dass da die Leute sind, die Ihnen helfen möchten und dann wird alles gut gehen.“ (PL3⁴⁹¹)

„Und ich wünsche ihnen, dass sie... dass sie... solange es möglich ist, Paul M. Zulehner, und wenn das einmal nicht mehr möglich wird, dann andere großen Theologengestalten kennen lernen.“ (HU2⁴⁹²)

Das Studium konsequent vorantreiben

„Was wünsche ich ihnen. Ja... Ich wünsche ihnen und ich denke, dass es gut ist... sich zu konzentrieren auf das Studium. [...] Ich wünsche ihnen... Ja, ich wünsche, dass das Studium mit der Seriosität machen und profitieren... von dieser Möglichkeit eines Stipendiums.“ (RO2⁴⁹³)

⁴⁸⁶ HR1, 94.

⁴⁸⁷ HR3, 85.

⁴⁸⁸ HR1, 94.101.

⁴⁸⁹ SLO1, 112.

⁴⁹⁰ HR3, 85.

⁴⁹¹ PL3, 169.

⁴⁹² HU2, 74.

Andersartigkeiten akzeptieren

„Und nicht vergessen... auch dass... dass wir Leute sind und auch die Ausländer oder Österreicher zu einem Gott beten...“ (RO2⁴⁹⁴)

Erfahrungen im Beruf nutzen

„[...] und dass sie auch auf dieser wissenschaftlichen Ebene wirklich... in ihrem beruflichen Bereich benützen können...“ (PL2⁴⁹⁵)

⁴⁹³ RO2, 158-160.

⁴⁹⁴ RO2, 160.

⁴⁹⁵ PL2, 157.

3.2.11 Sonstige Themen

Zwei zusätzliche Themen, die vom Interviewleitfaden nicht vorgegeben waren und die sich während der Interviews herauskristallisiert haben, sollen noch eigens erwähnt werden. Zum einen geht es um Aussagen zum Stipendium im Allgemeinen (11 Codings), zum anderen zur Rolle eines Professors bzw. der Professorin während der Studienzeit (26 Codings).

Stipendium

Immer wieder kam zwischen den Leitfaden-Fragen eingestreut das Thema des Stipendiums zum Ausdruck.⁴⁹⁶ Grundsätzlich lässt sich sagen, dass die Alumni die Möglichkeiten des Stipendiums, das sie erhalten haben, sehr positiv und dankbar gewertet haben. Das Stipendium bot ihnen gute Möglichkeiten, sich auch außerhalb der Universität zu „bewegen“, z. B. Konferenzen oder andere Länder zu besuchen.

Speziell wurde das Sachkostenbudget⁴⁹⁷ erwähnt und es wurde positiv erwähnt, dass dieses Budget relativ flexibel einsetzbar war.

„Ich war Professor Zulehner sehr dankbar..., weil er eine Summe von diesem Stipendium für die Literatur... zur Verfügung gestellt hat. Und das war eine gute Anrechnung, um neue Bücher einzukaufen und dann lesen... und das war wirklich... So habe ich jetzt schon eine gewisse... Literatur bei mir und da kann ich immer hineinkommen mit verschiedenen Fragen oder... diesen... verschiedenen Projekten oder so.“ (SLO1⁴⁹⁸)

Vom Grundstipendium⁴⁹⁹ konnten die Stipendiatinnen und Stipendiaten z. B. Ausstellungen oder andere kulturelle Veranstaltungen finanzieren, auch das kam anerkendend zur Sprache. Für alles Wichtige hat das Stipendium ausgereicht – das schätzten die Befragten.

⁴⁹⁶ PL1, 53-55; RO1, 6-8; SLO1, 66; HR2, 57.73.77; HR2, 141; HR3, 33; HU1, 20.68.

⁴⁹⁷ Das Sachkostenbudget macht bei Stipendien des Pastoralen Forums ein knappes Drittel des Gesamtstipendiums aus und steht für Anschaffungen zur Verfügung, die mit dem Studium zusammenhängen.

⁴⁹⁸ SLO1, 66.

⁴⁹⁹ Stipendienteil für Lebenserhaltungsausgaben.

Ein Interviewpartner sagte, dass die Zeit in Wien für ihn wie ein neues Leben war und eine der wertvollsten Zeiten seines Lebens überhaupt.

Hier schließlich die Aussage eines anderen Interviewpartners:

„Und ist selbstverständlich absolut eindeutig, dass ich diese Karriere machen konnte, weil... weil ich hier in Wien auf eine Schiene gestellt worden bin und auch mein Zug mit Munition (lacht) aufgefüllt worden ist. Darum ist die Fahrt so lange geworden...“ (HU2⁵⁰⁰)

Rolle eines Professors

Es war nicht nur das Studium in Wien samt all der Erfahrungen, die die Befragten sehr geschätzt haben. Die Rolle eines Professors bzw. einer Professorin, eines Vorbildes spielte eine äußerst wichtige Rolle bei den ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten.

Anhand der Textsegmente, die diesem Thema zugeordnet wurden, werden ein paar Besonderheiten herausgeschält:

- Anerkennung erleben: Einerseits erlebten die Befragten Anerkennung: Wenn sich Professor Zulehner für sie einsetzte und sie motivierte, sich um ein Stipendium zu bewerben. Andererseits tat es den damaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten gut, wenn sich ein Professor bzw. eine Professorin für sie und ihre Arbeit Zeit nahm.⁵⁰¹
- Vorbildfunktion: Der konkrete Professor bzw. die konkrete Professorin war in mehreren Fällen auch ein großes Vorbild. Die Befragten erzählten, dass sie beobachteten, was und wie er/sie redet und wie er/sie lebt. Wichtige Aussagen von ihm/ihr merken sich die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten bis heute.⁵⁰²
- Beziehung: Die Beziehung v. a. zu Professor Zulehner wurde als sehr wichtig beschrieben.⁵⁰³
- Motivation: Der Professor bzw. die Professorin als Vorbild und seine wertschätzende Art war oft ein Motor für die Arbeit der Befragten. Es

⁵⁰⁰ HU2, 68.

⁵⁰¹ PL1, 85; SLO1, 58; HR1, 50.

⁵⁰² PL1, 77.107.113.115.116; HR1, 54; HR3, 51; SK1, 53.

⁵⁰³ SLO1, 66.

bewirkte etwas, wenn der Professor bzw. die Professorin an den Interviewpartner bzw. an die Interviewpartnerin geglaubt hat und ihm/ihr vertraut hat.⁵⁰⁴

- Inspiration: Mehrere Persönlichkeiten, die die Befragten persönlich kennen gelernt haben, sind zu einer Inspiration für das Leben der ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten geworden. Allen voran wurde Professor Zulehner genannt, dessen Visionen und dessen Orientierung eine Inspiration für das eigene Leben zahlreicher Interviewpartner bzw. Interviewpartnerinnen darstellte.⁵⁰⁵

„Und diese Erfahrung mit Zulehner bleibt bis jetzt so stark, dass... wenn jemand mich fragt, wer mein stärkstes Vorbild ist, ein Vorbild mit klarsten Konturen, dann sage ich: Der Professor bleibt es immer noch.“ (SK1⁵⁰⁶)

⁵⁰⁴ HR2, 132-136.

⁵⁰⁵ PL1, 166; RO1, 110; HR2, 142; SK1, 35.53; HU1, 66.88; HU2, 54.

⁵⁰⁶ SK1, 37.

3.3 Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse

Dieses Kapitel bildet den krönenden Abschluss der vorliegenden Auswertung. Hier geht es um eine knappe und überschaubare Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse, die als Resultat anhand der qualitativen Interviews mit ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten erforscht wurden. Dabei wird – als Ziel der qualitativen Forschung - das Typische an diesen Ergebnissen herausgeschält, die detailliert im Kapitel 3.2 dargestellt wurden.

Rund um das Stipendium

Alle ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten, die interviewt wurden, haben als Hauptfach sowohl im Heimatland als auch in Wien Theologie studiert. Mehr als die Hälfte von ihnen widmeten sich zusätzlich zur Theologie einem Neben- oder Zusatzfach – die meisten jedoch bereits im Heimatland und nur Einzelne in Wien.

Es besteht ein auffallender Zusammenhang zwischen den bereits nach Wien gebrachten Deutschkenntnissen und den Zusatzfächern. Genau jene zwei Befragte, die zusätzlich zur Hauptstudienrichtung in Wien Zusatzfächer absolvierten, haben gute Deutschkenntnisse mitgebracht. Überraschend war der Zusammenhang zwischen dem Interesse für Zusatzfächer und der Studienzeit in Wien: Ausschließlich diejenigen, die in der kürzesten Zeit in Wien studiert haben, haben auch Zusatzfächer in Wien absolviert.

Was die Studiendauer in Wien betrifft, so gab es einzelne wenige Stipendiatinnen und Stipendiaten, die innerhalb der vorgegebenen dreijährigen Stipendienzeit ihre wissenschaftlichen Arbeiten fertigstellen und promovieren konnten; die meisten haben jedoch ein Zusatzjahr benötigt. Einzelne haben dafür fünf und mehr Jahre gebraucht.

Sämtliche Befragten haben vom Stipendium des Pastoralen Forums ausschließlich von einer anderen bekannten Person erfahren. Bei der Hälfte von ihnen hat Professor Zulehner entweder den zuständigen Bischof, eine andere bekannte Person oder die befragte Person selbst angesprochen. Die andere Hälfte hat vom Stipendienprogramm von Bischof, anderen Studierenden oder von Professoren erfahren, die Pastorales Forum gekannt haben oder davon gehört haben. Keine einzige Person ist auf das Stipendienprogramm über das Internet oder über eigene Recherchen gestoßen.

Gründe für die Entscheidung, zwecks Studiums nach Wien zu kommen, waren vielfältig, sie kreisten um drei Säulen: Deutsch, Ausbildung, Kultur in Wien. Die Pastoraltheologie als Studienfach hatte keineswegs eine vorrangig anziehende Wirkung, viel eher stellte dieses Fach bei vielen Befragten eine Demotivation dar, da sich die Studierenden darunter auf Grund ihrer bisherigen Studienerfahrungen im Heimatland etwas anderes vorgestellt haben, als was sie in Wien dann kennengelernt haben.

Herausforderungen

Die größten zwei Herausforderungen im Rahmen des Studiums in Wien waren die deutsche Sprache und das neue, ungewohnte System an der Universität.

Deutsche Sprache stellte die Herausforderung Nummer eins dar, jede zweite befragte Person klagte über Schwierigkeiten, die damit verbunden waren. Dazu gehörte die Unsicherheit, weil die Befragten (vor allem am Anfang) nicht beurteilen konnten, im welchen Ausmaß ihr Verständnis begrenzt war. Die mangelnden Sprachfertigkeiten bedeuteten für viele ehemalige Stipendiatinnen und Stipendiaten ein Hindernis in Bezug auf andere Menschen – sowohl der Kontakt zu anderen als auch Kommunikation mit ihnen wurden dadurch gehemmt. Manche fühlten sich als Außenseiter und dieser Umstand erzeugte eine Stresssituation. Für Menschen, die mit gänzlich fehlenden Deutschkenntnissen nach Wien gekommen sind, war dies eine Grenzerfahrung.

Speziell beim Studium wirkten sich mangelnde Deutschkenntnisse negativ aus: Beim Lesen der Fachliteratur, bei der Teilnahme an universitären Lehrveranstaltungen, beim Schreiben der wissenschaftlichen Arbeit, beim Erlernen der theologischen bzw. wissenschaftlichen Denkweise und erheblich auch beim wissenschaftlichen Diskurs. Selbst wenn manche schon ganz gut Deutsch gekonnt haben, war es schwierig, jenen Professoren gedanklich zu folgen, die entweder schnell oder in der Umgangssprache gesprochen haben.

Vielfach wurde erwähnt, dass vor allem die ersten Monate die schwierigsten waren, nach einem Jahr scheinen die größten Sprachschwierigkeiten überwunden zu sein. Auch wurde berichtet, dass im ersten Studienjahr das Erlernen der deutschen Sprache (in Deutschkursen) die oberste Priorität hatte. Auf alle Fälle war der Studienstart für diejenigen wesentlich leichter, die bereits mit guten Deutschkenntnissen nach Wien gekommen sind.

Das System der Universität Wien unterschied sich in einigen Punkten sehr wesentlich von Universitätssystemen, die die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten in ihren Heimatländern kennengelernt haben. Einerseits gab es ein anderes System der Vorlesungen, der Seminare, in der Bibliothek. Andererseits waren bürokratische Hürden sowie die Anmeldung zum Studium oder zu Lehrveranstaltungen ein Problem. Mehrfach wurde jedoch auch darüber berichtet, dass es nicht einfach war zu erkennen, was von einem erwartet wurde. Viele haben jemanden vermisst, der ihnen am Anfang eine Art Einführung in das System gegeben hätte.

Zusammen mit dem System der Universität sind die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten auf die Herausforderung gestoßen, sich im selbständigen Denken zu üben. Im Heimatland waren sie es gewohnt, dass sie bestehende theologische bzw. wissenschaftliche Meinungen wiedergeben mussten, ohne sich des eigenen Denk-Standpunktes bewusst zu sein.

Auch im persönlichen Leben wirkte sich diese Selbstreflexion bei mehreren Befragten aus. Man prüfte den eigenen Lebensstandpunkt. Außerdem musste man sich auch außerhalb der Universität in einer neuen Situation zurechtfinden: Bankkonto eröffnen, Krankenversicherung abschließen, Visum beantragen, Unterkunft finden. Alles war neu, was zu einer Unsicherheit der Befragten führte.

Vereinzelt wurden sonstige Herausforderungen erwähnt: Eine Arbeit zusätzlich zum Studium (z. B. Priestertätigkeit oder Krankenhausseelsorge), die Einsamkeit, die Unsicherheit in Bezug auf das Stipendium, Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche und beim Pendeln.

Strategien

Für die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten war es nicht einfach, beim Sprechen über Probleme und Schwierigkeiten die eigenentwickelte Strategien zu beschreiben. Zu den wichtigsten Strategien zählten: *Deutsch üben, gegen Einsamkeit ankämpfen, sich öffnen für Anderes* und *sich Zeit gönnen*.

Beim Lernen der deutschen Sprache haben den Befragten folgende Strategien geholfen: Wiederholen des Gelernten, viel lesen, viel sprechen (egal wann, wo und mit wem), einen guten Sprachkurs belegen, Menschen suchen, denen man vertrauen konnte, und mit denen man ohne Hemmungen alltägliche Kommunikation üben konnte. Diese Kommunikation im Alltag war eine gute Voraussetzung für das Erlernen der wissenschaftlichen Sprache.

Auch gegen die Einsamkeit half es, wenn man Menschen wahrgenommen hat, Kontakte mit ihnen knüpfte, sich auf sie einließ. In einigen Fällen hat diesbezüglich eine Wohngemeinschaft oder auch eine spirituelle Gemeinschaft geholfen. Dabei war es manchen Befragten wichtig, eine Balance zu halten zwischen der Gemeinschaft und dem Alleinsein.

Sich bewusst für Anderes zu öffnen meinte, dass sich die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten für neue Perspektiven, neue Denkweisen aufgetan und diese zugelassen haben. Manche haben sich in der Haltung eingeübt, die neuen Denkweisen so anzunehmen, wie sie ihnen begegneten, andere waren richtig neugierig auf die neuen Perspektiven und haben sie aktiv erforscht, in dem sie an diversen Veranstaltungen oder Diskursen teilgenommen haben, wo sie erfahren konnten, wie andere denken. Es hat geholfen, das Neue bzw. bisher Unbekannte dankbar als eine Erweiterung der eigenen Möglichkeiten zu sehen, statt es zu bekämpfen.

Sich Zeit zu gönnen, um sich zu sammeln, um alles rund um sich in Ruhe zu ordnen hat mehreren befragten Personen genützt, um mit Herausforderungen besser umgehen zu lernen.

Lernerfahrungen/Entwicklung

Die Lernerfahrungen der Stipendiatinnen und Stipendiaten können als Ergebnis der Herausforderungen gesehen werden, die allmählich anhand der Selbstreflexion der befragten Personen in positive Erfahrungen übergegangen sind. Es ging bei diesem Thema um den persönlichen und wissenschaftlichen Zugewinn der Studienzeit in Wien. An den Äußerungen zu den je eigenen Lernerfahrungen lässt sich das Ergebnis der Förderung (zunächst) an den einzelnen Personen punktuell ablesen.

Die wichtigste Lernerfahrung ist die *neue Perspektive*, gefolgt von Haltungen wie *Eigenständigkeit/Freiheit*, *Erweiterung der Wissenschaftlichkeit* und *Offenheit*.

Die neue Perspektive, die die Befragten sowohl im persönlichen als auch im wissenschaftlichen Bereich gewonnen haben, ist mit Abstand die wichtigste Lernerfahrung der befragten Personen gewesen. Durch die Konfrontation mit einer neuen Umgebung, einer neuen Mentalität, einer neuen Kultur, einer neuen Art des alltäglichen und wissenschaftlichen Denkens haben die Befragten die Erfahrung gemacht, dass es auch andere plausible Perspektiven gibt, die sich von ihrer eigenen Denkrichtung unterscheiden haben. In der Folge sahen sie sich gezwungen, die eigene Perspektive nicht als absolut zu setzen, sondern haben diese relativiert. Nicht nur

im persönlichen, sondern auch im kirchlich-theologischen Bereich haben die Befragten ihre Perspektiven „aktualisiert“ bzw. weiterentwickelt. Beim Kennen- und Schätzenlernen der anderen Gedankenweisen war es maßgeblich, ob man anderen Personen vertraut hat. Hervorgehoben wurde vor allem Paul M. Zulehner, der bei vielen ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten eine Vorbildfunktion hatte und von dem sie nach eigenen Angaben viel lernen konnten.

An zweiter Stelle wurden (neben der Erweiterung der Wissenschaftlichkeit) Eigenständigkeit bzw. Freiheit genannt und von den befragten Personen als etwas sehr Positives dargestellt. Es war neu für sie, zu eigenen Sichtweisen zu stehen und diese zu entwickeln, statt vorgefertigte Sichtweisen zu wiedergeben. Kreativität war von ihnen gefordert, um vor allem im Bereich der Pastoraltheologie die gelernten Ideen eigenständig weiterzuentwickeln und für den Kontext des Heimatlandes anzupassen. Die Eigenständigkeit und die damit verbundene Freiheit wurden nicht nur auf die akademische Ebene bezogen, sondern stellten für die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten eine ganzheitliche Lebenserfahrung dar.

Zur Erweiterung der Wissenschaftlichkeit haben aus der Sicht der befragten Personen vor allem folgende Elemente beigetragen: Fachbücher aus dem deutschsprachigen Raum, unterschiedliche Lehrveranstaltungen, die in Eigeninteresse absolviert wurden, Interdisziplinarität in der Wissenschaft (auch in der Theologie). Besonders in der Theologie schätzen viele Befragte die Bodenständigkeit und den Dialog mit der heutigen Gesellschaft, die sie in Wien neuentdeckt haben. Die Erweiterung der Perspektiven in der Wissenschaft ging mit den Eigeninteressen der Stipendiatinnen und Stipendiaten einher.

Die Offenheit, der die Befragten in Wien begegnet sind und sich in ihr eingeübt haben, betraf erneut alle Lebensbereiche. Auffällig war jedoch, dass eine offene Haltung besonders im Bereich der Religion und der Theologie eine wichtige Rolle spielte. Das Sich-öffnen für andere Religionen, Kulturen, theologische Meinungen und besonders auch im kirchlichen Bereich wurde als eine wichtige Lernerfahrung aus der Zeit in Wien immer wieder berichtet. Die Ansicht, dass die Theologie eine einstimmige Meinung vertritt, wurde durch eine Pluralität an vielen theologischen Positionen ersetzt.

Neben diesen wichtigsten Lernerfahrungen haben die Interviewpartner bzw. Interviewpartnerinnen noch andere Erfahrungen gemacht: Dass Pastoraltheologie nicht nur auf Kirche fokussiert sein muss, sondern versuchen kann, mit anderen wissenschaftlichen Disziplinen in Kontakt zu treten. Dass Meinungsverschiedenheit etwas Bereicherndes sein kann und man eine Kultur des Dialogs lernen kann, um die

verschiedenen Ansichten mit anderen Menschen friedlich zu diskutieren. Dass Kritik auch als etwas Positives statt etwas Bedrohliches gesehen werden kann. Dass Ordnung und Systematik für die eigene wissenschaftliche Arbeit von großer Bedeutung ist. Dass Professoren dazu da sind, um den Studierenden zu helfen, statt sich über sie zu erheben. Und dass eine gute Theologie kontext- und praxisgebunden sein sollte.

Unterschiede Ost und West

Zu den vier allerwichtigsten Ergebnissen bei den Unterschieden, die die Alumni zwischen ‚Ost‘ und ‚West‘ festgestellt haben, zählen folgende Themen: *Eine Perspektive versus verschiedene Perspektiven, Unantastbarkeit versus Kritik, Unterschied in der Aktualität der Fragen und Vorgaben versus Eigenständigkeit.*

Eine Perspektive versus verschiedene Perspektiven: Im Heimatland haben die Befragten vor allem beim Studium der Theologie erlebt, dass autoritativ eine Meinungslinie präsentiert wurde. Dagegen war es für sie neu, als in Wien in Freiheit mehrere verschiedene (theologische) Meinungen, die oft auch entgegengesetzt waren, nebeneinander zum Ausdruck kamen. Die Möglichkeit des Dialogs, bei dem unterschiedliche Perspektiven zu diskutierten Ansätzen einander ergänzen konnten, war für viele Befragte neu.

Unantastbarkeit versus Kritik: Im Heimatland wurde Kritik als negativ konnotiert wahrgenommen, in Wien ist Kritik den befragten Personen als etwas Positives, Konstruktives begegnet. Allerdings gab es auch eine empörende Reaktion auf kritische Äußerungen im Bereich der Kirche und sie wurden als „nicht richtig“ eingestuft.

Unterschied in der Aktualität der Fragen: Der Hälfte der Befragten hat es in Wien gut getan, dass die Theologie, der sie dort begegnet sind, den aktuellen Fragen der Kirche und Gesellschaft gerecht wurde. Sie erlebten in Wien eine kontextgebundene Theologie, die im Dialog mit der Gesellschaft stand und praxisnäher war als die Theologie des Heimatlandes, die sich mit aktuellen gesellschaftlichen Themen wenig befasste.

Vorgaben versus Eigenständigkeit: Auf den westlichen Universitäten erlebten die Studierenden mehr Forderung von Eigenständigkeit als auf den Universitäten des Heimatlandes, wo es mehr Vorgaben gegeben hat.

Zu sonstigen Unterschieden zählten: Kulturelle Unterschiede – diese sind bei Stipendiatinnen und Stipendiaten mit einer Konfessionsverschiedenheit größer gewesen als bei denjenigen, die römisch-katholisch waren. Die in Wien erlebten

Unterschiede in der Lebenskultur wurden als Bereicherung erlebt. Weniger Ordnung im Heimatland und mehr Ordnung in Wien – im Bereich der Universität, der Kirche und auch im öffentlichen Leben. Kontextgebundenheit in der Theologie – unterschiedliche Themen waren für die Theologie des Heimatlandes und in Österreich von Bedeutung. Im Heimatland war es erwünscht, Theologie „einspurig“ zu betreiben, Interdisziplinarität wurde eher nicht gefördert; dagegen haben die Interviewpartner und -partnerinnen in Wien gelernt, die Theologie mit anderen wissenschaftlichen Disziplinen zu verbinden. Die wissenschaftlichen Arbeiten des Heimatlandes haben zum Ziel gehabt, breit angelegt zu sein, dagegen war es in Wien erwünscht, Themen einzugrenzen und zu fokussieren. Bei den betreuenden Professoren haben die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten im Heimatland mehr Autorität und in Wien eher Kollegialität erlebt.

Betreuung der wissenschaftlichen Arbeiten

Bei Aussagen über die Betreuung gab es wesentlich mehr positive als negative Aussagen, die Mehrheit der Befragten war mit der Betreuung der eigenen wissenschaftlichen Arbeit zufrieden.

Das größte Problem stellten für die Befragten mangelnde Rückmeldungen von Anfang der Betreuung an dar. Ansonsten haben im Einzelfall manche damit gekämpft, sich vom Betreuer bzw. von der Betreuerin nicht verstanden zu fühlen, zu wenig Vertrauen zu spüren, aber auch mit der deutschen Sprache, die eine Barriere in der Betreuung darstellte. Ganz selten kam es zur Sprache, dass die Methodologie in der Betreuung zu schwach war, dass man sich durch die Erwartung der Selbständigkeit überfordert fühlte, dass die Betreuung fachlich zu schwach war oder der Kontakt zum Betreuer, zur Betreuerin zu selten war.

Positive Aussagen zum Thema Betreuung ergaben zusammen das konstruierte Bild eines „idealen“ Betreuers und sieht in den Augen der befragten ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten so aus: Der ideale Betreuer nimmt die Stipendiatin bzw. den Stipendiaten als Person wahr und nimmt sie auch ernst. Er zeigt Verständnis für Schwierigkeiten des Studierenden, egal ob sie fachlicher oder privater Natur sind. Immer wieder findet er motivierende Worte und ist in seinem Handeln und Arbeiten ein Vorbild für Konsequenz. Dieser Betreuer nimmt sich (zum erstmöglichen Termin) Zeit, wenn der/die Studierende ihn braucht und findet Strategien, um das Verständnis zwischen ihm und dem Stipendiaten bzw. der Stipendiatin zu verbessern. Er ist fachlich kompetent, bietet Hilfe an, gibt gute Tipps, äußert sich

konkret zur Arbeit, schaut, dass die Richtung der wissenschaftlichen Arbeit stimmt. Wenn Probleme auftauchen, redet er klar und ist bei seinen Kritikäußerungen transparent, sodass sich der Stipendiat bzw. die Stipendiatin auskennen kann. Er arbeitet gemeinsam mit dem Stipendiaten bzw. der Stipendiatin zielgerichtet und hält viel von einer guten Kooperation zwischen ihm selbst und dem Doktorvater / der Doktormutter (falls er nicht selbst der Hauptbetreuer ist). Er kümmert sich darum, dass die von ihm betreute Person alle nötigen Unterstützungen bekommt, die sie für ein erfolgreiches Studium braucht. Dieser Betreuer hält eine gute Balance zwischen dem Vorgeben und dem Freiraum-lassen.

Es hat sich vielfach gezeigt, dass manche Professoren bzw. Professorinnen, die eine Vorbildfunktion für die Befragten hatten, einen äußerst starken positiven Einfluss auf die interviewten Personen ausgeübt haben. Die Befragten deuteten darauf hin, dass sich bei solchen Vorbildern Anerkennung erfahren haben, die Beziehung zu diesem Vorbild geschätzt haben, dieses Vorbild eine motivierende Kraft in Bezug auf ihre Arbeit gehabt hat und eine Inspiration für das eigene Leben darstellte.

Zurück im Heimatland

Für die Hälfte der befragten Personen war die Rückkehr ins Heimatland eher leicht, für die andere Hälfte eher schwer.

Eher Leicht ist sie denen gefallen, die nicht so intensiv in Wien gelebt haben (z. B. Pendler) und die sich daher nicht so stark vom Heimatland abgelöst haben als diejenigen, die einen regulären Hauptwohnsitz während der Stipendienzeit in Wien gehabt haben. Auch ist die Rückkehr denjenigen Befragten leichter gefallen, die sich bewusst dazu entschlossen haben, sofort nach dem Studium nach Hause zu kehren, um dort ihre (neugewonnenen) Fähigkeiten einzusetzen. Manchen hat es geholfen, nicht allzu große Erwartungen in Bezug auf die Rückkehr zu entwickeln und offen zu bleiben dafür, was sie im Heimatland erwartet. Hilfreich war es ebenfalls, Kontakte zu Menschen im Heimatland während der Stipendienzeit in Wien zu pflegen. Als Motivation diente Einzelnen die Vorfreude auf das Verstandenwerden unter den Landsleuten.

Eher schwer ist die Rückkehr ins Heimatland bei denen ausgefallen, die sich an das Leben in Wien gewöhnt haben und einiges dort lieb gewonnen haben. In solchen Fällen war es schwer, diesen Ort zu verlassen und in alte Muster zurückzukehren, gleichzeitig aber auch einen Neubeginn zu wagen. In manchen Fällen war es schwer, es hinzunehmen, dass einen die Menschen z. B. aufgrund des neuen aka-

demischen Titels anders wahrgenommen haben und einem mit Vorurteilen begegnet sind. Schwer hatten es auch diejenigen, bei denen die in Wien gewonnene Qualifikation nicht anerkannt wurde oder wo Professoren bzw. Professorinnen eine spürbare Ablehnung an den Tag gelegt haben. Die in Österreich lieb gewonnene Freiheit aufzugeben und sich den Entscheidungen des Bischofs zu unterordnen, war für Einzelfälle ebenfalls schwierig. Es gab bei manchen ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten auch die Sorge, ob man verstanden werden würde, wenn man sich bemüht hätte, das in Wien gewonnene Know-How im Heimatland anzuwenden.

Obwohl die Rückkehr bei ca. der Hälfte leicht, bei der anderen schwer ausgefallen ist, war es bei der Aufteilung beim Thema Arbeit im Heimatland anders. Der Arbeitsstart im eigenen Land ist grundsätzlich eher leicht angelaufen. Für Befragte aus Polen, Kroatien, Slowenien war es eher leicht in den Arbeitsprozess eingegliedert zu werden, dagegen haben sich Befragte aus Rumänien damit eher schwer getan. In Ungarn gab es beides – einerseits Schwierigkeiten, andererseits keine.

Die Hälfte der Befragten hatte eine Person, die ihnen die Arbeit vermittelte, die andere Hälfte musste Eigeninitiativen entwickeln, um eine Arbeitsstelle zu bekommen.

Leicht haben es bei der Arbeitssuche diejenigen ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten gehabt, wo 1. der Bischof eine Unterstützung zeigte, 2. Priester, die sofort in der Pastoral tätig sein konnten, 3. diejenigen, die an die alte Arbeitsstelle, die sich bereits vor dem Aufenthalt in Wien ausgeübt haben, anknüpfen konnten, 4. Befragte, deren Kompetenzen erkannt und geschätzt wurden, 5. aktive Persönlichkeiten, die durch Eigeninitiative die Arbeit in einem speziellen Bereich mit Überzeugung angestrebt haben und 6. diejenigen, die bereit waren, eine weniger qualifizierte Tätigkeit als Überbrückungslösung in Kauf zu nehmen.

In der Mehrheit der Fälle hat der Bischof die zurückgekehrten Stipendiatinnen und Stipendiaten entweder unterstützt oder sich neutral verhalten und keinen Widerstand gegen eine Anstellung geleistet. Ein Drittel der Befragten klagte jedoch darüber, dass sich der Bischof um sie nicht gekümmert oder sie nicht unterstützt hat.

Schwer war der Einstieg 1. ohne Unterstützung des Bischofs, 2. bei zugesagten Arbeitsstellen, wo sich jedoch die Rahmenbedingungen geändert haben und 3. für Frauen, die im kirchlichen Bereich Fuß fassen wollten.

Auffällig war, dass Schwierigkeiten mit einer Anstellung nach der Rückkehr ins Heimatland laut meinen Interviews ausschließlich Frauen und Interviewpartner aus Rumänien hatten.

Die meisten ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten arbeiteten zum Zeitpunkt der Befragung entweder in kirchlichen bzw. kirchennahen Institutionen oder im Bereich der Universität bzw. der außeruniversitären Forschung.

Gelerntes weitergeben

Die Frage nach der Weitergabe des Gelernten im Heimatland zielte auf die Beantwortung meiner Forschungsfrage, ob Förderung der Kirche(n) in Ost(Mittel)Europa möglich und sichtbar ist. Diese Frage lässt sich positiv beantworten, denn beinahe alle Befragten haben Möglichkeiten gefunden, um die in Wien erworbenen Kenntnisse in den jeweiligen Heimatländern einzusetzen.

Lediglich zwei Befragte meinten, dass die Weitergabe nicht immer möglich ist, wobei einer von ihnen auf beiden Seiten stand (manches ist möglich, anderes nicht). In beiden Fällen wurden die verneinenden Aussagen mit der Kontextualität des Gelernten begründet. Alle anderen befragten Personen haben gemeint, dass die Weitergabe des während der Stipendienzeit Gelernten im Heimatland möglich ist.

In den meisten Fällen war die Weitergabe des in Wien Gelernten auf dem akademischen Boden möglich – für Lehrveranstaltungsleiter bzw. -leiterinnen an der Universität oder als Leiter bzw. Leiterinnen von außeruniversitären Kurse und Seminare. Hier haben die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten die Funktion von Multiplikatoren eingenommen, die das erworbene Wissen an Studierende weitergeben. Bei dieser Bemühung waren die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten stets bemüht, das erworbene Wissen für den heimischen Kontext zu übersetzen. Es half ihnen sehr, dass sie während der Stipendienzeit in Wien Material gesammelt haben (Bücher, Skripten, Studien für die eigene wissenschaftliche Arbeit), auf das sie bei ihren Tätigkeiten zugreifen können. Die Autonomie, die in Wien gelernt wurde, wurde in vielen Fällen auch bei den eigenen Studierenden gefördert.

An zweiter Stelle bei der Weitergabe des Gelernten stand der kirchliche Bereich. Auch in Pfarrgemeinden und auf diözesaner Ebene war das Fachwissen gefragt und umsetzbar.

Zu sonstigen in Einzelfällen erwähnten Bereichen zählen: der Religionsunterricht, die Arbeit in einem Stipendienprogramm oder beim Argumentieren bei diversen Diskursen.

Wünsche für neue Stipendiatinnen und Stipendiaten

Bei den Wünschen für neue Stipendiatinnen und Stipendiaten, die die Befragten ausgesprochen haben, kamen ihre eigenen Erfahrungen und Strategien nochmals verdichtet zum Ausdruck. Am häufigsten wurden folgende Wünsche genannt: *Angebote außerhalb der Pflicht wahrnehmen, eigenständiges Denken entwickeln, die Stipendien Erfahrung schätzen und Kontakte knüpfen und pflegen.*

Angebote außerhalb der Pflicht wahrnehmen: Hier wurde der Wunsch geäußert, dass aktuelle Stipendiatinnen und Stipendiaten eigeninitiativ auch zusätzliche interdisziplinäre Angebote in Anspruch nehmen – egal ob im akademischen oder im kulturellen Bereich.

Eigenständiges Denken entwickeln: Stipendiatinnen und Stipendiaten sollen lernen, kritisch zu denken oder sich in Diskussionen mit eigener Meinung einzubringen – einerseits im eigenen Fachbereich aber auch im Rahmen eines allgemeinen Meinungsaustausches mit andersdenkenden Menschen.

Die Stipendien Erfahrung schätzen: Stipendiatinnen und Stipendiaten mögen eine wertschätzende und positive Haltung gegenüber der Stipendienzeit in Wien einnehmen.

Kontakte knüpfen und pflegen: Bei diesen Aussagen ging es darum, dass ein tragendes Menschennetzwerk von großer Bedeutung ist. Die Wichtigkeit von diesem sollte neben dem Studium nicht übersehen werden. Dabei liegt es an jedem bzw. jeder Einzelnen, gute Beziehungen zu suchen und aktiv zu pflegen.

Zu sonstigen mehrfach genannten Wünschen zählten: Die geschenkte (Stipendien-)Zeit gut nutzen, viel lesen, gute Betreuung haben, gut Deutsch lernen, Professoren bzw. Professorinnen als Helfende sehen.

4. Pastoraltheologische Reflexion

Der Schwerpunkt dieser pastoraltheologischen Reflexion liegt in der Solidarität zwischen Ortskirchen der einen Weltkirche. Das Leid und die Sorgen der lange Zeit verfolgten Kirchen in Ost(mittel)Europa (Bildungsbenachteiligung, Unterdrückung) können den westlichen Kirchen nicht egal sein, sondern rufen zu einer Solidarität auf. Eines der Beispiele für praktizierte ekklesiale Solidarität ist das Förderprogramm des Pastoralen Forums.

In diesem Kapitel soll in einem für die Theologie gewohnten Dreierschritt eine theologische Reflexion stattfinden und Hintergründe der Arbeit des Stipendienprogramms des Pastoralen Forums beleuchten.

1. Biblisch-theologisch
2. Systematisch-theologisch
3. Praktisch-theologisch

4.1 Biblisch-theologisch

Glieder des einen Leibes

„Wenn darum ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit; wenn ein Glied geehrt wird, freuen sich alle anderen mit ihm.“ (1 Kor 12,26)

„[...] so sind wir, die vielen, ein Leib in Christus, als einzelne aber sind wir Glieder, die zueinander gehören.“ (Röm 12,5)

Die paulinische Beschreibung des Leibes Christi ist eines der grandiosen Bilder für die Kirche, welches im Neuen Testament präsentiert wird. Das Symbol des menschlichen Organismus beleuchtet die Einheit der Kirche, ihr Wesen und ihre Aufgabe, aus unterschiedlichen Perspektiven:

1. Einheit der Kirche als Ganzer
2. Verbundenheit der Ortskirchen, wobei ihre Verschiedenheit gewahrt bleibt
3. Zusammenhalt durch und in Christus
4. Konsequenz dieser Einheit: das Tun

Einheit der Kirche als Ganzer

Der Zusammenhalt der Glieder des einen Leibes demonstriert die Einheit der Kirche als Ganzer. Diese Einheit betont Paulus in seinen Briefen außerordentlich stark.⁵⁰⁷ So wie der menschliche Organismus eine Einheit ist⁵⁰⁸, obwohl unterschiedliche Organe und Glieder unterschiedliche Aufgaben erfüllen, so ist es auch in der Kirche. Die Ortskirchen und ihre Mitglieder unterscheiden sich voneinander und bilden dennoch eine Einheit.

Auffällig bei diesem Bild ist, dass Paulus die Wichtigkeit aller Glieder betont, ohne dass ein bestimmtes Organ die zentrale (Macht)Rolle spielt, wie der deutsche Neutestamentler Martin Ebner schreibt: „[Paulus] kennt kein Zentralorgan, für das

⁵⁰⁷ Luz, Ulrich: *Unterwegs zur Einheit: Gemeinschaft der Kirche im Neuen Testament*, in: Link, Christian / Luz, Ulrich / Vischer Lukas (Hg.): *Sie aber hielten fest an der Gemeinschaft... Einheit der Kirche als Prozess im Neuen Testament*, Zürich 1988, 106.

⁵⁰⁸ Dazu Jankowiak, Grzegorz: *Volk Gottes vom Leib Christi her. Das eucharistische Kirchenbild von Joseph Ratzinger in der Perspektive der Ekklesiologie des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main 2005, 74f.

alle schuften müssten. In platonischer Tradition geht er von der ‚Sympatheia‘ aller Glieder des Leibes aus (vgl. 1 Kor 12,26) und setzt diese Leitidee in seinem Gleichnis um. Kein Glied kann auf das andere herabschauen nach dem Motto: Ich brauche dich nicht (vgl. 1 Kor 12,21). Und umgekehrt gilt: Kein Glied braucht sich für unnütz zu halten nach dem Motto: Weil ich kein Auge, keine Hand bin, gehöre ich nicht zum Leib (vgl. 1 Kor 12,15f.).“⁵⁰⁹

Schon in der Urkirche wurde die Einheit dadurch sichtbar, dass es zwischen den einzelnen Gemeinden sehr enge Kontakte gegeben hat und die Christen häufig in andere Gemeinden gereist sind, so Luz.⁵¹⁰ Ein Zeichen dieser Einheit war der Austausch, die Kommunikation zwischen den Ortskirchen. Aber auch in der Fürsorge füreinander – wie sie in der späteren Darstellung der Kollekte zum Ausdruck kommen soll – wurde diese Einheit der Urkirche sichtbar.

Einheit und Verschiedenheit

Durch das Bild des Leibes wird jedoch in Bezug auf die Kirche keineswegs Homogenität ausgedrückt. Ganz im Gegenteil: Die einzelnen Ortskirchen, die zusammen die eine Kirche bilden, bewahren ihre Verschiedenheit. Was also in den Ortskirchen passiert, bereichert die Kirche als Ganze.

Schon zu Zeiten des Paulus waren die Unterschiede der Gemeinden sichtbar. „Paulus versucht, die gegenseitige Angewiesenheit rivalisierender Gemeindegruppen durch die Analogie der ganz unterschiedlichen Glieder eines Leibes plausibel zu machen.“⁵¹¹ Die Unterschiede sind erlaubt, die Vielfalt erwünscht. Die Angewiesenheit der verschiedenen ungleichartigen Glieder⁵¹² kommt zum Ausdruck, diese wiederum dient der Einheit.

Paulus geht aber noch weiter. Nicht nur, dass Unterschiede in den Ortskirchen erlaubt und gutgeheißen werden. Nach Ulrich Luz legt Paulus das Gewicht darauf, dass die Kirche vor Ort gerade von ihren Gliedern gelebt wird. Der universale Leib-Christi-Gedanke wird auf die Ortskirche angewandt und statt dass die Gesamtkirche

⁵⁰⁹ Ebner, Martin: „Solidarität“ biblisch. Fallbeispiele und erste Systematisierungen, in: Krüggeler, Michael (Hg.), Solidarität – ein christlicher Grundbegriff?: Soziologische und theologische Perspektiven, SPI-Reihe 9, Zürich 2005, 107.

⁵¹⁰ Vgl. dazu Luz (1988) 103.

⁵¹¹ Ebner (2005) 106.

⁵¹² Vgl. Jankowiak (2005) 74f.

in Einzelgemeinden aufgelöst wird, wird „die Gesamtkirche in der Ortskirche erfahren und gelebt“⁵¹³.

Zusammenhalt durch und in Christus

„Christus als Vorgabe ist Grund [der Kirche]; das wird immer wieder spürbar.“⁵¹⁴
Der Zusammenhalt der Glieder und somit die Einheit der Kirche geschieht durch den einen Geist Gottes, den die Christen in der Taufe empfangen haben. Dadurch wird auch der Zusammenhalt der Kirche durch Christus ausgedrückt, dem Wesensgrund der Kirche überhaupt, ohne den sie nicht sein könnte.⁵¹⁵ Er ist es, der der Kirche ihren Zusammenhalt gibt. Dazu der deutsche Exeget Karl Kertelge: „[...] schon in 1 Kor 12 tendiert die Rede vom ‚Leib Christi‘ und seinen Gliedern (V. 27) auf die sie tragende Einheit hin, die in Christus und dem ‚einen Geist‘ (V. 4.8.11.13) besteht.“⁵¹⁶ Im Brief an die Epheser heißt es unmissverständlich: „Durch ihn wird der ganze Leib zusammengefügt und gefestigt in jedem einzelnen Gelenk.“ (Eph 4,16)

Konsequenz dieser Einheit: das Tun

Die Einheit der Kirche bleibt keine bloße Idee, sondern beinhaltet in ihrer Konsequenz die soziale Komponente.⁵¹⁷ Im Tun und im sozialen Engagement erweist sich die Glaubwürdigkeit der Kircheneinheit. Wie der Papst Benedikt XVI. in seiner Antrittszyklika *Gott ist die Liebe* schreibt: „Die ‚Mystik‘ des Sakraments hat sozialen Charakter. Denn in der Kommunion werde ich mit dem Herrn vereint wie alle anderen Kommunikanten: ‚Ein Brot ist es. Darum sind wir viele ein Leib, denn wir alle haben teil an dem einen Brot‘ sagt der heilige Paulus (1 Kor 10,17).“⁵¹⁸

⁵¹³ Luz (1988) 100.

⁵¹⁴ Ebd., 106.

⁵¹⁵ Vgl. Jankowiak (2005) 74f.

⁵¹⁶ Kertelge, Karl: Einheit der Kirche. Biblisch-theologisch, in: Kasper, Walter / Buchberger, Michael (Hg.), Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg im Breisgau / Wien u.a. 2002, Bd. 3, 545.

⁵¹⁷ Vgl. Luz (1988) 106: „Gemeinschaft auf weltweiter Ebene ist für Paulus keine bloße Idee, sondern eine gelebte Praxis.“

⁵¹⁸ Papst Benedikt XVI. / Huber, Wolfgang: *Gott ist die Liebe. Die Enzyklika "Deus caritas est"*, Freiburg im Breisgau; Wien u.a. 2006, 35.

Dass die Christen – von Paulus als Heilige⁵¹⁹ bezeichnet – „berufen sind, mit je ihrer besonderen Gabe an der ‚Auferbauung des Leibes Christi‘ (Eph 4,12) mitzuwirken, erscheint die Einheit nicht nur als in Christus vorgegeben, sondern auch als bleibende Aufgabe, die das ‚Wachstum des Leibes‘ (Eph 4,16) begleitet.“⁵²⁰ Das Bild des Leibes Christi ist neben der Wesenseigenschaft auch eine Aufgabe. Durch dieses Wirken der Kirche in der Welt soll das Wirken Gottes sichtbar und spürbar gemacht werden. Dies entspricht ganz der Forderung in Eph 5,1: „Ahmt Gott nach als seine geliebten Kinder und liebt einander, weil auch Christus uns geliebt und sich für uns hingegeben hat als Gabe und als Opfer, das Gott gefällt.“ Abendmahl (Eucharistiefeier, in der Kirche zu einem Leib wird) und Fußwaschung (die beschriebene Konsequenz) gehören untrennbar zusammen, betont Paul M. Zulehner.⁵²¹

Um dieses „Tun“ geht es auch beim zweiten biblischen Bild: der sog. paulinischen Kollekte.

„Fundraising“ bei Paulus

„Bevor [Paulus] die Westreise antrat, wollte er seine heidenchristlichen Gemeinden im Osten mit der judenchristlichen Gemeinde in Jerusalem durch die Kollekte vereinigen.“⁵²² In seinem Brief an die Galater erwähnt Paulus zum ersten Mal, dass er sich „eifrig bemüht“ habe, die „Armen“ der Jerusalemer Gemeinde zu unterstützen (vgl. Gal 2,10).

„Nur sollten wir an ihre Armen denken; und das zu tun, habe ich mich eifrig bemüht.“ (Gal 2,10)

Diese erstmalige Erwähnung steht am Ende der Beschreibung des sogenannten Apostelkonzils in Jerusalem, in der Paulus erklärt, dass Petrus die Verkündigung des Evangeliums unter den „Beschnittenen“, den Judenchristen und Paulus unter den „Unbeschnittenen“, den Heidenchristen (vgl. Gal 2,7f.) anvertraut wurde. Diese kla-

⁵¹⁹ Vgl. Bohlen, Maren: *Sanctorum communio. Die Christen als "Heilige" bei Paulus*, Berlin; New York 2011, 2.

⁵²⁰ Kertelge (2002) 545.

⁵²¹ Vgl. Zulehner, Paul M.: *Liebe und Gerechtigkeit. Zur Antrittsenzyklika von Papst Benedikt XVI*, Wien 2006, 102: „Fußwaschung gilt daher seit den Anfängen des Christentums neben dem Abendmahl als Zentralereignis aller kirchlichen Gemeinschaften.“

⁵²² Kim, Byung-Mo: *Die paulinische Kollekte*, Tübingen 2002, 182.

re Aufteilung auf die Jerusalemer Gemeinde und die Heidengemeinden sollte jedoch zu keiner Trennung führen. Der sichtbare Zusammenhalt⁵²³ sollte in der Sorge um die Armen der Jerusalemer Gemeinde von Seiten der Heidengemeinden sichtbar gemacht werden.

Über dieses Fundraising schreibt Paulus in unterschiedlichen Zusammenhängen auch in anderen Briefen.⁵²⁴

Zu 1 Kor 16,1-5: Die „Kollektennotiz in 1 Kor verdeutlicht, dass der Apostel nie profan, sondern immer theozentrisch denkt“⁵²⁵.

Zu 2 Kor 8-9: „Die Zitate und Anspielungen und das Aufgreifen alttestamentlicher Motive weisen auf die Tatsache hin, dass Paulus aus dem Buch Jes heraus lebt und theologisiert (2 Kor 9,5f.): Der konkrete Vollzug des Christseins demonstriert den Jerusalemern die Erfüllung der Verheißungen der Psalmen und der Propheten; sie haben nicht nur Paulus in seinem theologischen Nachdenken über die heilsgeschichtliche Bedeutung Jerusalems geprägt, sondern der Heidenapostel kann deren Kenntnis auch bei den Kollektenadressaten voraussetzen.“⁵²⁶

Zu Röm 15,25-28: In Röm 15,16 klingt die Erfüllung von Jes 61,6 und 66,20 an. Paulus formt die Sprache des Tritojesaja auf die eschatologische Erfüllung hin um. Jesaja bildet den theologischen Hintergrund, den Paulus auf die Kollekte überträgt.⁵²⁷

Das Fundraising der heidenchristlichen Gemeinden für die Jerusalemer hatte für Paulus drei wesentliche Gründe, die in 2 Kor 8,4 zum Ausdruck kommen.

„Denn nach Kräften, das bezeuge ich, und sogar über ihre Kräfte haben sie willig gegeben und haben uns mit vielem Zureden gebeten, dass sie mithelfen dürften an der Wohltat [την

⁵²³ Luz (1988) 90: „Eine Kollekte der heidenchristlichen Gemeinden für die Jerusalemer gehörte zur Kirchengemeinschaft, die zwischen ihnen und Paulus in Jerusalem ausgehandelt worden war (Gal 2,10).“

⁵²⁴ Vgl. ebd., 92: „Der Zweck der Jerusalemer Kollektenvereinbarung lässt sich nur aus den Notizen des Paulus erheben. Er erwähnt sie zuerst im Galaterbrief (2,10). In anderen Briefen (1 Kor 16,1-5; 2 Kor 8-9; Röm 15,25-28) reflektiert er ausgiebig über sie [...]. Nach Gal 2,10 geht es um eine Unterstützung „der Armen“. Es ist eine einseitige Unterstützung der Heidenchristen für die Jerusalemer Gemeinde.“

⁵²⁵ Beckheuer, Burkhard: Paulus und Jerusalem. Kollekte und Mission im theologischen Denken des Heidenapostels, Frankfurt am Main/Wien 1997, 272.

⁵²⁶ Ebd., 273.

⁵²⁷ Vgl. ebd., 274.

*χάριν] und der Gemeinschaft [την κοινωνίαν] des Dienstes [της διακονίας] für die Heiligen.“
(2 Kor 8,3-4⁵²⁸)*

Byung-Mo Kim übersetzt und begründet diese drei Begriffe, die allesamt die Kollekte meinen⁵²⁹:

1. χάρις – „die Gnadengabe“⁵³⁰: Hier kommt der eigentliche Ursprung der Kollekte zum Ausdruck und dieser ist Gott selbst. Diese Gnadengabe stammt von Gott und wird über die Makedonier den Jerusalemern geschenkt.
2. κοινωνία – „die Gemeinschaftsgabe“⁵³¹: Die Gemeinschaft zwischen den Gebern und den Empfängern kommt zum Ausdruck, also die Gemeinschaft zwischen den Juden- und den Heidenchristen.
3. διακονία – „der Dienst“⁵³²: Paulus geht es jedoch nicht nur um einen materiellen Dienst, den die Heidenchristen den Judenchristen erwiesen haben, sondern auch dem einen Dienst dadurch, dass sich die Geber „selbst dem Herrn gegeben [haben], und zwar dadurch, dass sie den Heiligen die materielle Hilfe fröhlich und freiwillig gegeben haben“⁵³³. Diese Hinhabe der Heidenchristen kann als Antwort auf die Hingabe Jesu Christi für uns verstanden werden. Für Paulus ist der religiöse Aspekt wichtiger als der materielle.⁵³⁴

Nach Ulrich Luz sollte in der Kollekte zwischen den Ortskirchen (Kirche in Jerusalem und Gemeinden der Heidenchristen) die Gemeinschaft mit Christus sichtbar werden. „Von daher wurde sie für Paulus zum Modell- und Testfall seiner Christologie und seiner Ekklesiologie.“⁵³⁵ Und weiter: „Von Gott selbst überreich mit Gnadentaten beschenkt, können die Korinther sie nun gar nicht mehr für sich behalten. Sie können gar nicht anders, als von dem weiterzugeben, was sie selbst empfangen haben. So sollten nach dem Willen des Paulus die Ortskirchen eigentlich immer miteinander umgehen.“⁵³⁶

⁵²⁸ Deutscher Wortlaut der revidierten Fassung der Lutherbibel von 1984 und griechische Begriffe des Novum Testamentum Graece, in: Nestle-Aland: Das Neue Testament. Griechisch und deutsch, Stuttgart 1986, 483.

⁵²⁹ Vgl. Kim (2002) 12ff.

⁵³⁰ Kim (2002) 15f.

⁵³¹ Ebd., 16f.

⁵³² Ebd., 17f.

⁵³³ Ebd., 18.

⁵³⁴ Vgl. ebd., 54.

⁵³⁵ Luz (1988) 92f.

⁵³⁶ Ebd., 93.

Folgende drei Aspekte lassen sich als Merkmale der paulinischen Kollekte aus dem Bericht herauschälen:

1. Reziprozität
2. Freiwilligkeit
3. Verbundenheit

Reziprozität

Das Reziprozitätsdenken ist dem paulinischen Fundraising grundgelegt. Es geht nicht um ein einseitiges Ungleichgewicht, sondern um einen „Ausgleich zwischen Gebern und Empfängern“⁵³⁷, so Byung-Mo Kim über die paulinische Kollekte. Der Jerusalemer Gemeinde kommt es zugute, dass die Korinther ihrer Armen gedenken und für sie finanzielle Mittel sammeln und sie dadurch (unter)stützen (vgl. Gal 2,19). Auf der anderen Seite kommt diese religiöse Übung der Korinther, die ihre Analogie im Almosen im frühen Judentum findet, den Korinthern selbst zugute. Was sie von den Jerusalemern bekommen, ist Ansehen. Sie werden als mit den Jerusalemern vollberechtigte, gleichrangige Mitchristen anerkannt.⁵³⁸ So kommt das gesellschaftlich gewohnte Reziprozitätsdenken zur Geltung, allerdings wird bei Paulus noch „eine dritte Größe eingeschleust: Gott. Und damit gilt: Die Armen, denen von den Reichen großzügig Wohltaten erwiesen werden, sind von der Verpflichtung des materiellen bzw. ideellen ‚Zurückbezahlens‘ befreit. Diese Rolle übernimmt Gott.“⁵³⁹ Der Ausgleich, zu dem es bei der Kollekte kommt, hat auch eine schöpfungstheologische Dimension: Vor Gott sind alle Menschen, alle Christen gleich.⁵⁴⁰

Freiwilligkeit

An dieser Stelle soll hervorgehoben werden, dass die Korinther zum Spenden an die Jerusalemer nicht verpflichtet wurden. Was sie geben, geben sie freiwillig. Die Entfaltung der Freiwilligkeit der Korinther wird von Paulus in 2 Kor 8,8-12 beschrieben, wo es unter anderem heißt: „Ich gebe euch nur einen Rat, der euch helfen soll;

⁵³⁷ Kim (2002) 55.

⁵³⁸ Vgl. ebd.

⁵³⁹ Ebner (2005) 84.

⁵⁴⁰ Vgl. Kim (2002) 55.

ihr habt ja schon voriges Jahr angefangen, etwas zu unternehmen, und zwar aus eigenem Entschluss. Jetzt sollt ihr das Begonnene zu Ende führen, damit das Ergebnis dem guten Willen entspricht – je nach eurem Besitz.“ (2 Kor 8,10-11) Hier wird betont, dass das Geben aus dem eigenen Entschluss, aus dem eigenen Antrieb passiert und dass jeder frei ist zu entscheiden, wie viel er geben kann und will.⁵⁴¹

Verbundenheit

Eines der wichtigsten Aspekte, die durch das freiwillige Geben und Sammeln für die Jerusalemer zum Ausdruck kommen, ist jener der Einheit und Verbundenheit. Wie bereits oben bei der Reziprozität angeklungen ist: Die Jerusalemer betrachten die Korinther als zugehörig, die Kollekte der Korinther war ein „Zeichen der verwirklichten Gemeinschaft“⁵⁴². Es war schon in der Urkirche so, dass die einzelnen Ortskirchen zusammengehörten, sich einander verbunden wussten – anstatt ein Einzelleben zu leben, ohne Rücksicht auf die anderen Teilkirchen. Ulrich Luz beschreibt dieses Phänomen so: „Alle Ortskirchen sind Zellen, in denen das Ganze lebt. Aber das Leben des Ganzen erschöpft sich nicht allein darin, dass die einzelnen Zellen je für sich leben, sondern dazu gehört auch, dass darüber hinaus die einzelnen Zellen zusammenleben (vgl. z. B die Kollekte!).“⁵⁴³

Das Bild der Verbundenheit unter den Ortskirchen ist – ähnlich wie auch beim Leib Christi – theologisch gefärbt. Weil die Ortskirchen von Gott gesegnet und beschenkt worden sind, sind sie dazu bewogen, an andere zu denken. „Gemeinschaft der Kirche [...] ist eine lebendige Gabe, die ergriffen werden kann und muss. Diese Gabe bringt die Beschenkten in Bewegung, führt sie hin zu Schwestern und Brüdern, in die Ortskirchen und in die Gesamtkirche.“⁵⁴⁴

Theozentrik bei Paulus

Es ist bereits bei der oben beschriebenen Reflexion sowohl über den Leib Christi als auch beim Thema der Kollekte angeklungen: Paulus denkt nie profan, sondern

⁵⁴¹ Vgl. dazu Beckheuer (1997) 133ff.

⁵⁴² Vgl. ebd., 137ff..

⁵⁴³ Luz (1988) 101.

⁵⁴⁴ Ebd., 112.

immer theozentrisch⁵⁴⁵ und sein Kirchenbild lässt sich vom damit aufs Engste verbundenen Gottesbild nie trennen. Diese Theozentrik zieht sich wie ein roter Faden durch die paulinischen Briefe, egal worüber Paulus den Gemeinden schreibt.

Am Beispiel der paulinischen Kollekte sollen nun ein paar theologische Schwerpunkte des Völkerapostels kurz skizziert werden:

Gleichheit vor Gott

Durch die Sorge der Korinther um die Armen der Jerusalemer Gemeinde entsteht ein Ausgleich zwischen den Gemeinden. Dahinter steht die schöpfungstheologische Idee, dass vor Gott alle gleich sind. Byung-Mo Kim: „Der materielle Ausgleich zwischen Korinthern und Jerusalemern ist als eine konkrete Verwirklichung der grundsätzlichen Gleichheit vor Gott zu verstehen.“⁵⁴⁶ Paulus selbst spricht in 2 Kor 8,14 deutlich von einem Ausgleich: „Im Augenblick soll euer Überfluss ihrem Mangel abhelfen, damit auch ihr Überfluss einmal eurem Mangel abhilft. So soll ein Ausgleich entstehen,“ – der wiederum gleich im nächsten Vers biblisch belegt wird – „wie es in der Schrift heißt: *Wer viel gesammelt hatte, hatte nicht zu viel, und wer wenig, hatte nicht zu wenig.*“ (2 Kor 8,15). Das Zitat aus Ex bringt eindeutig die Gleichheit zum Ausdruck, die durch das von Gott geschenkte Manna-Wunder entstanden ist.⁵⁴⁷

Christus als Vorbild

Das paulinische Gottesbild ist ein „Leitbild für gesellschaftliches Verhalten (imitatio dei)“⁵⁴⁸, ein Vorbild für gelebte Solidarität. Das im Judentum wurzelnde Gottesbild des Paulus kennt die Geschichte Gottes mit seinem Volk und der gesamten Menschheit als eine Geschichte der „unermüdlich werbenden Liebe“⁵⁴⁹ Gottes. Paulus sieht in Christus den Höhepunkt der Selbstoffenbarung Gottes – wie er an die Kolosser schreibt: „Alles ist durch ihn und auf ihn hin geschaffen.“ (Kol 1,16) Paulus

⁵⁴⁵ Vgl. zur Kollektennotiz in 1 Kor: Beckheuer (1997) 272.

⁵⁴⁶ Kim (2002) 55.

⁵⁴⁷ Vgl. Ex 16,18.

⁵⁴⁸ Ebner (2005) 101.

⁵⁴⁹ Baumert, Norbert: Studien zu den Paulusbriefen, Stuttgart 2001, 192.

sieht Jesus Christus „parallel zu Adam als einen Menschen, durch den alle Menschen aller Zeiten das Heil erlangen sollen“.⁵⁵⁰

Die Gemeinschaft mit Jesus Christus war für Paulus aufs Engste mit der Gemeinschaft der Kirche verbunden, die durch das Evangelium eine Einheit bildete. Paulus spricht darum von der Gemeinschaft mit Jesus Christus, die Grund der Gemeinschaft der Kirche ist (1 Kor 1,9).⁵⁵¹

Logik des göttlichen Gnadenhandelns

Paulus versteht die Gnade Gottes als ein Geschenk, das den Menschen von Gott gegeben wurde, so wie er auch über sich selbst an die Galater schreibt: „[...] Gott, der mich schon im Mutterleib auserwählt und durch seine Gnade berufen hat“ (Gal 1,15). Die Wirkung dieses gnadenvollen Handelns Gottes an ihm ist für andere Menschen spürbar: ‚und sie erkannten die Gnade, die mir verliehen ist‘ (Gal 2,9). Wenn also Gott die Korinther seine Gnade geschenkt hat, können sie gar nicht anders, als diese Wirkung für andere sichtbar zu machen – u. a. durch die Sorge für die Urgemeinde in Jerusalem. Mit anderen Worten über das paulinische Gnadenhandeln: Das Handeln Gottes an den Korinthern zeigt ihre Wirkung im Handeln an den Jerusalemern.⁵⁵²

Der Gedanke der Nähe der göttlichen *Gnade* kommt bei der *Kollekte* auch sprachlich bei Paulus zum Ausdruck. Bereits in 1 Kor 16,3 verwendet er für die Kollekte im Originaltext den Begriff χάρις (Gnade): „Nach meiner Ankunft werde ich eure Vertrauensleute mit Briefen nach Jerusalem schicken, damit sie eure χάρις⁵⁵³ überbringen.“ Wieder klingt die paulinische Theologie an: „Die Kollekten-Gnade hat ihre Bestimmung in dem selbstlosen Sterben Christi erfahren: Sie schafft aus Armut Reichtum und aus Bedrängnis Freude (2 Kor 8,9.13).“⁵⁵⁴

Die Kollekten-Gnade Gottes steht zudem in einem Zusammenhang mit dem εὐλογία-Motiv⁵⁵⁵ ("Gesegnetwerden"), das Paulus z. B. in 2 Kor 9,15 verwendet, und

⁵⁵⁰ Ebd., 193.

⁵⁵¹ Luz (1988) 84.

⁵⁵² Vgl. dazu Beckheuer (1997) 114.

⁵⁵³ Die Einheitsübersetzung übersetzt mit „Liebesgabe“, Luther verwendete das Wort „Gabe“.

⁵⁵⁴ Beckheuer (1997) 272.

⁵⁵⁵ Im Alten Testament drückt das εὐλογία-Motiv ein "Gesegnetwerden" aus, das sich materiell in Form eines reichen Geschenkes zeigt. Ziel ist gleichzeitig die Förderung der Gemeinschaft. Vgl. Beckheuer (1997) 156.

das sich in einer materiellen Gabe demonstriert. „Der Heidenapostel sagt durch das neue Kollekten-Synonym εὐλογία das gleiche aus, was er zuvor den Korinthern gegenüber mit dem χάρις-Motiv (2 Kor 8,1.4.6) verdeutlichte. Das Kollektenwerk hat seinen Endpunkt bei den Menschen, auf denen die ‚Segens-Gnade‘ Gottes ruht: das sind die Heiligen der Urgemeinde [...].“⁵⁵⁶

Verbindung zwischen Mystik und Politik

Die Gemeinschaft, um die sich Paulus immer wieder bemüht, stellt für ihn ein fragmentarisches Stück der der „Wirklichkeit Christi selbst“⁵⁵⁷ dar. Diese Wirklichkeit wird zuerst gefeiert, dann aber praktiziert. Das Tun der (Nächsten)Liebe ist die Folge dieser Wirklichkeit Christi.

Die korinthischen Christen wurden vom Paulus nicht als Christen, sondern als „Heilige“ benannt⁵⁵⁸. In diesem Begriff schwingt der Gedanke der Heiligung als Wille Gottes mit: Einerseits als Indikativ (das Feiern, die Mystik) und andererseits als Imperativ (das Tun, die Politik).⁵⁵⁹ Diese beiden Wirklichkeiten gehören bei Paulus untrennbar zusammen: „Gemeinschaft Christi wird bei Paulus zuerst bekannt und gefeiert und erst dann praktiziert. Aber wenn sie nicht praktiziert wird, wurde sie nicht richtig bekannt und gefeiert.“⁵⁶⁰

⁵⁵⁶ Ebd.

⁵⁵⁷ Luz (1988) 112.

⁵⁵⁸ Bohlen (2011) 2 und 145f.

⁵⁵⁹ Über die Redeweise von „Indikativ und Imperativ“ R. Bultmanns vgl. ebd., 135f.

⁵⁶⁰ Luz (1988) 112f.

4.2 Systematisch-theologisch

Einheit in Vielfalt

In der einen Weltkirche sind Ortskirchen miteinander verwoben. Durch den zentralen Begriff *ἐκκλησία* sind Universalkirche und Lokalkirche ineinander verschränkt.⁵⁶¹

Durch die Vielfalt der Gemeinden⁵⁶² wird die Einheit der Kirche keineswegs in Frage gestellt, sondern sie ist „wie der Einzelgemeinde so auch der Gesamtkirche wesentlich“.⁵⁶³ Wie das Zweite Vatikanische Konzil klargestellt hat, sind die Ortskirchen nicht lediglich Teile der Kirche, sondern Kirche in vollem Sinn.⁵⁶⁴ „Die ‚*communio ecclesiarum*‘ meint eine wechselseitig-inklusive Beziehung zwischen Ortskirchen und Gesamtkirche.“⁵⁶⁵ Diese Verbundenheit der Ortskirchen⁵⁶⁶ mit ihren „unterschiedlichen nationalen oder kontinentalen Eigentümlichkeiten und Bedürfnissen“⁵⁶⁷ wird heute als ein „Spannungsverhältnis von legitimer Vielfalt und notwendiger Einheit“⁵⁶⁸ gesehen. Was also wesensmäßig die Ortskirchen⁵⁶⁹ betrifft, betrifft wesensmäßig auch die *ἐκκλησία*, die Weltkirche, und umgekehrt.⁵⁷⁰

⁵⁶¹ Vgl. Buckenmaier (2009) 351.

⁵⁶² Walter Kasper unterstützt die Idee einer noch größeren Freiheit für die Ortskirchen, um sie vor einer „falschen Anpassung an ihre jeweilige Situation“ zu wahren. Er sieht in dieser Freiheit keineswegs eine Auflösung in einen totalen Pluralismus. Vgl. Kasper, Walter: Dienst an der Einheit und Freiheit der Kirche, in: Ratzinger, Joseph (Hg.), Dienst an der Einheit: Zum Wesen u. Auftr. d. Petrusamts, Düsseldorf 1978, 96.

⁵⁶³ Kertelge (2002) 546.

⁵⁶⁴ Zur Greifbarkeit der Kirche in Ortskirchen vgl. Mikluščák Pavel: Einheit in Freiheit. Subsidiarität in der Kirche als Anliegen des Zweiten Vatikanischen Konzils, Würzburg 1995, 171.

⁵⁶⁵ Garhammer, Erich: Ortskirche, in: Kasper, Walter / Buchberger, Michael (Hg.), Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg im Breisgau / Wien u.a. 2002, Bd. 7, 1159.

⁵⁶⁶ Mikluščák spricht von einer lebendigen Verbindung zwischen den Teilkirchen: „Die Einfügung der Teilkirche in die Gesamtkirche bleibt [...] wesensnotwendig, da jede Teilkirche in lebendiger Verbindung mit anderen Teilkirchen stehen muss, um ihre Katholizität und ihr Kirchesein nicht zu verlieren.“ In: Mikluščák (1995) 172.

⁵⁶⁷ Kasper (1978) 96.

⁵⁶⁸ Werbick (2006) 41. Jürgen Werbick spricht auch von einem Wechselverhältnis von „Anteil-Haben“ (an der Einheit der Kirche Christi) und „Einander-Anteil-Geben“ (am Wirken Gottes in der Heilsgeschichte). Hier klingt die im biblischen Teil beschriebene paulinische Gnadenlogik an.

⁵⁶⁹ So lehrt das Zweite Vatikanische Konzil über das Zueinander von Weltkirche und Ortskirchen: „Diese (eine) Kirche Christi ist wahrhaft in allen rechtmäßigen Ortsgemeinschaften der Gläubigen anwesend, die in der Verbundenheit mit ihren Hirten im Neuen Testament auch selbst Kirchen heißen.“ (LG 26)

⁵⁷⁰ Vgl. Buckenmaier (2009) 351. An einer anderen Stelle meint Achim Buckenmaier: „Wer die in der Zeit vor und nach dem Konzil entstandenen Beiträge zur Ortskirche durchsieht, ist nicht nur er-

Die Einheit der Kirche als ihre fundamentale Wesenseigenschaft ist eine Einheit durch und in Jesus Christus: sie ist von Christus sowohl geschenkt als auch gewollt und zeigt sich konkret in der Zusammengehörigkeit der Kirchenglieder aufgrund der „Einheit in Evangelium, Glaube, Taufe, Herrenmahl und Amt“.⁵⁷¹

Das Fundament des Glaubens an Jesus Christus sichert so einer kirchlichen Gemeinschaft ihren Bestand.⁵⁷² Aus „Teilhabe“ an dem einen Herrn und dem einen Geist entsteht eine Verbundenheit, die sich in der gegenseitigen Hilfeleistung äußert. Auf der einen Seite steht das gemeinsame Abendmahl als Teilhabe an und als Einheit mit Christus,⁵⁷³ auf der anderen Seite muss diese Einheit jedoch mit dem alltäglichen Tun der Nächsten einhergehen. „Dabei spielt bei [den Kirchenvätern] – so J. Ratzinger – die Verbindung der Einheit, die in der Eucharistie dargestellt ist, mit der realen, alltäglichen Einheit der Christen eine herausgehobene Rolle.“⁵⁷⁴ Der französische Benediktiner Ghislain Lafont drückt dies so aus: „Das Antlitz der Kirche kann nicht anders sein als das heute vorherrschende Christusbild. Und dieses scheint mir das des dienenden Christus zu sein.“⁵⁷⁵

Die Kirche steht mit ihrem Einheitsanspruch in einem Wechselverhältnis des eschatologischen *Schon-jetzt* und *Noch-nicht*. Ottmar Fuchs sieht sehr konkret in der Kircheneinheit „eine eschatologische Größe, die bereits jetzt gefeiert und gelebt sein will. Voraussetzungen bzw. Konsequenzen solcher Einheit sind u.a.: gegenseitige Toleranz und Kritik, ohne dass Spaltungen entstehen müssen; Fähigkeit, Konflikte auszusprechen, auszutragen und auszuhalten; Entwicklung von Ichstärke in kirchlichen Gemeinschaften; Akzeptanz und Wertschätzung des ‚Anderseins‘ der ande-

staunt, wie stark sich in der theologischen Reflexion die Tendenz vom Verständnis der Ortskirche als bischöflicher Teilkirche zur parochialen Gemeinde durchsetzte, sondern auch darüber, wie sehr der ekklesiale Charakter der Pfarrei hervorgehoben und wie wenig die episkopale Struktur der ecclesia als ein ihr wesensmäßig notwendiges Element wahrgenommen wird.“ Ebd., 124.

⁵⁷¹ Pemsel-Maier, Sabine: Einheit der Kirche. Systematisch-theologisch, in: Kasper, Walter / Buchberger, Michael (Hg.), Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg im Breisgau / Wien u.a. 2002, Bd. 3, 547.

⁵⁷² Vgl. Kertelge (2002) 547.

⁵⁷³ Vgl. dazu Pottmeyer, Herrmann J.: Das Verhältnis Weltkirche – Ortskirche: ein Lebensnerv der Kirche, in: Werbick, Jürgen / Schumacher, Ferdinand (Hg.), Weltkirche – Ortskirche: Fruchtbare Spannung oder belastender Konflikt?, Münster 2006, 38ff. Zur Einheit mit Christus wurde auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil festgelegt: „Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit.“ (LG1)

⁵⁷⁴ Buckenmaier (2009) 67.

⁵⁷⁵ Ausschnitte eines Vortrages von Ghislain Lafont zitiert in: Martini, Carlo M.: Das Evangelium von Paulus, Leipzig 2008, 142.

ren; Kooperations- und Dialogbereitschaft für die Einheit der Christen seitens aller Menschen und Gruppen ‚guten Willens‘ im Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung.“⁵⁷⁶

Solidarität als Folge

Die Kircheneinheit im Sein führt zu einer Verbindlichkeit, zu einer Verantwortlichkeit füreinander, zu einer Solidarität miteinander – diese ist die Frucht der Einheit, die wiederum zur Einheit beiträgt und sie unterstützt. Ohne diese würde das Christentum nicht vollständig sein, wie Martin Ebner meint: „Ein ‚fleischloses‘ Christentum gibt es nicht!“⁵⁷⁷

Obwohl es das Bewusstsein um den theoretischen und praktischen Zusammenhalt in der Kirche gibt, darf der Begriff „Solidarität“ erst auf eine kurze Geschichte zurückblicken. „Die erste explizite Erwähnung des Wortes ‚Solidaritätsprinzip‘ findet sich offensichtlich erst bei Johannes Paul II., der in Centesimus annus 1991 ‚das Prinzip, das wir heute Solidaritätsprinzip nennen, [...] als eines der grundlegenden Prinzipien der christlichen Auffassung der gesellschaftlichen und politischen Ordnung‘ (CA 19) bezeichnet.“⁵⁷⁸ Papst Benedikt XVI. betont die Wichtigkeit der Solidarität und zitiert in seiner Antrittsenzyklika in diesem Zusammenhang das Dekret über das Laienapostolat, Apostolicum actuositatem 8: „Unter den charakteristischen Zeichen unserer Zeit verdient der wachsende und unwiderstehliche Sinn für die Solidarität aller Völker besondere Beachtung.“⁵⁷⁹

Der deutsche Sozialethiker Alois Baumgartner sieht im Begriff der Solidarität allgemein sowohl den Zusammenhalt einer Gruppe als auch gleichzeitig das Eintreten des einzelnen für seine Gruppe oder der Gruppe für ihre Mitglieder.⁵⁸⁰ Der Tübinger Pastoraltheologe Ottmar Fuchs ist überzeugt, dass die Verantwortung füreinander

⁵⁷⁶ Fuchs, Ottmar: Solidarität auf der Basis christlicher Spiritualität, in: Biesinger, Albert / Fuchs, Ottmar / Kiessling, Klaus (Hg.), *Solidarität als interkultureller Lernprozess*, Münster 2005, 550.

⁵⁷⁷ Ebner (2005) 102.

⁵⁷⁸ Zur Große Kracht, Hermann J.: „...weil wir für alle verantwortlich sind“ (Johannes Paul II.). Begriffsgeschichte der Solidarität und ihrer Rezeption katholischen Sozialverkündigung in der katholischen Sozialverkündigung, in: Krüggeler (2005) 127f.

⁵⁷⁹ Benedikt XVI. (2006) 66.

⁵⁸⁰ Vgl. Baumgartner, Alois: *Solidarität. Begriffsgeschichte*, in: Kasper, Walter / Buchberger, Michael (Hg.), *Lexikon für Theologie und Kirche*, Freiburg im Breisgau / Wien u.a. ³2002, Bd. 9, 706f.

in der Natur einer Beziehung grundgelegt ist und in Freiheit passieren muss, um authentisch zu sein und um als Geschenk, als Gnade erlebt zu werden.⁵⁸¹

Die gelebte Solidarität hat im Kontext der Kirche(n) jedoch noch eine äußerst wichtige Bedeutung: ihre soteriologische Größe. Aus der eschatologischen Perspektive wird die Stellvertretung Jesu als das Urbild gelebter Solidarität gesehen. Seine Solidarität mit allen Menschen bleibt ein „gegenwärtiger Ursprung einer neuen Gemeinschaft der Menschen mit Gott und untereinander“.⁵⁸² Schon bei seinem ersten öffentlichen Auftritt zeigte Jesus seine klare, für die Kirche nachahmenswerte „Priorität“⁵⁸³: „ein flammendes Plädoyer im Sinn einer Option für die Armen.“⁵⁸⁴ Dabei muss eine lebendige Kirche ihr Engagement für andere nicht nur finanziell zum Ausdruck bringen. Ghislain Lafont meint, dass es vielmehr eine „Sensibilität für die Armen [gibt], die sich nicht nur in Spenden und Almosen zeigt, sondern auch in vielen anderen Formen der Unterstützung, die vor allem Hilfe zur Selbsthilfe sein möchte und die Eigenverantwortung ermöglichen und stärken will.“⁵⁸⁵

Wenn es der Kirche im eschatologischen Schon-jetzt und Noch-nicht gelingt, ansatzweise durch das Tun dieser Solidarität ein Zeichen und Werkzeug des Reiches Gottes⁵⁸⁶ zu werden, dann erfüllt sie ihre „originär theologische [...] Bestimmung“⁵⁸⁷. In der Nachfolge Jesu und im Wirken seines Geistes gilt seit den Anfängen des Christentums die „Fußwaschung [... zum] Zentralereignis aller kirchlichen Gemeinschaften“⁵⁸⁸.

Die gelebte Solidarität ist jedoch keine Einbahn. Auch wenn die Leitidee der solidarischen Einstellung das Tun des Guten, ohne etwas zurückzuerhoffen⁵⁸⁹ ist, so ist dennoch bei der Solidarität auch eine Wechselseitigkeit im Spiel. Wahrscheinlich hat

⁵⁸¹ Vgl. Fuchs (2005) 32.

⁵⁸² Vgl. Drumm, Joachim: Solidarität. Systematisch-theologisch, in: Kasper, Walter / Buchberger, Michael (Hg.), Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg im Breisgau / Wien u.a. ³2002, Bd. 9, 708.

⁵⁸³ Paul Zulehner verwendet in diesem Zusammenhang den Begriff „Priorität“ statt des üblichen Begriffs „Option“. Vgl. Zulehner (2006) 144.

⁵⁸⁴ Ebner (2005) 78.

⁵⁸⁵ Ausschnitte eines Vortrags von Ghislain Lafont zitiert in: Martini (2008) 141.

⁵⁸⁶ Herrmann J. Pottmeyer sieht in der Konzilsaussage, „dass die Kirche als Sakrament des sich durchsetzenden Reiches Gottes, als Zeichen und Werkzeug für die Communio einer versöhnten Menschheit mit Gott und untereinander“ ist, die „ekklesiologische Spitzenaussage des Konzils“. In: Pottmeyer (2006) 32.

⁵⁸⁷ Ebd., 34.

⁵⁸⁸ Zulehner (2006) 102.

⁵⁸⁹ Vgl. Ebner (2005) 81.

man bereits genug bekommen, sodass man überhaupt geben kann⁵⁹⁰. Außerdem: Wenn eine/r hilft, realisiert er/sie dabei auch sich selbst (Selbstrealisierung) und gewinnt bei dieser Erfahrung. Und schließlich geht es bei der gelebten Solidarität um Begegnung, in der gegenseitiges Lernen und Vernetzung untereinander ermöglicht werden. Wenn davon ausgegangen wird, dass jede Art von Begegnung mit anderen Menschen ein Zugewinn, eine neue Lernerfahrung ist oder sein kann, dann bringt jegliche Art von Solidarität genau diese Bereicherung für die oder den, die/der sich für andere einsetzt und für diese offen ist.

⁵⁹⁰ Für Ottmar Fuchs geht das Bekommen dem Geben immer voraus: „Noch bevor die Menschen Subjekt von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit sind bzw. zu sein haben, ist davon zu sprechen, dass Gott Subjekt von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit gegenüber den Menschen ist. Menschen können nur in dem Maß solidarisch sein, als sie selbst Solidarität geschenkt bekommen.“ Vgl. Fuchs (2005) 31. Papst Benedikt XVI. ist ebenfalls der Ansicht, dass das Nehmen und das Geben (Eros und Agape) zusammengehören: „[Es ist] dem Menschen unmöglich, einzig in der schenkenden absteigenden Liebe zu leben. Er kann nicht immer nur geben, er muss auch empfangen. Wer Liebe schenken will, muss selbst mit ihr beschenkt werden.“ Benedikt XVI. (2006) 24.

4.3 Praktisch-theologisch

In diesem letzten Teil der theologischen Reflexion geht es um die Frage, wie die im biblischen und im systematischen Teil angeführten Überlegungen praktisch gestaltet und intensiv erfahren werden können. Wie schauen die praktischen Konsequenzen aus den theoretischen Überlegungen aus?

Modelle kirchlicher Solidarität

Es gibt viele Modelle, bei denen das oben beschriebene Bild der Solidarität zwischen den Ortskirchen praktisch-theologisch realisiert wird. Bei folgenden Beispielen⁵⁹¹ geht es um Solidarität mit Kirchen, die nun als junge Reformdemokratien immer noch mit dem kommunistischen Erbe umgehen und leben lernen:

- Brot für die Welt – Hilfe zur Selbsthilfe: (www.brot-fuer-die-welt.de)
- Caritas (www.caritas-europa.org/)
- Evangelische Partnerhilfe (www.ev-partnerhilfe.de)
- Franziskaner (www.franziskaner.at)
- Hoffnung für Osteuropa (diakonie-wuerttemberg.de): Hoffnung für Osteuropa ist die Antwort der evangelischen Kirchen in Deutschland auf den Wandel in Mittel- und Osteuropa. Gegründet 1994, fördert die Aktion soziale Strukturen, diakonische Dienste und den zivilgesellschaftlichen Aufbau.
- Kirche in Not – Hilfe für verfolgte und bedrohte Christen⁵⁹² (www.kircheinnot.at): Das internationale katholische Hilfswerk „Kirche in Not/Ostpriesterhilfe“ wurde 1947 gegründet. Ursprünglich half es in den Ländern Osteuropas, heute widmet es sich zahlreichen Ländern weltweit. Als pastorales Hilfswerk macht es Hilfe vor allem bei der Aus- und Weiterbildung von Seminaristen, Priestern, Schwestern und engagierten Laien, bei Renovierung, Neubau und Einrichtung von Kirchen, Kapellen, Gemeindezentren und Ordenshäusern möglich. Seine seelsorgliche Aufgabe sieht Kirche in Not in Bezug auf seine Mitarbeiter und Spender.

⁵⁹¹ Auflistung der Organisationen in alphabetischer Reihenfolge.

⁵⁹² Früher Zusatzbezeichnung „Ostpriesterhilfe“.

- Osteuropahilfe e.V. (www.osteuropahilfe.org)
- Pro Oriente (www.pro-oriente.at): Die Stiftung 1964 vom damaligen Erzbischof von Wien, Franz Kardinal König, gegründet, um die Beziehungen zwischen der römisch-katholischen Kirche und den orthodoxen und orientalischem-orthodoxen Kirchen (insgesamt 21) zu pflegen und zu fördern. Forschungsprojekte und wissenschaftliche Veranstaltungen im In- und Ausland, wechselseitige Besuche von hohen kirchlichen Würdenträgern und Wissenschaftlern, die Herausgabe von Publikationen, die Vergabe und Vermittlung von Stipendien. Förderung der Begegnungen zwischen den Kirchen.
- Renovabis (www.renovabis.de): Die deutsche Stiftung wurde im März 1993 als „Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa“ ins Leben gerufen – gegründet von der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) auf Anregung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK). Renovabis unterstützt die pastorale, soziale und gesellschaftliche Erneuerung der ehemals kommunistischen Länder Mittel-, Ost- und Südosteuropas.
- Welthaus (www.welthaus.at)

Eines davon ist das Modell des **Pastoralen Forums**. Folgende Überlegungen demonstrieren die praktische Umsetzung der biblisch-systematischen Schwerpunkte.

Einheit in Vielfalt von Ost und West

Das paulinische Bild des Leibes Christi kann als Verbundenheit zwischen den west-, mittel- und osteuropäischen Kirchen ausgelegt werden. Auch sie sind – wie die Glieder des einen Leibes – miteinander verbunden und gehören in Christus zueinander. Was bei der einen Ortskirche passierte (kommunistisches Erbe im Osten), betrifft auch die anderen Ortskirchen (die der westeuropäischen Länder) und auch die Weltkirche als Ganze. Wie unterschiedliche Organe eines Organismus, haben auch die Ortskirchen unterschiedliche Aufgabenstellungen: Die florierende Bildung der westlichen Länder kann ein Angebot für die ehemals bildungsbenachteiligten

Kirchen in den jungen Reformdemokratien sein.⁵⁹³ Wie ein Glied im Organismus auf das andere nicht verzichten kann, "ich brauche dich nicht" (vgl. 1 Kor 12,21) nicht sagen kann, so sind auch die Kirchen zwischen Ost und West aufeinander angewiesen und brauchen einander.

In der Urkirche gab es rege Kontakte zwischen den einzelnen Ortskirchen. Auch das Pastorale Forum schafft dank seiner Tätigkeit Kontakte und Vernetzung zwischen ‚Ost‘ und ‚West‘. Dort, wo vor 1989 trotz einer geographischen Nähe eine unüberwindbare Stacheldrahtgrenze errichtet war, werden nun Brücken geschlagen, Kontakte geknüpft, Netzwerke gebaut. Die Unterschiede bleiben und werden akzeptiert und sogar wertgeschätzt. Dennoch entstehen durch persönliche Begegnungen Schnittstellen zwischen den Ländern, zwischen den Kirchen dieser Länder, zwischen theologischen Denkweisen.

Die Weltkirche wird durch die Lernerfahrungen der Ortskirchen (und ihrer Mitglieder) bereichert und in gegenseitiger Unterstützung der Ortskirchen untereinander wird ihre Einheit bestätigt. Es bleibt als Aufgabe der Teilkirchen von Ost- und Westeuropa, mit ihrer je besonderen Gabe an der „Auferbauung des Leibes Christi“ (Eph 4,12) mitzuwirken. Der tschechische Kardinal Vlk dazu: „[Die] Liebesgeschichte der Kirche [...] ist eigentlich das Abenteuer der Einheit der Kirche, das sich in dem konkreten Ringen um die gegenseitige Liebe im kleinen Kreis oder in der Gemeinde oder gar in der Diözese ereignet. [...] Das, was mir wichtig erscheint, ist: die Praxis der Liebe konkret zu üben, jeden Tag, bei jeder Gelegenheit.“⁵⁹⁴ Das Pastorale Forum versucht, dieses Ringen der Kirchen in seinem Rahmen zu unterstützen.

Sensibilität für die Lücke

Auch von der in den Paulusbriefen beschriebenen Kollekte können sich die Teilkirchen von Ost und West etwas abschauen. Da geht es zunächst einmal um das genaue Hinschauen, wo Ungleichheit oder Benachteiligung ist. Aus dieser Sensibilität für die entstandene Lücke kann dann als Antwort solidarisches Tun angeboten

⁵⁹³ Allgemein zur Solidarität durch „Parteinahme für Opfer, Arme und Benachteiligte“ vgl. Steinkamp, Hermann: Solidarität. Praktisch-theologisch, in: Kasper, Walter / Buchberger, Michael (Hg.), Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg im Breisgau / Wien u.a., 2002, Bd. 9, 710.

⁵⁹⁴ Vlk, Kardinal Miloslav: Die Kirche von Münster, hineingezogen in eine Liebesgeschichte weltweit und ganz konkret vor Ort, in: Werbick, Jürgen / Schumacher, Ferdinand (Hg.), Weltkirche – Ortskirche: Fruchtbare Spannung oder belastender Konflikt?, Münster, 2006, 22.

werden. Ohne etwas zurückzuerhoffen und freiwillig, und das alles in Freiheit. Genau das geschieht beim Stipendienprogramm des Pastoralen Forums: Da ist ein Angebot, das dem Bewusstsein um die Bildungsbenachteiligung entstanden ist und dieser „Lücke“ auf seine Art und Weise Abhilfe leisten will. Dieses Angebot kann von Theologinnen und Theologen Ost(Mittel)Europas nach freier Entscheidung in Anspruch genommen werden (oder nicht).

Durch das Denken aneinander und durch persönliche Kontakte entsteht Gemeinschaft und in ihr ein sichtbarer Zusammenhalt der Teilkirchen und somit der Weltkirche. Der Ursprung dieser Hilfeleistung (theologisch: der Gnade) ist Gott selbst, der die westliche Kirche beschenkt und befähigt, die Kirche Ost(Mittel)Europas im Bereich der Bildung zu unterstützen.

Voneinander lernen

Auch wenn beim Bildungsangebot an der Seite der westlichen Kirche keine Gegengabe erwartet wird, so ist das Helfen dennoch keine Einbahn. Als Geber kommt das Stipendienprogramm als Teil der westlichen Kirche seiner Berufung vor Gott nahe – im Bewusstsein um die moderne Christusbefolgung. Gleichzeitig kann man vom Geben und Nehmen insofern sprechen, weil die Kirchen der vom Kommunismus unberührten Länder bereits vor dem Geben bekommen haben und aus dieser Quelle der Bildungsbegabung nun für die ost(mittel)europäischen Länder schöpfen können.

Die Reziprozität ist außerdem durch das Lernen voneinander gegeben. Durch persönliche Kontakte mit Studierenden, hat die Westkirche die Chance, die Situation der Heimatkirchen der Stipendiatinnen bzw. Stipendiaten kennen zu lernen und von ihnen zu lernen (ist sie dazu bereit?). Als Beispiel können pastoraltheologische Konzepte genannt werden, die im Westen für die eigene Teilkirche entwickelt wurden. Diese können unmöglich eins zu eins in den Heimatländern der Stipendiatinnen und Stipendiaten zur Anwendung kommen, sondern die Studierenden entwerfen eigene und bestehende Konzepte an, um der je eigenen Kirchensituation der Länder gerecht zu werden.

Stipendiatinnen und Stipendiaten können in der Förderung durch das Pastorale Forum die Gnade Gottes erkennen, die ihnen und ihren Heimatkirchen zuteilwird. Gleichzeitig können sich die Förderer glücklich schätzen, mit diesen Personen in Kontakt treten zu dürfen, um voneinander zu lernen. Auch das ist Gottes Gnade.

Verantwortung füreinander

Verbindlichkeit und Verantwortung füreinander unter den Ortskirchen wächst noch mehr durch bestehende Kontakte im Sinne von Antoine de Saint-Exuperys (Der kleine Prinz): „Du bist zeitlebens für das verantwortlich, was du dir vertraut gemacht hast.“ Es ist andauernder Prozess: Aus Verbindlichkeit erwächst Verantwortung, aus dieser entstehen Kontakte, die noch mehr die Verbindung, die Verbindlichkeit und die Verantwortung füreinander stärken. Wie Ottmar Fuchs überzeugt ist, dass die Verantwortung füreinander in der Natur einer Beziehung liegt, so kann dies für die konkreten Beziehungen im Stipendienprogramm des Pastoralen Forums ebenfalls gesagt werden.

Schule der Wertschätzung

Das Stipendienprogramm des Pastoralen Forums steht zusätzlich zu Bildungsangeboten auch für einen „Übungsort“. Da wird Cage-Painting geübt und die Unterschiede ans Licht gehoben, die uns Menschen in den jeweiligen Lern- und Lebenskulturen ausmachen. Akzeptanz und Wertschätzung des „Andersseins“ der anderen können gelernt und geschätzt werden. Auch eine Haltung der Toleranz⁵⁹⁵ und eine konstruktive Kritik, sowie die Fähigkeit, Konflikte anzusprechen, können im Rahmen des Stipendienprogramms geübt werden. Was so im Kleinen gelernt wird, kann und soll später für mehr Frieden und Gerechtigkeit in Kirche und Gesellschaft und für mehr Einheit unter den Christen eingesetzt werden.

Hilfe zur Selbsthilfe

Das Prinzip der Subsidiarität – der Hilfe zur Selbsthilfe – wird beim Pastoralen Forum großgeschrieben. Die Studierenden sollen in Wien mehr Selbständigkeit (zunächst beim wissenschaftlichen Arbeiten) lernen, um diese später beim Aufbau der Heimatstrukturen in Kirche und Gesellschaft förderlich einsetzen zu können. Dabei

⁵⁹⁵ Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass der Begriff „Toleranz“ in der slowakischen Kirche oft eine negative Konnotation hat und besonders von katholischen Christen nicht gerne als Begriff verwendet wird, da „Beliebigkeit“ der Massengesellschaft mit diesem Wort assoziiert wird. Ich meine mit diesem Begriff eine wertschätzende Haltung anderen Menschen gegenüber, auch denen, die anders sind, als wir sie gerne hätten.

sollen ihnen die in Wien gelernten und von den Studierenden selbst adaptierten (pastoralen) Konzepte hilfreich zur Seite stehen.

(Kirchen-)Politische Arbeit ist als ein wichtiges Kriterium im Rahmen einer guten Solidaritätsarbeit unumgänglich.⁵⁹⁶ Damit nicht nur Rehabilitation sondern es auch Prävention⁵⁹⁷ geschieht, ist neben der Förderung der Personen auch der Aufbau von tragenden Strukturen in den Kirchen Ost(mittel)Europas von großer Bedeutung.

Förderung von Personen und Strukturen

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, die Tätigkeit des Pastoralen Forums von A nach B zu meliorisieren und dabei die Förderung von Personen und Strukturen zu optimieren. Diese Verbesserungsbemühung geschieht in einem Dreischritt: 1. Analysieren – 2. Reflektieren – 3. Folgen ziehen.

Fokus des Stipendienprogramms liegt auf *Personen*. Diese leben in einem bestimmten Kontext (=Strukturen). Durch die Förderung der Personen geschieht schon indirekt eine Förderung der Strukturen (Dialektik zwischen Person und Organisation). So stellt sich dem Stipendienprogramm die Frage, wie die geförderten Personen selbst zur Förderung der Strukturen (rechtzeitig) beitragen können. Die Ergebnisse der qualitativen Interviews bestätigen, dass geförderte Personen und Strukturen, die diese im Heimatland tragen, unmittelbar zusammengehören. So ist es für die Studierenden wichtig, die Kontakte auch während des Studiums in Wien zu pflegen und mitzugestalten, damit sie einerseits von diesen nach ihrer Rückkehr getragen werden und sich andererseits an deren Aufbau beteiligen können.

Der Erfolg der Bildung lässt sich letztlich nicht messen – so ist es auch bei den vom Pastoralen Forum geförderten Stipendiatinnen und Stipendiaten der Fall. Dennoch kann sich persönliche Förderung ansatzweise zeigen: im formalen Abschluss eines Doktoratsstudiums⁵⁹⁸, im Zugewinn an Lernerfahrungen, die als Lebensweis-

⁵⁹⁶ Vgl. Klein, Stephanie: Christliche Solidarität in der Praxis. Praktische-theologische Aspekte des Solidaritätsbegriffs, in: Krüggeler (2005) 227. Paul Zulehner meint: „Prävention ist Aufgabe der Politik, Rehabilitation die der Caritas.“ In: Zulehner (2006) 155.

⁵⁹⁷ Vgl. Zulehner (2006) 155: „Prävention ist Aufgabe der Politik, Rehabilitation die der Caritas.“

⁵⁹⁸ Bei der Promotion hören und bestätigen die Doktoren und Doktorinnen der katholischen Theologie an der Universität Wien folgende Promotionsformel: „Sie werden also geloben, dieser Universität, in der Sie den höchsten Grad erlangt haben, dauernd ein treues Angedenken zu bewahren und ihre Aufgaben und Ziele nach Kräften zu unterstützen. Die Würde, die ich Ihnen zu verleihen habe, rein und unversehrt zu bewahren und ihr stets durch ein solches Leben, wie es einem Theolo-

heiten im Rahmen der Interviews erzählt worden sind oder auch in der Akzeptanz der Alumni in ihrem beruflichen Umfeld nach ihrer Rückkehr ins Heimatland.

Der theologische Teil dieser Arbeit soll mit den Worten des Theologen und Religionspädagogen Albert Biesinger zum Abschluss kommen: „In der Bibel zu lesen ist essentiell für die Theologie, es ist aber ebenso essentiell für die Theologie, im Leben der Menschen zu lesen. Ein solcher Lernprozess kommt nie zu Ende. So lange Menschen diese Erdkugel bevölkern, wird Solidarität eine der zentralen Herausforderungen bleiben.“ Somit ist ein „interkulturelles Lernen ein ‚locus theologicus‘“.⁵⁹⁹ Und daher ist auch die Begegnung mit den Stipendiatinnen und Stipendiaten des Pastoralen Forums ein „locus theologicus“ – ein Ort der Gottes-Begegnung in seiner vielfältigen Kirche.

gen ziemt, Ehre zu erweisen; die Studien der heiligen Theologie eifrig und unermüdlich zu pflegen und zu fördern, damit die Wahrheit, die von Jesus Christus zum ewigen Heile der Menschheit vom Himmel gebracht wurde und im Schoß der Kirche geborgen ist, von dem Menschen Tag für Tag klarer erkannt und im Leben hingebender befolgt werde.“ Übersetzung der lateinischen Promotionsformel unter <http://www.univie.ac.at/latein/uni/promue.htm>.

⁵⁹⁹ Biesinger, Albert: Lehr und Lernprozess SOLIDARITÄT als "locus theologicus", in: Biesinger, Albert / Fuchs, Ottmar / Kiessling, Klaus (Hg.), Solidarität als interkultureller Lernprozess, Münster 2005, 215f.

Ausblick:

Was kann für die weitere Entwicklung gelernt werden?

Die Entwicklungsprozesse der ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten konnten im Rahmen der vorliegenden Dissertation systematisch erforscht werden. Dabei sind komplexe Vorgänge zum Vorschein getreten, die sich sowohl auf Prozesse während ihrer Studienzeit in Wien beziehen, als auch auf die Rückkehr in ihre Heimatländer. Mittels qualitativer Interviews konnten neue Themen gefunden werden, die im Bereich des interkulturellen Lernens – vor allem im Bereich Theologie und Kirche – von Bedeutung sind. Herausforderungen und Lernerfahrungen der ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten konnten benannt und detailliert dargestellt werden.

Überraschenderweise hat sich die These, dass die Entwicklung der Stipendiatinnen und Stipendiaten nach der Rückkehr in ihre Heimatländer stagniert, nicht bestätigt. Im Gegenteil konnte festgestellt werden, dass die Befragten ihre in Wien angeregte Entwicklung in ihren Heimatländern fortführen und es gut schaffen, die gewonnenen Erkenntnisse in ihren Arbeitsfeldern erfolgreich und für die jeweiligen Länderkontexte passend anzuwenden.

Das Pastorale Forum kann somit auf eine erfolgreiche Förderungsperiode zurückblicken, wissend, dass sein Hauptziel erreicht wurde und wird, nämlich die Ortskirchen in Ost(Mittel)Europa in Personen zu fördern. Gleichzeitig ist das Stipendienprogramm herausgefordert, seine künftige Tätigkeit rund um die Stipendienvergabe und die Betreuung der Stipendiatinnen und Stipendiaten anhand der vorliegenden Ergebnisse noch mehr zu optimieren.

Folgende Vorschläge, die ich anhand der Forschungsergebnisse formuliere, könnte der Stipendienverein in seiner künftigen Tätigkeit erwägen und berücksichtigen:

Bei der Auswahl der geeigneten Stipendiaten und Stipendiatinnen könnte gesondert auf Deutschkenntnisse und auf Interesse für Interdisziplinarität geachtet werden, da es sich gezeigt hat, dass gute Deutschkenntnisse und ein hohes Interesse für Interdisziplinarität den Studienerfolg erhöhen. Die bereits vom Stipendienprogramm geförderten Sprachkurse tragen maßgeblich zur Sprachförderung bei und sollten auch weiterhin unterstützt werden.

Stipendiatinnen und Stipendiaten, die in der dreijährigen Stipendienfrist ihr Studium abschließen, gibt es zwar doch aber eher selten. Vielleicht wäre es möglich, Studierende, die in drei Jahren fertig werden, mit einem (finanziellen) Bonus auszuzeichnen, um sie zu motivieren, zielsicher zu arbeiten.

Es hat sich gezeigt, dass die Autonomie der Studierenden in Wien eine sehr wichtige Rolle beim Studium spielt. Förderlich wäre es, wenn das Pastorale Forum das Selbstbewusstsein und die Selbständigkeit der Stipendiatinnen und Stipendiaten stärken, ihr selbstbestimmtes Handeln und Forschen unterstützen und ihnen gut erklären könnte, wie wichtig es in Wien ist, eigenständige Wege zu gehen, um ihre Ziele zu erreichen und dabei die vorgegebenen Regeln und Normen zwar zu achten, gleichzeitig aber auch zu hinterfragen und zu überprüfen. Wie diese Autonomie-Förderung konkret aussehen kann, bleibt der Kreativität des Vereines überlassen.

Die beim Pastoralen Forum bereits vielfach praktizierte Bewerbung der Stipendien durch Mundpropaganda hat sich als erfolgreich bewährt. In diese Richtung sollte auch künftig das Fundraising betrieben werden: Zwar ist eine eigene Homepage des Stipendienprogramms als Visitenkarte oder um Bewerbungsprozesse zu unterstützen wichtig, doch wäre es gut, die künftigen Bewerberinnen und Bewerber über persönliche Quellen zu erreichen und Bischöfe, Professoren bzw. Professorinnen anzuschreiben, die vor allem Paul M. Zulehner als Vereinsobmann persönlich kennen.

Pastoraltheologie als Studienfach wirkt bei den meisten Bewerberinnen und Bewerbern eher abschreckend und ist als Disziplin nicht einladend, da die Theologinnen und Theologen Ost(Mittel)Europas unter diesem Begriff etwas anderes verstehen als was an der Universität Wien gelehrt wird. Es könnte hilfreich sein, auf der Homepage des Pastoralen Forums eine kurze Beschreibung der in Wien gelehrt Pastoraltheologie anzubringen. Auch wäre es denkbar, ein paar Themenvorschläge für die künftigen Stipendiaten und Stipendiatinnen zu machen, damit sie sich ein konkretes Bild über die methodische Vorgangsweise bei akademischen Arbeiten in diesem theologischen Fach machen können.

Es wäre gut, den neuen Stipendiatinnen bzw. Stipendiaten am Anfang intensiver beizustehen, um sie besser in das System der Universität einzuführen. Auch ältere Stipendiatinnen und Stipendiaten könnten diese Aufgabe übernehmen, so wie es in der Vergangenheit bereits versucht worden ist. Diese Unterstützung sollte jedoch nach dem Subsidiaritätsprinzip erfolgen und eine Hilfe zur Selbsthilfe sein, damit neue Stipendiatinnen und Stipendiaten dabei möglichst viel selbst lernen können und ihre Selbständigkeit gefördert wird.

Die Unterstützung der Studierenden im persönlichen Coaching oder durch das Büro des Pastoralen Forums hat bei den Befragten eine vielfach motivierende Wirkung entfaltet. Diese Richtung könnte bewusst weiter gegangen werden. Positive und wertschätzende Worte, die die Studierenden in ihrem Selbstwert bestätigen, sie ganzheitlich ernstnehmen und ihnen Vertrauen entgegenbringen, sollten bei der Begleitung der Stipendiatinnen und Stipendiaten nicht fehlen. Auch das Cage-Painting sollte als Methode der Optimierung der je eigenen Lernkultur bei der Begleitung der Studierenden immer und immer wieder zum Einsatz kommen.

Um der Einsamkeit zu entkommen und gleichzeitig ein Training der Deutschkenntnisse zu ermöglichen, könnten die Studierenden bewusster motiviert werden, Netzwerke mit Freunden oder mit (spirituellen) Gemeinschaften zu knüpfen. Auch die Gemeinschaft der Stipendiatinnen und Stipendiaten untereinander sollte Unterstützung erfahren, denn (auch) sie ist ein Lernort, an dem über andere Denkweisen und Kulturen aus erster Hand viel erfahren werden kann.

Weil die Alltagskommunikation in der deutschen Sprache auch für die wissenschaftliche Sprachqualität von wichtiger Bedeutung ist, sollten künftige Stipendiatinnen und Stipendiaten ausnahmslos in Wien bzw. in Österreich wohnen. In den letzten Jahren wurde dieses Kriterium bei der Auswahl der geeigneten Stipendianten und –kandidatinnen bereits angewendet.

Die Erweiterung der Perspektiven der Studierenden aus Ost(Mittel)Europa ist oft an eine oder mehrere Personen gebunden, in der bzw. denen die Stipendiatinnen und Stipendiaten Vorbild bzw. Vorbilder sehen. Persönlicher Kontakt ist dabei wichtig und sollte auch künftig (z. B. durch Begegnungen mit den Studierenden oder durch gemeinsame Exkursionen bzw. Ausflüge) gefördert werden.

Betreuer und Betreuerinnen könnten mit Inhalten konfrontiert werden, die die befragten Alumni einem idealen Betreuer bzw. einer idealen Betreuerin zuschreiben, um für sich auszusuchen, welche von diesen Punkten bewusst in ihrer Betreuung unterstützt werden und welche eher vermieden werden könnten.

Stipendiatinnen und Stipendiaten sollten auch künftig darin unterstützt werden, Kontexte für die Pastoraltheologie zu beachten, um eine neue Pastoraltheologie in den Heimatländern zu entwickeln. Bei diesem Thema kommt das Thema Nr. 1 der genannten Lernerfahrungen, nämlich die neue Perspektive, zum Vorschein. Denn wenn die Stipendiatinnen und Stipendiaten für sich selbst gelernt haben, die Welt, die Kirche oder ihr Leben aus einer anderen Perspektive wahrzunehmen, kommt ihnen das zugute, wenn sie sich in andere (zum Beispiel heimatliche) Kontexte hineinversetzen sollen.

Das Thema Lernerfahrungen/Entwicklung könnte künftig allen neuen Stipendiatinnen und Stipendiaten in einem Einführungsseminar präsentiert werden, da es für sie von großer Bedeutung sein kann, vorab zumindest theoretisch zu erfahren, mit welchen Prozessen sie im Rahmen ihres Studiums in Wien zu tun haben könnten. Ebenfalls wäre es sehr wichtig, Schritt für Schritt auf die Unterschiede zwischen den Lernkulturen in ‚Ost‘ und in ‚West‘ hinzuweisen, um ihnen diese rechtzeitig bewusst zu machen. Die befragten Alumni haben in den Interviews eine durchaus positive Sichtweise auf die Stipendienzeit in Wien aus unterschiedlichsten Blickwinkeln zum Ausdruck gebracht und laden neue Stipendiatinnen und Stipendiaten geradezu ein, ihre Augen offen zu halten und die je eigenen Schwierigkeiten und Herausforderungen in positive Erfahrungen umzumünzen.

Die Rückkehr der Alumni in ihre Heimatländer könnte dadurch unterstützt werden, dass Sie angehalten werden, Kontakte zu Vertretern und Vertreterinnen der Theologie und der Kirche im Herkunftsland auch während ihrer Stipendienzeit zu pflegen. Eine andere Art von Unterstützung könnte durch eine Vernetzung der bisherigen Stipendiatinnen und Stipendiaten des Pastoralen Forums entstehen – z. B. durch ein Alumni-Netzwerk mit Vertretern bzw. Vertreterinnen in jenen Ländern, aus denen bisherige Stipendiatinnen und Stipendiaten gekommen ist. Diese könnten gemeinsame Aktivitäten und Zusammenkünfte (z. B. in Wien) planen, bei denen ein Austausch nicht nur auf der wissenschaftlichen Ebene (wie z. B. beim Verein PostT), sondern auf einer ganzheitlich persönlich-menschlichen Ebene ermöglicht werden könnte.

In der Begegnung mit den Stipendiatinnen und Stipendiaten einen „locus theologicus“, einen Ort der Gottes-Begegnung in einer vielfältigen Kirche zu sehen, wäre schließlich der Ausdruck des gegenseitigen Lernens und Gebens, um die es dem Pastoralen Forum wesentlich geht.

Literaturverzeichnis

- Ahrens, Theodor / Biehl, Michael / Ekué, Amélie A.-A.: Gottesgabe. Vom Geben und Nehmen im Kontext gelebter Religion Festschrift zum 65. Geburtstag von Theodor Ahrens, Frankfurt am Main 2005.
- Baumert, Norbert: Studien zu den Paulusbriefen, Stuttgart 2001.
- Baumgarten, Isidor: Wer hilft, wird ein anderer. Zur Provokation christlichen Helfens. Festschrift für Isidor Baumgarten, Münster 2006.
- Baumgartner, Alois: Solidarität. Begriffsgeschichte, in: Kasper, Walter / Buchberger, Michael (Hg.), Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg im Breisgau / Wien u.a. 2002, Bd. 9, 706-707.
- Baumgartner, Alois: Solidarität. Theologisch-ethisch, in: Kasper, Walter / Buchberger, Michael (Hg.), Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg im Breisgau / Wien u.a. 2002, Bd. 9, 709-710.
- Becker, Ulrich / Bolscho Dietmar / Lehmann Christine (Hg.): Religion und Bildung im kulturellen Kontext. Analysen und Perspektiven für transdisziplinäres Begegnungslernen. Harry Noormann zum 60. Geburtstag, Stuttgart 2008.
- Beckheuer, Burkhard: Paulus und Jerusalem. Kollekte und Mission im theologischen Denken des Heidenapostels, Frankfurt am Main / Wien 1997.
- Benedikt XVI. / Huber, Wolfgang: Gott ist die Liebe. Die Enzyklika "Deus caritas est", Freiburg im Breisgau / Wien u.a 2006.
- Biesinger, Albert: Lehr und Lernprozess SOLIDARITÄT als "locus theologicus", in: Biesinger, Albert / Fuchs, Ottmar / Kiessling, Klaus (Hg.), Solidarität als interkultureller Lernprozess, Münster 2005, 215-217.
- Bohlen, Maren: Sanctorum communio. Die Christen als "Heilige" bei Paulus, Berlin; New York 2011.
- Bohumil, Jörg / Immerfall, Stefan: Wahrnehmungsweisen empirischer Sozialforschung. Zum Selbstverständnis des sozialwissenschaftlichen Forschungsprozesses, Frankfurt 1985.
- Buckenmaier, Achim: Universale Kirche vor Ort. Zum Verhältnis von Universalkirche und Ortskirche, Regensburg 2009.
- Bulányi, György: Und verbrannte doch nicht. Karfreitagsbrief an Kardinal Ratzinger. Wien 1996.

- Cropley, Arthur J.: Qualitative Forschungsmethoden. Eine praxisnahe Einführung, Eschborn 2002.
- Crüsemann, Frank: Das Alte Testament als Wahrheitsraum des Neuen. Die neue Sicht der christlichen Bibel, Gütersloh 2011.
- Diepold, Klaus / König Klaus (Hg.): Perspektiven der Eine-Welt-Religionspädagogik. Engelbert Gross zum 65. Geburtstag, Münster 2004.
- Drumm, Joachim: Solidarität. Systematisch-theologisch, in: Kasper, Walter / Buchberger, Michael (Hg.), Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg im Breisgau / Wien u.a. ³2002, Bd. 9, 708-709.
- Ebner, Martin: „Solidarität“ biblisch. Fallbeispiele und erste Systematisierungen, in: Krüggeler, Michael (Hg.), Solidarität - ein christlicher Grundbegriff?: Soziologische und theologische Perspektiven, SPI-Reihe 9, Zürich 2005, 77-110.
- Ehlich, Konrad (Hrsg.): Wissenschaftlich schreiben - lehren und lernen, Berlin u.a. 2003.
- Flick, Uwe / von Kardoff, Ernst / Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek 2000.
- Fuchs, Ottmar: Einheit der Kirche. Praktisch-theologisch, in: Kasper, Walter / Buchberger, Michael (Hg.), Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg im Breisgau / Wien u.a. ³2002, Bd. 3, 549-550.
- Fuchs, Ottmar: Solidarität auf der Basis christlicher Spiritualität, in: Biesinger, Albert / Fuchs, Ottmar / Kiessling, Klaus (Hg.), Solidarität als interkultureller Lernprozess, Münster 2005, 21-54.
- Garhammer, Erich: Ortskirche, in: Kasper, Walter / Buchberger, Michael (Hg.), Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg im Breisgau / Wien u.a. 2002, Bd. 7, 1159-1160.
- Gemende, Marion / Schröer, Wolfgang / Sting, Stephan: Zwischen den Kulturen. Pädagogische und sozialpädagogische Zugänge zur Interkulturalität, Weinheim 1999.
- Girtler, Roland: Methoden der qualitativen Sozialforschung. Anleitung zur Feldarbeit, Wien-Köln-Graz 1984.
- Gönner, Hannes: Stunde der Wahrheit, Frankfurt am Main 1996.
- Hartkemeyer, Johannes F.: Die Kunst des Dialogs - Kreative Kommunikation entdecken. Erfahrungen, Anwendungen, Übungen, Stuttgart 2005.

- Helfferrich, Cornelia: Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews, Wiesbaden ³2009.
- Hilberath, Bernd J. / Nitsche, Bernhard: Von der Communio zur kommunikativen Theologie. Bernd-Jochen Hilberath zum 60. Geburtstag, Berlin 2008.
- Holzbrecher, Alfred: Interkulturelle Pädagogik. Identität, Herkunft, Berlin 2004.
- Hoof, Matthias: Freiwilligenarbeit und Religiosität. Der Zusammenhang von religiösen Einstellungen und ehrenamtlichem Engagement, Berlin [u.a.] 2010, 2010.
- Jankowiak, Grzegorz: Volk Gottes vom Leib Christi her. Das eucharistische Kirchenbild von Joseph Ratzinger in der Perspektive der Ekklesiologie des 20. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 2005.
- Kasper, Walter: Dienst an der Einheit und Freiheit der Kirche, in: Ratzinger, Joseph (Hg.), Dienst an der Einheit: Zum Wesen u. Auftr. d. Petrusamts, Düsseldorf 1978, 81–104.
- Kertelge Karl: Einheit der Kirche. Biblisch-theologisch, in: Kasper, Walter / Buchberger, Michael (Hg.), Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg im Breisgau / Wien u.a. ³2002, Bd. 3, 544-547.
- Kim, Byung-Mo: Die paulinische Kollekte, Tübingen 2002.
- Klein, Stephanie: Christliche Solidarität in der Praxis. Praktische-theologische Aspekte des Solidaritätsbegriffs, in: Krüggeler, Michael (Hg.), Solidarität - ein christlicher Grundbegriff?: Soziologische und theologische Perspektiven, SPI-Reihe 9, Zürich 2005, 211-230.
- Klein, Stephanie: Methodologische Zugänge zur sozialen Wirklichkeit, in: Haslinger, Herbert (Hg.): Handbuch Praktische Theologie. Band 1. Grundlegungen, Mainz 1999, 248-259.
- Kliemt, Hartmut: Achtung vor den Überzeugungen der anderen. Die Idee der Toleranz und ihre Problematik in der multikulturellen und multireligiösen Gesellschaft, in: Gottwald, Eckart / Rickers, Folkert (Hg.): Ehrfurcht vor Gott und Toleranz - Leitbilder interreligiösen Lernens: Grundsätze der Erziehung im Spannungsfeld multikultureller Beziehungen, Neukirchen-Vluyn 1999, 47-60.
- Klößener, Martin / Spichtig, Peter (Hg.): Leib Christi sein - feiern - werden. Ort und Gestalt der Eucharistiefeier in der Pfarrei, Freiburg, Schweiz 2006.
- Kremer, Jacob: Der Erste Brief an die Korinther, Regensburg 1997.
- Krüggeler, Michael (Hg.): Solidarität - ein christlicher Grundbegriff? Soziologische und theologische Perspektiven, SPI-Reihe 9, Zürich 2005.

- Kukartz, Udo: Computergestützte Analyse qualitativer Daten. Eine Einführung in Methoden und Arbeitstechniken, Opladen/Wiesbaden 1999.
- Kursawe, Christina: Potenzial MitarbeiterInnen. Personalentwicklung für soziale Organisationen - eine qualitative Studie zu vorhandenen Konzepten und Trends, Bad Heilbrunn 2007.
- Lähnemann, Johannes: Bewahrung - Entwicklung - Versöhnung. Religiöse Erziehung in globaler Verantwortung ; Referate und Ergebnisse des Nürnberger Forums 2003, Hamburg 2005.
- Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung. Band 1. Methodologie, Weinheim³1995.
- Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung. Band 2. Methoden und Techniken, Weinheim³1995.
- Leewe, Hanne: "Man lernt ja immer, wenn man sich nicht verschliesst". Lehrerinnen des Unterrichtsfaches "Lebensgestaltung - Ethik - Religionskunde" im interkulturellen Lernprozess: wie lehren sie Religion?, Münster 2000.
- Leimgruber, Stephan: Interreligiöses Lernen, München 1995.
- Link, Christian / Luz, Ulrich / Vischer, Lukas: Sie aber hielten fest an der Gemeinschaft... Einheit der Kirche als Prozess im Neuen Testament, Zürich 1988.
- Martini, Carlo M.: Das Evangelium von Paulus, Leipzig 2008.
- Máté-Tóth, András / Mikluščák, Pavel: Nicht wie Milch und Honig. Unterwegs zu einer Pastoraltheologie Ost(Mittel)Europas, Ostfildern 2000.
- Máté-Tóth, András: Bulányi und die Bokor-Bewegung. Eine pastoraltheologische Würdigung, Wien 1996.
- Máté-Tóth, András: Theologie in Ost(Mittel)Europa. Ansätze und Traditionen, Ostfildern 2002.
- Mayring, Philipp: Einführung in die qualitative Sozialforschung, Weinheim und Basel, 2002.
- Mikluščák, Pavel: Einheit in Freiheit. Subsidiarität in der Kirche als Anliegen des Zweiten Vatikanischen Konzils, Würzburg 1995.
- Nestle-Aland: Das Neue Testament. Griechisch und deutsch, Stuttgart 1986.
- Pemsel-Maier, Sabine: Einheit der Kirche. Systematisch-theologisch, in: Kasper, Walter / Buchberger, Michael (Hg.), Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg im Breisgau / Wien u.a.³2002, Bd. 3, 547-548.

- Pesch, Otto Hermann: Das Zweite Vatikanische Konzil. Vorgeschichte, Verlauf, Ergebnisse, Nachgeschichte, Würzburg 2001.
- Peterson, Erik / Nichtweiß, Barbara / Weidemann, Hans-Ulrich: Der Erste Brief an die Korinther und Paulus-Studien, Würzburg 2006.
- Pottmeyer, Herrmann J.: Das Verhältnis Weltkirche - Ortskirche: ein Lebensnerv der Kirche, in: Werbick, Jürgen / Schumacher, Ferdinand (Hg.), Weltkirche - Ortskirche: Fruchtbare Spannung oder belastender Konflikt?, Münster 2006, 25–40.
- Prudký, Libor: Religion und Kirchen in Ost(Mittel)-Europa, Ostfildern 2001.
- Prüller-Jagenteufel, Gunter M.: Solidarität – eine Option für die Opfer. Geschichtliche Entwicklung und aktuelle Bedeutung einer christlichen Tugend anhand der katholischen Sozialdokumente, Frankfurt am Main / New York 1998.
- Ratzinger, Joseph (Hg.): Dienst an der Einheit. Zum Wesen u. Auftr. d. Petrusamts, Düsseldorf 1978.
- Rauch, Albert / Imhof, Paul: Das Dienstamt der Einheit in der Kirche. Primat, Patriarchat, Papsttum, St. Ottilien 1991.
- Rimington, Glyn M. / Alagic, Mara: Third place learning. Reflective inquiry into intercultural and global cage painting, Charlotte 2008.
- Sepp, Peter: Geheime Weihen, Ostfildern 2004.
- Stäbler, Samuel: Die Personalentwicklung der "Lernenden Organisation". Konzeptionelle Untersuchung zur Initiierung und Förderung von Lernprozessen, Berlin 1999.
- Steinkamp, Hermann: Solidarität. Praktisch-theologisch, in: Kasper, Walter / Buchberger, Michael (Hg.), Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg im Breisgau / Wien u.a. ³2002, Bd. 9, 710.
- Strauss, Anselm L. / Corbin, Juliet: Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung, Weinheim 1996.
- Tomka, Miklós / Zulehner, Paul M.: Religion im gesellschaftlichen Kontext Ost(Mittel)Europas, Ostfildern 2000.
- Tomka, Miklós / Zulehner, Paul M.: Religion in den Reformländern Ost(Mittel)Europas, Ostfildern 1999.
- Unzueta, Angel M.: Vaticanum II und Ortskirche. Rezeption des konziliaren Kirchenbildes in der Diözese Bilbao, Frankfurt am Main / New York 1993.

- Valentin, Joachim (Hg.): *Wie kommt Gott in die Welt? Fremde Blicke auf den Leib Christi*, Frankfurt am Main, Leipzig 2009.
- Vlk, Kardinal Miloslav: *Die Kirche von Münster, hineingezogen in eine Liebesgeschichte weltweit und ganz konkret vor Ort*, in: Werbick, Jürgen / Schumacher, Ferdinand (Hg.), *Weltkirche - Ortskirche: Fruchtbare Spannung oder belastender Konflikt?*, Münster 2006, 9–24.
- Walter, Matthias: *Gemeinde als Leib Christi. Untersuchungen zum Corpus Paulinum und zu den "Apostolischen Vätern"*, Freiburg, Schweiz, Göttingen 2001.
- Werbick, Jürgen / Schumacher, Ferdinand (Hg.). *Werbick, Jürgen / Schumacher, Ferdinand: Weltkirche - Ortskirche. Fruchtbare Spannung oder belastender Konflikt?*, Münster 2006.
- Werbick, Jürgen: *Subsidiarität, Partizipation, Solidarität: hilfreiche und normative Prinzipien für die Gestaltung des Verhältnisses zwischen Ortskirchen und Weltkirche?*, in: Werbick, Jürgen / Schumacher, Ferdinand (Hg.), *Weltkirche - Ortskirche: Fruchtbare Spannung oder belastender Konflikt?*, Münster 2006, 41–62.
- Wolfsberger, Judith: *Frei geschrieben. Mut, Freiheit & Strategie für wissenschaftliche Abschlussarbeiten*, Wien u.a. ²2009.
- Zeller, Dieter: *Der erste Brief an die Korinther*, Göttingen 2010.
- Zločiny komunizmu na Slovensku (Die Verbrechen des Kommunismus in der Slowakei) 1948:1989, Band 1, Prešov 2001.
- Zulehner, Paul M.: *Liebe und Gerechtigkeit. Zur Antrittsenzyklika von Papst Benedikt XVI*, Wien 2006.
- Zulehner, Paul M.: *Pastoraltheologie*, Düsseldorf 1989.
- Zur Große Kracht, Hermann J.: „...weil wir für alle verantwortlich sind“ (Johannes Paul II.). *Begriffsgeschichte der Solidarität und ihrer Rezeption katholischen Sozialverkündigung in der katholischen Sozialverkündigung*, in: Krüggeler, Michael (Hg.), *Solidarität - ein christlicher Grundbegriff?: Soziologische und theologische Perspektiven*, SPI-Reihe 9, Zürich 2005, 111-132.

Abstract

Während des kommunistischen Regimes in den Ländern Ost(Mittel)Europas wurden Christen und Christinnen im Bereich der Bildung benachteiligt. Vor allem die Theologie als wissenschaftliche Disziplin unterlag der kommunistischen Zensur. Das Erbe der jahrelangen Bildungsbenachteiligung ist heute noch in den jungen Reformdemokratien spürbar. Als Antwort auf diese und aus Solidarität mit den Schwesterkirchen gründete Paul M. Zulehner gemeinsam mit Kardinal Franz König 1991 das Stipendienprogramm *Pastorales Forum – Förderung der Kirche in Ost(Mittel)Europa*. Die Förderung der „Beine statt Steine“ wurde zum programmatischen Motto: Durch Förderung von begabten Theologinnen und Theologen aus den postkommunistischen Ländern sollte die Theologie als Wissenschaft im diesem Raum rehabilitiert und erneuert werden.

Die vorliegende Dissertation von Veronika Prinz-Fülöpová widmet sich der Entstehung und den bisherigen Initiativen des Förderungsvereines, sowie der pastoraltheologischen Motivation der Vereinstätigkeit. Das Hauptaugenmerk liegt jedoch bei Herausforderungen und Lernerfahrungen der bisherigen Stipendiatinnen und Stipendiaten, mit denen qualitative Interviews geführt worden sind. Die Studie beantwortet, welche komplexen Prozesse die Studierenden während ihrer Stipendienzeit in Wien durchmachen, ob die angestrebte Förderung der Kirche in Ost(Mittel)Europa möglich ist, und wie die Stipendientätigkeit optimiert werden kann.

During the communist era, Christians in the countries of Eastern (Middle) Europe experienced severe educational disadvantages. In particular, theology as a scientific discipline was under the control of the communist states. The impact of such longstanding disadvantages can be noticed even today in the young, post-communist democracies. In response to this negative situation and in solidarity with the Church in the post-communist countries, Paul M. Zulehner and Cardinal Franz König established in 1991 the scholarship program, *Pastorales Forum – Support of the Church in Eastern (Middle) Europe*. The objective of this scholarship program is focused, not on supporting churches as buildings, but, rather, on supporting talented theologians from the post-communist countries who can become expert in the

scientific discipline of theology. They will then be capable of rehabilitating and renewing theological disciplines in these countries.

The present dissertation of Veronika Prinz-Fülöpová is concerned with the original objectives as well as with the programmatic initiatives of the supporting organizations along with the pastoral-theological motivation of these activities. The focus will be on the challenges and lessons learned by scholars who have participated in the studies that have been underwritten by the scholarships, based on qualitative interviews with these scholars. The interviews and their summaries address the complexities experienced by the scholars during their scholarship period in Vienna. In addition, an analysis will be offered as to the possibility of the scholarship program's achieving its intended objective of supporting the Church in Eastern (Middle) Europe. Finally, this issue will be addressed – how the scholarship program can be strengthened and expanded.

Lebenslauf



Persönliche Daten

Geboren: 04.10.1976 in Bratislava (Slowakei)

Ausbildung

1983 bis 1991 Grundschnle in Bratislava
erweiterter Deutschunterricht ab der 3. Schulstufe

1991 bis 1995 Gymnasium Bilíkova, Bratislava
bilingual: slowakisch-österreichisch
Abschluss: slowakisch-österreichische Matura

1996 bis 2002 Katholische Religionspädagogik an der Universität Wien
Abschluss: Mag. theol.

2008 bis 2012 Doktoratsstudium Katholische Religionspädagogik an der
Universität Wien
Angestrebter Titel: Dr. theol.

seit 2009 Psychotherapeutisches Propädeutikum der APG (Wien)

Berufserfahrung

1993 bis 1994 Deutschlehrerin (Volksschnle / Bratislava)

2002 bis 2003 Religionslehrerin (Volksschnle / Baden)

seit 2004 Wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Stipendienprogramm
Pastorales Forum (Universität Wien)

2005 und seit 2011 Pastoralassistentin (Pfarre Piesting)

Sonstiges

1995 bis 1996 Interkultureller Austausch in Wisconsin (U.S.A.)

Besondere Kenntnisse

PC-Kenntnisse Word, Excel, PowerPoint, Outlook, Adobe Acrobat X

Sprachen Slowakisch (Muttersprache), Deutsch (verhandlungssicher),
Englisch (fließend)

Wien, 20. März 2012